

Centrum Wiedzy i Informacji  
Naukowo-Technicznej Politechniki Wrocławskiej



100100429059







# Mitteilungen

des

Geschichts-  
und Altertums-Vereins

zu

# Liegnitz.

Siebentes Heft, für 1918 und 1919  
mit zahlreichen Abbildungen.



# Mitteilungen

des

Geschichts- und Altertums-Vereins  
zu Liegnitz.



Im Auftrage  
des Vorstandes herausgegeben von A. Zum Winkel und F. Pfeiffer.

Siebentes Heft, für 1918 und 1919  
mit zahlreichen Abbildungen.

Liegnitz.

Selbstverlag des Vereins.

Druck von der Buch- und Kunstdruckerei B. Krumbhaar in Liegnitz.

1920.

~~Bücherei des  
Heimatmuseums  
Sollenhain~~

~~B 58 g~~



257101/1

Akc. 135/D/88



# Inhaltsverzeichnis des siebenten Bandes.

## I. Aufsätze.

	Seite
1. Der Schloßbrand in Liegnitz im Jahre 1835. Von Geh. Baurat Paul Wylus in Liegnitz . . . . .	1
2. Die Entwicklung der Töpferei in Niederschlesien. Erster Teil. Von Keramiker Konrad Strauß in Bunzlau . . . . .	47
3. Zur Geschichte der St. Johannis-Kirche zu Liegnitz. Von Geh. Baurat Fritz Pfeiffer in Liegnitz . . . . .	78
4. Die Fürstin von Liegnitz. Von Bankdirektor Karl Selle in Liegnitz	141
5. Erlebnisse der Königs-Grenadiere in den Frühjahrschlachten 1918. Von Major Friedrich v. Amann in Liegnitz . . . . .	153
6. Die vorgeschichtlichen Funde von Leschwitz. Von Lehrer Curt Nordheim in Leschwitz . . . . .	164
7. Zur Herkunft des Liegnitzer Stadtschreibers Ambrosius Bitschen. Von Regierungs-Assessor a. D. Fedor v. Seydebrand auf Nassadel	183
8. Bitschens Geschoßbuch der Stadt Liegnitz vom Jahre 1451. Herausgegeben von Professor Arnold Zum Winkel in Liegnitz . . . . .	194

## II. Bericht.

1. Die Tätigkeit des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Liegnitz seit dem 1. Oktober 1917 . . . . .	236
---	-----

Das 7. Vereinsheft wird an die Mitglieder bei einem Jahresbetrage von mindestens 3 M. unentgeltlich abgegeben. Für Nichtmitglieder kostet das Heft 6 M.

Die früheren Vereinshefte können von uns zum Preise von 4 M. bezogen werden, das vergriffene Heft 1 nur in Ausnahmefällen.

# Der Schloßbrand in Liegnitz im Jahre 1835.

Von Paul Mylius,

Geh. Baurat, Regierungs- und Baurat a. D.

Der Brand der von der königlichen Regierung benutzten Flügel des Schlosses in Liegnitz in der Nacht vom 21. zum 22. Mai 1835 während der Amtsführung des Regierungspräsidenten Grafen zu Stolberg-Wernigerode ist denkwürdig wegen der von den rettenden Beamten und Bürgern bewiesenen großen Pflichttreue und Aufopferung. Fünf Bürger verloren dabei ihr Leben. Liegnitz hatte damals nur etwa 11 000 Einwohner. Man kann sich denken, welchen tiefen Eindruck das unglückliche Ereignis in der Stadt hervorrief. Unheimlich ist es aber bis heute geblieben, daß die Ursache des Brandes trotz sorgfältiger Untersuchung nicht hat ermittelt werden können.

## Das Schloß und seine Bewohner.

In der Gebäudegruppe, die im beigefügten Lageplan<sup>1)</sup> den vorderen Schloßhof umschließt, unterscheiden wir das „alte Schloß“

<sup>1)</sup> Zu der vorliegenden Arbeit habe ich die Regierungsakten, besonders die Präsidialakten, benutzt. Andere von mir benutzte Quellen sind im Schriftverlauf genannt. Der beigefügte Lageplan von 1809, der auch für 1835 zutreffend ist, und die beiden Schaubilder des damaligen Schlosses sind aus meinem früheren Aufsatze: „Die Veränderungen des königlichen Schlosses zu Liegnitz seit dem Einzuge der Regierung 1809“ entnommen (Festbericht über die Jahrhundertfeier der Regierung 1909 Seite 49 und Heft III der Mitteilungen des hiesigen Geschichts- und Altertumsvereins Seite 279). Neu sind hier hinzugefügt: 3 Handrisse von den Geschäftsräumen und der Präsidialwohnung im kgl. Schlosse vor dem Brande, je vom Erdgeschoß, vom 1. und vom 2. Stockwerk. Sie sind nach in Akten vorhandenen alten Handrissen und Plänen und den Berichten der bei dem Brande rettenden Beamten bearbeitet.

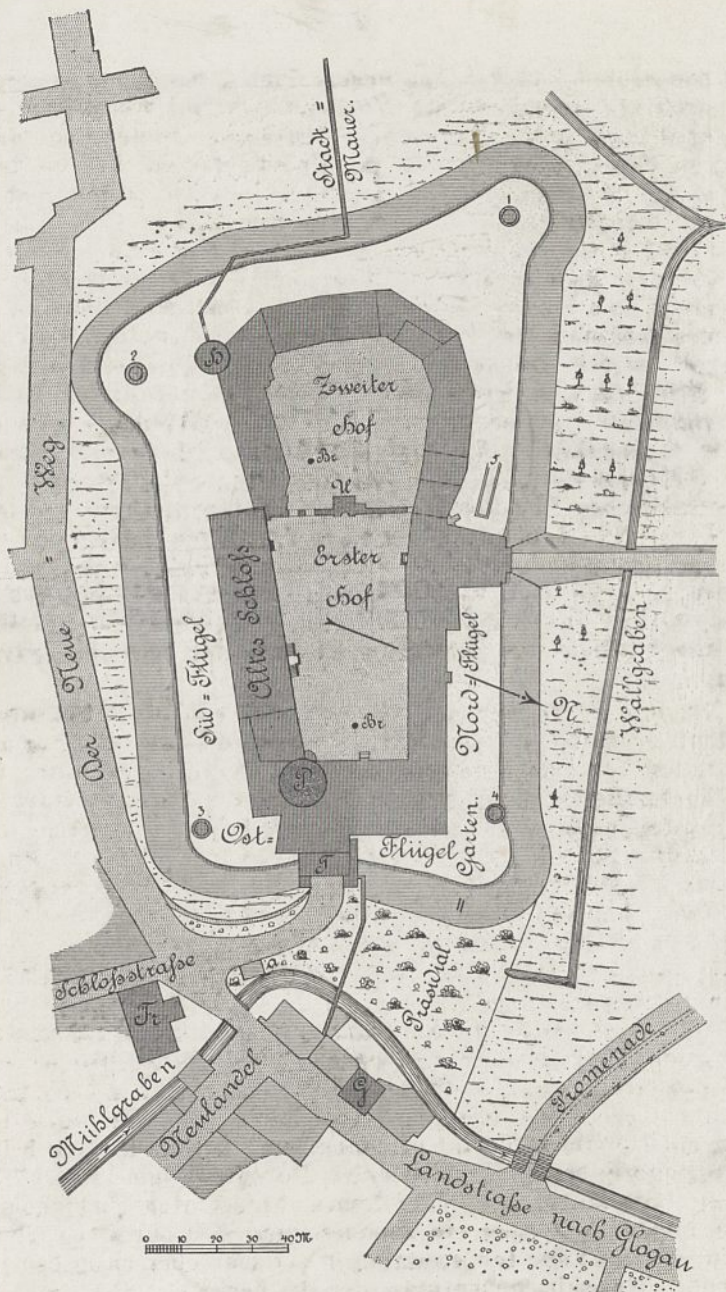
Weiläufig sei bemerkt, daß das in dem beigefügten Lageplan gezeichnete Amtsbotenhaus a 1835 nicht mehr vorhanden war und daß in dem Schaubilde „Nordansicht“ die Türme der Liebfrauenkirche 1835 schon die heutige Gestalt hatten.

und das neuere Schloß. Das neuere Schloß, das damalige Regierungsgebäude, umfassend den Ostflügel und den Nordflügel nebst Nordwestflügel, war ein anmutiger Barockbau. Es stand der Regierung zu Geschäftsräumen und zur Dienstwohnung für den Präsidenten zur Verfügung. 1835 zeigte es im wesentlichen noch die bauliche Gestaltung, die es nach dem Brande von 1711 erhalten hatte; nur waren innen zu dem Einzuge der Regierung 1809 durch Einbau von Fachwerkwänden Flurgänge (Korridore) hergestellt, Heizgänge und andere Anordnungen für die Außenheizung der Zimmer geschaffen und die verschiedensten Raunteilungen vorgenommen worden, wie sie sich in den beigegeführten Handrissen finden. Das Alte Schloß im Südsflügel dagegen zeigte im allgemeinen den altertümlichen Zustand des 16. und 17. Jahrhunderts und war etwas vernachlässigt. Der große Mittelsaal im Erdgeschoß war zum Salzmagazin, der Saalraum im I. und II. Stockwerk zum Schüttboden des Domänenrentamtes Liegnitz bestimmt, meist aber leer.<sup>1)</sup> In den Räumen am Westgiebel im Alten Schlosse war das Domänenrentamt selbst nebst Amtsbotenwohnung untergebracht. In den Räumen am Ostgiebel wohnten der Botenmeister und der Ofenheizer der Regierung. Die Trennung zwischen dem Südsflügel und dem Ostflügel des Schloßbaues bildete wie heute der Peters-turm.

Um das Schloß ist in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Wall geschüttet worden, dessen Böschung man in dem Lageplan als breites, das Schloß umgebendes Band hervortreten sieht. Auf dem Nordwalle bis zum vorspringenden Nordwestflügel befand sich der Präsidialgarten, der am Mühlgraben begann. Zwischen dem Nordwalle und der „Promenade“, jetzigen Pflaumenstraße, befand sich noch der breite Wallgraben, dessen Tieflage der im Lageplan ersichtliche Entwässerungsgraben schon vermuten läßt. Der Präsidialgarten zog sich mit seiner Umzäunung teilweise etwas in den Wallgraben hinein, wie aus dem beigegeführten Schaubild „Schloß von Nordost gesehen“ sich ergibt.

Die Durchfahrt durch den Torbau des Ostflügels war damals die einzige Zufahrt in die Schloßhöfe. Im Nordwestflügel war zwar auch eine gewisse Durchfahrt, mehr Durchgang, das sogenannte Löwentor vorhanden, das noch heute an einem hofseitigen und einem gartenseitigen Portal erkennbar ist. Sie ist in dem beigegeführten Handriß des Erdgeschosses als „Durchfahrt zum Garten“ bezeichnet. Sie hatte außen aber keinen brauchbaren Zugangsweg. Hierzu diente 1835 zwar ein dammartiger Weg durch den Wallgraben, wie im Lageplan ersichtlich ist; er war aber durch den ihn kreuzenden Entwässerungsgraben ziemlich behindert. Bei den poli-

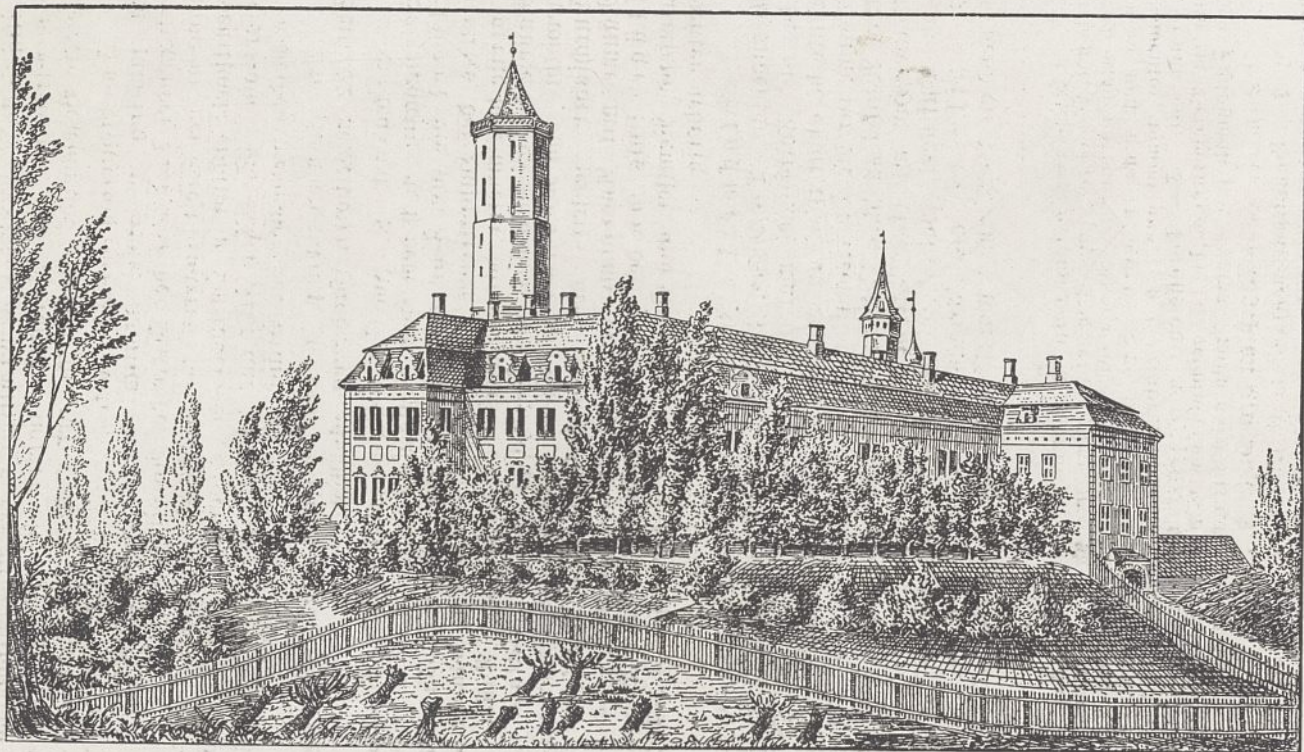
<sup>1)</sup> Hier lagerte das von den Verpflichteten zu liefernde Binnsaetreide bis zur Versteigerung.



Lageplan des Schlosses.

P Petersturm.  
 H Hedwigsturm.  
 U Uhrturm.  
 Br Brunnen.  
 T Torbau.

G Glogauer Torturm.  
 Fr Fürstliches Freihaus.  
 a Amtsbotenhaus.  
 1-4 Ausfälle (Rundtürme).  
 5 Ausfahrt.



Königliches Schloß zu Tegnitz von Nordost gesehen, nach einem Steindruck um 1835 vor dem Brande.

zeitlichen Vernehmungen zur Ermittlung der Brandursache wird in den Akten für diese Durchfahrt immer die wahrscheinlich überlieferte Bezeichnung „Ausfalltor“ gebraucht.<sup>1)</sup>

Das Regierungsgebäude hatte drei Eingänge.<sup>2)</sup> Sie befanden sich sämtlich im Hofe, nämlich: der „Haupteingang“ mit anschließender Treppe in der Mitte des Nordflügels, ferner der „Eingang an der Steindruckerei“ mit anschließender Treppe im Nordwestflügel; endlich im Ostflügel der „Eingang an der Regierungshauptkasse“, von dessen Flur aus die steinerne gewölbte Treppe zu den beiden Geschossen der Präsidialwohnung hinaufführte.

Die Raumbenutzung in dem Gebäude war nach den auf Seite 22 beigelegten Handrissen folgende:

Er d g e s c h o ß. Im Ostflügel rechts von der Durchfahrt: Salzmagazin; nach dem Hofe Regierungshauptkasse. Im Nordflügel bis zum Flur der Haupttreppe: Regierungshauptkasse; jenseits der Haupttreppe: Haupt-Institutenkasse<sup>3)</sup>; dann ein mit Kapelle bezeichneter, damals anscheinend unbenuzter Raum. Alle Räume des Erdgeschosses mit Ausnahme des Treppensflurs waren gewölbt. Im Nordwestflügel, diesseits des Treppensflures: Durchfahrt; jenseits des Treppensflures: Steindruckerei. Alle Räume mit Ausnahme des Treppensflurs gewölbt. Im Ostflügel links von der großen Durchfahrt, um den Petersturm greifend: Remisen und Stallungen, zur Dienstwohnung des Präsidenten gehörig.

I. Stockwerk. Im Ostflügel: Dienstwohnung des Präsidenten. Die beiden Zimmer nach dem Hofe zwischen Treppensflur und Nordflügel waren sein Wohn- und sein Arbeitszimmer. Links herumgreifend um den Petersturm in den Südflügel hinein: Räume für die Dienerschaft und Wirtschaftsräume. Vorn links in dem Winkel zwischen Ostflügel und Südflügel ein tiefer liegender kleiner Hof, mit einer Treppe zugänglich entweder (wie gezeichnet) vom Ostflügel, wahrscheinlicher aber vom Südflügel aus. Im Nordflügel: als Eckraum Sitzungsaal der Regierung; dann folgend ein Vorzimmer, wahrscheinlich mit zur Bibliothek gehörend,

<sup>1)</sup> Diese Bezeichnung halte ich sachlich für begründet. Der 1835 bestehende Wegedamm war 1809 und früher, wie ich jetzt annehmen muß, noch nicht vorhanden. Auch selbst im Stumpfschen Stadtplan von 1826 ist er noch nicht enthalten. Das Erdgeschoss des Nordwestflügels mit Löwentor stammt aus dem 17. Jahrhundert, als Viegnis noch als eine Festung galt. Die Torausfahrt wird hauptsächlich dazu angelegt sein, um im Belagerungsfalle bei geschlossenem Glogauer Tor Truppen auf den Schloßwall und an den Wallaraben bringen zu können.

<sup>2)</sup> Siehe den Handriß des Erdgeschosses. S. 22.

<sup>3)</sup> Die Hauptinstitutenkasse wird in den Akten häufig auch Instituten- und Kommunkasse genannt.

und das Sitzungszimmer der Abteilung I; darauf die Siegelung, zugleich Abtendestelle und Botenzimmer. Dann folgte die kleine Treppe; zwischen dieser und dem Haupttreppenflur das Präsidialbüro und die Bibliothek. Hinter dem Haupttreppenflur lagen die Büros Nr. 7, 7a, 8 und 9 für Gewerbe und Bauwesen und die Militärregistratur. Im Nordwestflügel: in den Zimmern Nr. 10, 11 und 12 die Polizeiregistratur, einschließlich Kommunalregistratur, mit größerem Bürovorzimmer Nr. 1.

II. Stockwerk. Im Ostflügel: links von der Treppe hofwärts: großer Flur; nach vorn und vor der Treppe: drei Zimmer der Präsidialwohnung. In der rechten Hälfte nach dem Hofe gelegen: das Sitzungszimmer der Abteilung II, von dem Treppenflur geschieden durch eine stets verschlossene Tür. Nach der Vorderseite: Registratur für Domänen und Forsten. Im Nordflügel: als Eckzimmer des Ostflügels die Kanzlei; dann Domänenkontrolle (D); darauf folgend bis zur kleinen Treppe: Registratur und Kalkulatur für direkte Steuern. Hinter der kleinen Treppe lagen die Büros der Kassenverwaltung. Hinter der Haupttreppe: Vernehmungszimmer; darauf: Kultusregistratur mit Anschließzimmern in den Nordwestflügel reichend, der in seinem vorspringenden Teile ferner die „reponierte“ Registratur enthielt.

Der Präsident Graf Stolberg führte einen großen Hausstand, obwohl seine Familie, soweit mir bekannt, nur aus seiner Gemahlin und zwei Söhnen im Jünglingsalter bestand. Wir erfahren von folgenden männlichen Hausangestellten: einem Diener, einem Jäger (Kammerdiener), einem Kutscher, einem Hausknecht und einem Koch. Aber nur der Jäger und der Hausknecht wohnten im Schlosse. Die anderen Genannten waren in nächster Nähe eingemietet.

Leiter der Regierungs-Abteilung I, des Innern, war der Regierungs-Vizepräsident Freiherr von Seckendorff, Leiter der Abteilung II, für direkte Steuern, Domänen und Forsten, kurz Finanzabteilung genannt, Oberregierungsrat Focke. Zur Abteilung des Innern gehörten auch die Kirchen- und Schulsachen (Kultus), die heute eine besondere Abteilung ausmachen.

Die übrigen höheren Beamten der Regierung waren folgende:

von Royen, Oberforstmeister,	Pavelt, Regierungsrat,
von Anruh, Geheimer Regierungsrat,	Dannenberg, Regierungsrat,
von Zawadzky, Regierungsrat,	Ihig,
von Jeziorowski,	Freusberg,
Krause, Regierungs- und Baurat	von Hindelben,
(Wasser- und Becebau),	Raumann,
Mücke, Regierungsrat,	von Scheel, Regierungsaffessor,
Schlegel, Regierungs- und Medizinalrat,	von Borch, Regierungsreferendar,
Delke, Regierungs- und Baurat	von Treskow,
(Hochbau),	Kapler,



Wie die Handrisse zeigen, war die Finanzabteilung im II. Stockwerk untergebracht in geschlossener Folge zwischen der Treppe zur Präsidialwohnung und dem Haupttreppenschlur des Nordflügels. Nur die Kanzlei als Eckzimmer lag dazwischen. Die Abteilung des Innern dagegen hatte ihren Hauptsitz im I. Stockwerk, und zwar waren die Büros für Gewerbe und Bauwesen nebst Militärbüro zwischen der Haupttreppe und dem Nordwestflügel, die Büros für Polizei- und Kommunal-sachen, zusammenfassend Polizeiregistratur genannt, im Nordwestflügel untergebracht. Nur die Kultusbüros dieser Abteilung befanden sich im II. Stockwerk.

In den „Registratur“ genannten Zimmern hatten meist nicht nur die Registratoren ihren Arbeitsplatz, sondern auch die anderen Bürobeamten desselben Dienstzweiges. Nur wenige Bürozimmer enthielten keine Registratur oder Aktenstände. Man nannte sie Kontrolle oder Kalkulatur, z. B. Domänenkontrolle, Steuerkalkulatur. Das zutreffende Verhältnis kann nicht überall hervor-gehoben werden. Meist wird für die Diensträume daher die allge-meine Bezeichnung Büro gebraucht.

Die mittleren und Unterbeamten der Regierung waren folgende:

Präsidialbüro: Regierungsekretär Bergmann,  
Reg.-Kanzlist Leutnant Dewé.\*)

Abteilung I:

Reg.-Sekretär Goll,  
„ Baillant,  
„ Ahje,  
„ Meißner,  
„ Buchsteiner,  
„ Schmidt,  
„ Schiemann,  
„ Rambly,  
Reg.-Hilfssekr. Richter,  
Reg.-Diätar Anderseck,  
Supernumerar\*\*) Becker,  
„ Leutn. Wittmeyer,  
„ Wieland,  
„ Jungnickel,  
„ Hübner,  
„ Melzer.

Abteilung II:

Reg.-Sekretär Scharff,  
„ Grotke,  
„ Tieke,  
„ Gerst. Vater,  
„ Malchow,  
„ Liebig,  
„ Sinnhold,  
„ Girscher,  
Supernumerar Leutn. Schuhmacher,  
„ „ Beyer,  
„ von Hedemann,  
„ Gerst. Sohn,  
„ Leutn. Rindfleisch,  
„ Berger.

Kanzleibeamte:

Kanzleivorsteher Fahl,  
Kanzlist Kabich,  
„ Erdmann,  
„ Demmig,  
„ Heidrich,  
„ Kröl,  
„ Herzog,  
Kanzlist Ernst,  
„ Dombrowsky,  
„ Sterz,  
„ Behnert,  
„ Feder,  
Kanzleiaffistent Hahn.

\*) Einzelne Beamte führten den Leutnantstitel neben dem Amtstitel, vermutlich als Landwehroleutnants.

\*\*) Einen Wesensunterschied zwischen der Bezeichnung Supernumerar und den öfters für dieselben Personen gebrauchten Bezeichnungen Sekretariatsassistent, Reg.-Hilfssekretär, Hilfsarbeiter, Reg.-Diätar habe ich nicht finden können.

Kassenbeamte:

Landrentmeister Wachler,  
Hauptkassierer Trautvetter,  
3—4 Buchhalter (Namen unbekannt),  
Kassenbote: Kopske;  
Rendant Rühle der Hauptinstituten-  
kasse,  
Kassenbote: Fichtner.

Botenamnt:

Botenmeister Franz,  
Dienheber Kiedel,  
Bote Kubnert,  
„ Görlich,  
„ Anders,  
„ Binner.

Für die höheren Beamten waren besondere Arbeitszimmer nicht vorgesehen. Sie arbeiteten gewöhnlich zu Hause. Nur an den Sitzungstagen waren sie genötigt, in der Regierung zu erscheinen und dann auch eilige Sachen dort zu erledigen. Hierzu waren ihre Plätze in den verschiedenen Büros und Sälen verteilt. Nur der verdiente, stadtbekannteste alte Herr der Regierung, Gewerbebezer-  
ner Geheimer Regierungsrat von Unruh,<sup>1)</sup> hatte ein Arbeits-  
zimmer für sich, Nr. 7 im I. Stockwerk, das zugleich Kartenzimmer  
war. Die beiden Abteilungsleiter hatten ständige Arbeitsplätze  
vermutlich in ihren Sitzungszimmern.

Der Brand des Schlosses.

Donnerstag den 21. Mai 1835 herrschte kältliches Wetter. Um 6 Uhr abends hatten alle Beamten die Regierung verlassen. Sie haben sich meist sogleich nach Hause begeben und sind, falls sie nicht einen Spaziergang machten, bis zur Nachtruhe dort verblieben. Der eine oder der andere hat mit den Seinen auch die Vorstellung der Kunstreiter auf dem Haag besucht oder das Theater der Butenop-  
schen Schauspieltruppe auf dem Ringe oder ist in einem geselligen  
Zirkel gewesen.

Um 11 Uhr nachts lag das Schloß längst in tiefer Stille, be-  
wacht von zwei Bürgerwachtposten, die mit zweistündiger Ab-  
lösung ihre Lohnwache standen. Der Färbermeister Hänsel stand im  
Schloßportal, der Horndrechslermeister Rögner im Schloßgarten,  
von dessen einem Ende am Mühlgraben er bis zum anderen am  
Nordwestflügel auf- und abging. Plötzlich, kurz nach 11 Uhr, sieht  
Rögner zu seiner Verwunderung, wie das mittlere der ihm zuge-  
kehrten Fenster im I. Stockwerk des Nordwestflügels (s im Handriß)  
erleuchtet ist. Da das Fenster nur niedrig, nämlich die untere Hälfte  
mit Ziegeln ausgemauert ist, so hält er es für ein Küchenfenster  
und denkt sich anfangs nichts Schlimmes dabei. Bald aber nahm  
die Beleuchtung so stark zu, daß er an dem Ausbruch eines Feuers  
nicht zweifeln konnte. Er benachrichtigte seinen Genossen Hänsel  
im Schloßportal und eilte mit ihm in den Schloßgarten zurück, um

<sup>1)</sup> Anfang November 1842 feierte von Unruh unter allseitiger großer  
Beteiligung sein 50jähriges Dienstjubiläum, zugleich den 50. Jahrestag  
seiner Zugehörigkeit zu demselben Kollegium. (Die Glogauer Zeit vor  
1809 mit eingerechnet.)

ihn zu überzeugen. Im Verlauf dieser kurzen Zeit schien schon ein zweites benachbartes Fenster erleuchtet. Sofort liefen die beiden Männer in den vorderen Schloßhof und schrien Feuer, wackten Weiß, den Hausknecht des Grafen Stolberg, der bei den Pferden am Petersturm schloß, und den Botenmeister Franz, eilten sodann in die Stadt, immer Feuer schreiend, machten auch Meldung auf der Hauptwache und dem Rathause. Dies war  $\frac{1}{2}$ 12 Uhr.

Weiß hatte inzwischen den Regierungröfenheizer Kiedel, den gräßlichen Jäger Büttner und das übrige Schloßpersonal geweckt. Im Hofe gewahrte er dabei dicken Rauch, aber noch keine Flamme. Als er jedoch in den hinteren Hof kam, um auf die Rettung der dort untergebrachten gräßlichen Wagen bedacht zu sein, sah er, daß schon die helle Flamme aus einem der westwärts belegenen Fenster der Polizeiregistratur herauschlug. Bald kam auch der gräßliche Kutscher Wittwer aus seiner nahe belegenen Wohnung in der Schloßstraße herbeigeeilt, um die im Stalle am Petersturm stehenden Pferde zu retten. Er schirrte sie an, führte sie trotz des erstickenden Rauches in den hinteren Hof, band die beiden aus der Remise gezogenen Wagen zusammen, spannte die Pferde davor und brachte alles glücklich durch das Portal ins Freie. Hier waren nun schon viele Menschen versammelt, die sich aber scheuten, in den dichten Qualm des Schloßhofes weiter vorzudringen. Spritzen waren auch schon angekommen.

Einzelne beherzte Männer drangen über den Hof durch Rauch und Finsternis in den Haupteingang der Regierung die Treppe zum I. Stockwerk hinauf, wie es schon der Botenmeister, der Ofenheizer und die herbeigeeilten vier Regierungsboten getan hatten, die sich nach der Siegelung tasteten, um von dort möglichst für Licht und für das Aufschließen der Bürotüren zu sorgen, nachdem vorher der Botenmeister auf dem Treppenaufgang bei der Steindruckerei festgestellt hatte, daß alle Flur-Türen der Polizeiregistratur und die dortige Treppe zum II. Stockwerk schon brannten, sodas also da nichts mehr zu retten war. Sie begaben sich von der Siegelung zur Rettungshilfe in verschiedene Büros desselben I. Stockwerks, besonders in die Registratur für Gewerbe und Bauwesen. Hierhin war auch schon mutig der Supernumerar Leutnant Wittmeyer vorgezungen und machte sich wacker an die Arbeit. Hören wir ihn selbst.

Wittmeyer schildert zunächst sein Wagnis, durch den finsternen, atembeklemmenden Rauch im Hofe zu der Haupttreppe und seinem Dienstzimmer zu gelangen, und fährt dann fort: „Ich fand das Zimmer 7a offen, bereits aber voller Dampf. Beim Öffnen der zweiten Tür nach dem mittleren Zimmer Nr. 8, worin ich mit Herrn Regierungsekretär Goll meinen Platz hatte, kam mir ein solcher Qualm entgegen, daß ich, um der Gefahr des Erstickens zu entgehen, die Tür wieder zumachen mußte. Ich eilte sodann auf den

zum Eingang in die Polizeiregistratur führenden Korridor, fand dieselbe aber bis an das Türfutter bereits in Flammen. Dennoch faßte ich den Entschluß, die Gewerbe- und Bauregistratur zu retten. Die Militärregistratur, Zimmer 9, war wegen des nur durch die Tür geschiedenen großen Brandes nicht mehr zu retten. Ich sprang die Treppe hinunter durch den Hof zu der untätigen Menschenmenge und bat um Hilfe. Es folgten etwa 15 Menschen, mit denen ich mich in die Stube 7a begab und warf mit ihnen die Akten aus den Fächern und aus der Stube in den Hof. Mittelst angestrengter Tätigkeit waren die Repositorien trotz der herrschenden Finsternis in der Stube bald geräumt. Herr Regierungs- und Baurat Delke war zu dieser Rettung ebenfalls herbeigeeilt und leistete ausgezeichnete Hilfe. Während dessen trat Herr Regierungsekretär Goll herein, der sich schon früher im brennenden Gebäude befand, und traf Anordnungen zur Rettung der Registratur in der Stube Nr. 8. Bei den ersten Versuchen wären fast sowohl ich wie Herr Regierungsrat Delke erstickt, hätten wir nicht den Korridor erreicht, um uns von dem eingehauchten Dampf zu entledigen und Luft einzatmen. Dann wurden auf Anordnung des Regierungsekretärs Goll die Fenster eingeschlagen, wodurch der Qualm einigen Ausgang fand und die Stube etwas lichter wurde. Auf diese Weise gelang es uns, auch hier die Akten zu retten. Ungeachtet die angrenzende Militärregistratur schon vom Feuer ergriffen war und im II. Stockwerk schon die den Herabsturz drohende Decke über der Haupttreppe im Brande stand, scheuten Goll und ich nicht die Gefahr, mit Hilfe der wenigen anwesenden Arbeitsleute auch die Akten, Karten und Pläne in der kleinen Stube Nr. 7, dem Geschäftslokal des Herrn Geheimrat von Unruh, zu retten, was ebenfalls gelang.“

Ähnlich, nur noch ausführlicher, schildert dasselbe der Regierungsekretär Goll in seinem Bericht und fährt fort: „Es mochte 2 Uhr sein, als ich das Büro Nr. 8 zum letzten Male betrat und mit Hilfe des Leutnants Bierschenk und des Dachdeckers Haspel meinen Schreibtisch die Haupttreppe hinunterbrachte, als wir, auf der letzten Stufe angelangt, von der herabstürzenden Balkendecke der Treppenöffnung beinahe erschlagen und verschüttet worden wären. Dem Feuertode so noch glücklich entronnen, brachte ich das gerettete Schreibpult im Keller des südlichen Flügels des Kgl. Schlosses in Sicherheit und mußte nun leider, ganz ermattet, ein trauriger Zuschauer des Verbrennens der Militärregistratur bleiben, die von mir beinahe 20 Jahre hindurch mit so vieler Mühe und Fleiß, ja mit Aufopferung aller meiner Zeit und Verzichtleistung auf jede Erholung gepflegt worden ist.“

Inzwischen hatten der Präsidialsekretär Bergmann und der Kanzlist Leutnant Dewé schon das Präsidialbüro ausgeräumt, indem sie alle auf dem Flur vorbeikommenden Beamten und be-

kannteren Bürger mit Akten beluden und sie ersuchten, diese in das Haus der verwitweten Frau Regierungsrat Gringmuth<sup>1)</sup> zu tragen. Dieses Haus in der Schloßstraße, jetzt Nr. 21, damals Eckhaus, ist im Lageplan dunkel hervorgehoben und mit Fr (Freihaus) bezeichnet. In dem Schaubild „Nordansicht“ sieht man es rechts neben der Liebfrauenkirche deutlich hervortreten. Es gehörte ehemals dem berühmten Hans von Schweinichen.

Das Feuer in der Polizeiregistratur war bald, gegen 12 Uhr, aus allen Fenstern herausgeschlagen und zugleich über die Treppe auf den Dachboden geeilt. Flämmchen wurden auf dem Dache bald sichtbar. Die Kultusbüros und die reponierte Registratur im II. Stock dieses Flügels wurden etwas später erst in Flammen gesetzt. Vom Dachboden des Nordwestflügels verbreitete sich das Feuer mit ungläublicher Geschwindigkeit durch den ganzen Dachboden des Nord- und des Ostflügels bis zum Petersturm, indem es außen zunächst über der Kanzlei und über den beiden nebeneinander liegenden vorspringenden Eckzimmern der Präsidialwohnung als starker Rauch, dann mit vollen Flammen hervorbrechend sichtbar wurde, bis bald darauf das ganze Dach des Regierungsgebäudes in Flammen stand, kaum eine halbe Stunde nach dem Vollbrande des Nordwestflügels, also etwa um  $\frac{1}{2}$  1 Uhr. Trotzdem nahm das Rettungswerk in den Stockwerken, selbst im II. Stockwerk, wackeren Fortgang.

Der Regierungsekretär Sinnhold vom Büro der direkten Steuern, der wie die meisten herbeigeeilten Beamten und Bürger wegen des erstickenden Rauches im Hofe sich entschließen mußte, durch den Eingang an der Regierungshauptkasse und die Präsidialwohnung zu den Geschäftsräumen zu gelangen, berichtet folgendes:

„Kaum hatte ich mich am 21. d. Mts. abends etwa 11 Uhr zur Ruhe begeben, als unsere alte Kinderfrau gewaltsam an meine Tür schlug mit dem Geschrei, es brenne in der Stadt. Aus dem Bett gesprungen, eilte ich an das Fenster und hörte von mehreren Vorübereilenden den Ruf Feuer, Feuer! Das Schloß brennt! Sofort weckte ich meinen neben mir schlafenden 15jährigen Sohn, forderte ihn zum schleunigen Anzuge und zu meiner Begleitung auf und steckte meinen Büroschlüssel ganz besonnen in die Rocktasche. Um etwa  $\frac{1}{2}$  12 Uhr eilte ich mit meinem Sohne bei der katholischen Kirche vorbei, wo uns der Gräflich zu Stolberg'sche Kutscher bereits mit mehreren Wagen begegnete. Bei unserer Ankunft im Schlosse fanden wir den Hof von schwarzem Rauche so angefüllt, daß wir in denselben nicht eintreten konnten. Daher sahen wir uns genötigt, uns in die Präsidialwohnung zu begeben an der noch

<sup>1)</sup> Gringmuth, † 1834, war seit 1816 Regierungsrat bei hiesiger Regierung. Geschätster Kommunaldezernent. Er war aus dem Subalternstande hervorgegangen, nachdem er Theologie studiert hatte.

nicht geöffneten Hauptkassse vorbei. Wir wurden von den hinter uns Kommenden gleichsam zur Präsidialtreppe hinaufgedrängt.

Zunächst ging ich, von meinem Sohn begleitet, durch die Präsidialzimmer hindurch auf den Flur, und die kleine Treppe hinauf zu meinem Steuerbüro. Auf dem oberen Flur war aber ein ungemein dicker und schwarzer Rauch und ich konnte kaum zu meinem Dienstzimmer Nr. 13 gelangen und dasselbe öffnen, wobei in der Dunkelheit das Finden des Schlüsseloches mir viele Mühe machte. Währenddessen erstickte der Rauch nicht nur mich beinahe, sondern mein Sohn rief: Vater, Vater! und lehnte sich schon ganz betäubt an die Mauer. Darauf packte ich ihn an den Hinterhals und schleppte ihn bis an die kleine Treppe, welche wir ganz gut hinunterstiegen. Obgleich noch immer ziemlich betäubt, waren wir doch imstande, den Anforderungen der Herren Bergmann und Dewé zu genügen und Präsidialakten soviel als möglich in Empfang zu nehmen und in das Gringmuth'sche Haus zu tragen. Da ich früher mit Akten beladen war, verlor ich meinen Sohn hinter mir, der alsdann fortwährend Akten aus verschiedenen ihm jedoch unbekanntem Arbeitszimmern retten half. Nachdem ich die Präsidialakten in dem Gringmuth'schen Hause abgelegt hatte, bemerkte ich schon Feuer auf dem Vorderdache<sup>1)</sup> und machte den Herrn Präsidenten darauf aufmerksam, ihn dringendst bittend, ja das Aller- notwendigste zu retten, worauf hochderselbe mir die Rettung seines Schreibbüros empfahl, weil dasselbe wichtige Sachen enthalte. Sofort nahm ich den Aufsatz dieses Tisches und das an demselben hängende Bild Sr. Majestät des Königs ab, legte es auf den Korb, worin jemand Sachen fortbrachte, und trug mit dem Regierungstischler Scholz und zwei anderen Männern den Tisch bis zur Nepomuk-Statue, wo wir denselben einem Landwehrsoldaten<sup>2)</sup> zur Aufsicht übergaben. Die Rettung in der Präsidialwohnung wurde nun allgemein. Es zeichneten sich unter den von mir erkannten Personen Herr Regierungsrat Schlegel und Referendar von Borch, sowie Herr Dewé und Supernumerar Hübner aus, welcher letztere mir auch wichtige Rechnungspapiere zur Rettung übergab. Alles dies geschah rasch hintereinander und es konnte kaum 12 Uhr sein, als ich auf dem oberen Flur steigend Herrn Oberregierungsrat Focke fand, welcher mit sehr zweckmäßigen Anordnungen beschäftigt war und namentlich den Durchbruch der Tür vom Treppensflur der Präsidialwohnung zum Sessionszimmer der Abteilung II anordnete. Ohne diesen Durchbruch, bei welchem ich meinen Arm beinahe verlor, wäre überhaupt die Rettung dieser Abteilung kaum möglich gewesen. Durch diese Tür eilte nun eine Menge Rettender auf den oberen Flur und die Rettung begann jetzt allgemein in der

<sup>1)</sup> Gemeint ist das Dach auf dem Vorsprunge des Ostflügels.

<sup>2)</sup> Regnitz hatte damals keine Garnison, aber einen Landwehrstamm. — Über Nepomukstatue siehe weiter.

oberen Etage, wo sich der Rauch, nachdem die Flammen aus dem Dache schlugen, mehr verzogen hatte. In meinem Dienstzimmer Nr. 13 fand ich bereits einige Rettende und sofort bestieg ich eine Leiter, während ein Schornsteinfeger eine andere bestieg. Ich machte auf die wichtigsten Akten aufmerksam und rettete selbst besonders die Grundsteuerakten. Für das Dienstzimmer Nr. 14 erschien bald darauf Herr Supernumerar Rindfleisch, schloß die Thür auf und rettete mit dem ihm eignen regsten Diensteifer besonders die Kataster. Unter den Rettenden erkannte ich in der Dunkelheit nur den Schmied Renner, den Kupferschmied Wegner, den Handschuhmacher Reisner, Schneider Widder, Fabrikarbeiter Berger (welcher sich später eine Bibel als Belohnung für seine Kinder erbat), später den Stadtbrauer Hocke, Referendar von Trestow und andere. Alle diese Männer retteten mit der größten Anstrengung und Bereitwilligkeit. Bei Rettung des Steuerbüros führte ich stets die Befehle des Herrn Oberregierungsrates Focke allermöglichst aus, welcher überall zugegen war. Ich mußte ihn schließlich bitten, bei der durch den Supernumerar Beyer ausgesprochenen Lebensgefahr sich als Familienvater zu retten. Diese achtete derselbe aber nicht. Allerdings wurde infolgedessen noch die Rettung der alten Steuerrechnungsbelege und Finanzbüroformulare an der großen Treppe bewirkt, über welcher bereits die Decke brannte und an mehreren Orten durchglimmte. Die Treppe selbst kann wohl aber erst nach 2 Uhr in Brand geraten sein.

Die geretteten Akten wurden sowohl in den Schloßhof als in den Garten geworfen.

Nach Rettung des Steuerbüros rettete ich das Kassenbüro und namentlich alle Jahresrechnungen der Hauptkasse links neben der Thür, wo ich den zweiten Teil des Schrankes sprengen lassen mußte.

Bei der angeblich immer mehr steigenden Lebensgefahr des Einsturzes begab ich mich nach der Präsidialwohnung und rettete Sachen in der Eckstube des II. Stockwerkes mit dem Bäcker Hänfel. Die jungen Herren Grafen und ein Domestik (ich glaube Jäger) waren zwar mit Rettung sehr beschäftigt. Ich fand jedoch das Kostbarste an Mobilien noch ganz unbeachtet. Daher öffnete ich die Fenster und warf die zahlreichen Betten, alle Bücher, Kleidungsstücke, einen Schrank usw. zum Fenster hinaus auf den Balkon, sodaß nur noch Tische, Stühle, Schränke pp. darin blieben. Der in dem einen Tische enthaltene Schubkasten schien Geld zu enthalten, das durch Schüttern des Tisches vernehmbar war. Ich konnte jedoch keine Art oder dergleichen finden, um gewaltsam zu öffnen. Beim Suchen letzterer entstand die Lebensgefahr, die dem Assessor Stillert dort oder in der Nähe bald darauf das Leben kosten sollte.

Hierauf begab ich mich in den Schloßhof und half, wo Hilfe möglich und nötig war. Auch hier ordnete Herr Oberregierungsrat Focke mehreres an. Ebenso traf ich daselbst Herrn Präsidenten

von Sekendorff, Landrat vom Berge und Bürgermeister Jochmann.“

Von den beiden großen vorspringenden, neben einander liegenden Eckzimmern im II. Stockwerk des Ostflügels scheint Sinnhold das rechts liegende zu meinen. In eins dieser beiden Zimmer, oder beide, kam bald darauf auch Supernumerar von Hedemann. Dieser schildert seine vor Qualm mißlungenen Versuche, in die Kultusregistratur vorzudringen, dann ausführlich seine in den verschiedensten Teilen des Gebäudes geleistete Hilfe und fährt dann fort: „Als in den Büros nichts mehr zu retten war, begab ich mich in die Zimmer des Herrn Chefpräsidenten zurück und ließ Möbel und alles sonst darin Befindliche herauschaffen. Die Wäscheschränke waren zu schwer, sie mit dem Inhalte herunterzuschaffen. Ich ließ sie daher erbrechen und die Wäsche herausnehmen und forttragen, wobei der Koch Bintig des Herrn Grafen mir zur Hand ging. Der Maler Barschall<sup>1)</sup> und ich mußten jetzt mit Gewalt die eindringenden Menschen aus den Zimmern entfernen, da die Decken derselben jeden Augenblick den Einsturz drohten. Zwei Personen wurden von uns nur mit Mühe herausgerissen, als die Decke des einen Zimmers hinter uns herunterstürzte.“

Waren in diesem Unglückszimmer noch Menschen zurückgeblieben? von Hedemann erwähnt es nicht. Leider muß es der Fall gewesen sein. Wir kommen darauf zurück.

Auch in der Domänen- und Forstregistratur waren die Akten inzwischen von vielen hilfreichen Händen aus den Fenstern geworfen trotz des Aufenthaltes, den Regierungssekretär Grottko und sein Sohn, Kandidat der Theologie, anfangs hatten, ehe sie in das Zimmer hineingelangten. Sie waren durch den Rauch im Hofe daran verhindert, zur Haupttreppe durchzudringen. „Wir nahmen unsern Weg“, berichtet Grottko, „durch die Präsidialwohnung und gelangten durch die Zimmer des Herrn Präsidenten auf den Korridor der II. Etage, welcher aber ebenfalls mit einer unbeschreiblichen Rauchwolke angefüllt war, fanden die Tür jedoch noch verschlossen. Da ich beim Weggehen von Hause aus Angst den Schlüssel zum Registraturlokale vergessen hatte, so versuchten wir mit Mühe, durch den Rauch in das Siegelungszimmer zu kommen, um uns den dort befindlichen Schlüssel zur Domänenregistratur zu verschaffen. Die Stube war jedoch nur schwach erleuchtet und der dort nur allein anwesende Botenmeister händigte uns zwar einen Schlüssel ein, welcher jedoch die Tür zur Registratur nicht öffnete. Wir gingen daher nochmals und zwar durch den zum Ersticken mit Rauch angefüllten Schloßhof nach Hause in meine nahe am Schlosse im letzten Viertel der Burgstraße belegene Wohnung, um den

<sup>1)</sup> Barschall, Maler und Zeichenlehrer, hat sich durch seinen Rettungseifer in der Brandnacht besonders hervorgetan. Später wurde er Photograph, der erste, den es in Paganitz gab.



Schlüssel zu holen, begaben uns aber sogleich mit selbigem durch die Präsidialwohnung zum Registraturlokal, fanden aber jetzt, da das Feuer in der Zwischenzeit in dem hinteren Teile des Schlosses herausgebrochen war, den Korridor von Rauch frei und öffneten das Zimmer. Da wir jedoch beide, besonders ich bei meinem offenen Schaden, allein nichts unternehmen konnten, so mußten wir erst die auf dem Korridor sich einfindenden Personen um deren Beihilfe bei der Rettung der Akten ersuchen. Wir begannen sogleich das Räumen der Repositorien. Mein Sohn bestieg mit einigen Personen, welche mir jedoch alle ganz unbekannt haben bleiben müssen, da es an Licht fehlte, die vorhandenen Leitern. Es wurden unter meiner Leitung die Akten und Papiere aus den Fächern auf den Fußboden und von da durch die Fenster teils in den Schloßhof, teils auf die Terrasse im Garten geworfen.“

In der schwer gefährdeten Kultusregistratur wollte der 70jährige Regierungssekretär Meißner doch sein Möglichstes versuchen, um aus seinem Arbeitszimmer noch etwas zu retten, nachdem der Flurgang dorthin rauchfreier geworden war. Er berichtet: „Ich fand das Büro von dem Dfenheizer Riedel bereits geöffnet, aber finster und voller Rauch zum Ersticken. Ich riß mit einem jungen Manne, der mich begleitete, die Türen des Matrikelschrankes auf, in welchem Dokumente lagen. Aber kaum hatten wir die Matrikeln gerettet, als schon über, unter und neben uns die Flamme sichtbar war, sodaß wir gezwungen wurden, den Rückweg zu suchen. Aus der großen Treppe fielen schon brennende Holzstücke vor mir hin.“ Ergänzend hierzu sagt Riedel in seiner Vernehmung: „Auf dem Rückwege durch die Zimmer der geistlichen Registratur habe ich von dem Tische des Regierungssekretärs Meißner einige Siegel, dessen Brille und Arbeitsrock gerettet.“ Bald darauf freilich, als die Decke über der Haupttreppe brennend durchschlug, mußte der gute Riedel froh sein, durchs Fenster über eine angestellte Leiter zu entkommen.

Die Beamten retteten ferner in den verschiedenen Büros die losen Dienstsachen, Verfügungskonzepte mit zugehörigen Aktenstücken, Abrechnungen, wichtige Dokumente, Formulare und anderes von ihren Arbeitstischen und aus den Pulten, und trugen es zur Verwahrung nach Hause (manches auch zu dem Toreinnehmerhause<sup>1)</sup> am Glogauer Tor), öfter wiederkehrend, oder übergaben die Sachen zuverlässigen Bürgern zur häuslichen Verwahrung. So auch die

<sup>1)</sup> Das Toreinnehmerhaus ist in dem beigezeichneten Lageplan das i n n e n (stadteitig) an den Glogauer Torturm angebaute Haus. Das vordere Haus daneben gehörte dem Korbmacher Krause. In einem regierungsseitigen Lageplan von Dörnert, 1838, sind diese Häuser so bezeichnet. Krauses Haus ist bei Zudeckung des Mühlarabens und Erweiterung des Schloßplatzes um 1850 beiseitegerückt worden. Das Toreinnehmerhaus und auch der äußere Turmanbau, der als städtische Remise benutzt wurde, sind erst 1861 bei Herstellung des Durchganges durch den Torturm abgerissen worden.

Kanzleibeamten. Diese kamen allerdings erst spät zur Rettung in die Kanzlei, weil das Zimmer anfangs durch erstickenden, den Flurgang erfüllenden Rauch unzugänglich war. Auch nicht alle Kanzlisten sind überhaupt hineingelangt, sodaß manche wichtigen Konzepte mit Akten verbrannt sind. Schlimm wäre es beinahe dem Kanzleivorsteher Fahl ergangen. Nachdem er in dem unheimlichen Raume seinen Arbeitstisch abgeräumt und die Papiervorräte eines Schranke dem Kanzlisten Herzog zum Forttragen übergeben hatte, wollte er auch noch den anderen Schrank räumen, während das oben wütende Feuer schon die Zimmerdecke sprengte. Da brach plötzlich die ganze Decke herunter und überschüttete ihn. Noch gelang es ihm mit Mühe, sich aus Feuer und Schutt herauszuwinden und die Türöffnung zu erreichen. Dort rief er, übel zugerichtet, um Hilfe. Kandidat Rumppe und ein Bürger nahmen sich seiner an und brachten ihn nach Hause.

Anderere Beamte und Bürger retteten die Büchersammlungen in den Sitzungszimmern und in der Bibliothek. Die Bücher trugen sie in das Gringmuth'sche und mehrere andere Häuser. Die Bibliotheksschränke und der Sitzungstisch der Abteilung I wurden gerettet wie die Akten-schränke des Präsidialbüros; sie wurden nach bewirktem Zerhauen der Fensterkreuze durch die Fensteröffnungen auf Leitern in den Präsidialgarten hinabgelassen.

Da die hinabgeworfenen Akten, Karten und Schriftfächer der Beschädigung durch herabfallende Funken und Feuerbrände, auch der Gefahr des Zertretens ausgesetzt waren, mußten sie von den Untenstehenden weiter fortgeholt und aufgestapelt werden. Bald regten sich viele geschäftige Hände. Für die Helfer war dies nicht ungefährlich, wie der Regierungsbote Binner erfuhr, der anschließend an seine Rettungshilfe in der Gewerberegistratur auslagte: „Ich habe gegen fünfmal schwere Aktenstöße bis an den Schloßeingang in die Nähe der Johannesstatue getragen, als ich wahrnahm, daß die aus den Fenstern geworfenen Akten durch die herabfallenden Kohlen entzündet wurden. Zur Rettung las ich die Akten zusammen, wurde aber durch ein schweres Paket Journale dermaßen in den Nacken getroffen, daß ich zu Boden stürzte und nicht sogleich wieder arbeiten konnte. Nach einiger Zeit habe ich die Karten, die aus dem Fenster geworfen wurden und von den unten stehenden Leuten aufgenommen waren, diesen abgenommen und gleichfalls bis zur Johannesstatue<sup>1)</sup> getragen.

<sup>1)</sup> 1. Die Johannes- oder Nepomukstatue stand 1835 an der rechten Seite der Schloßzufahrt, da, wo in dem beiaefügten Lageplan das Amtsbotenhaus steht, und zwar an dessen Vordergiebelseite. Beweis: Dieser Standort findet sich verzeichnet in dem Stumpeschen Stadtplan von 1826 und in dem regierungsseitigen Schloßlageplan von Dörnert 1838. Beide Pläne zeigen kein Amtsbotenhaus mehr.

2. Das Standbild muß um 1850 bei der städtischerseits erfolgten Überdeckung des Mühlenrabens nebst Schloßplaberweiterung nach der heu-

So häufte sich auf dem Vorplatz vor dem Schloßtor ein großes Lager geretteter Akten und anderer Gegenstände, soweit sie nicht auf dem Hofe gestapelt wurden. Die geretteten Möbel, Betten und anderer gräßlicher Hausrat wurden meist im Garten vor dem Ostflügel aus der Hand gestellt, wohin sie über den Balkon mit anschließender Garten-Treppe getragen werden konnten.

Im Schloßgarten, am Nordflügel, bildete Regierungsreferendar Kapler eine Menschenkette, die über den Wallgraben bis zur Promenade reichte und beförderte von Hand zu Hand einen ansehnlichen Teil der aus den Fenstern geworfenen Akten, bis sie an der Promenade zu einem großen Haufen aufwuchsen. Dann aber kam Weisung, die in den Garten, also auf den Wall geworfenen Akten nur nach dem Fuße der Wallböschung zu schaffen, wo sie genügend sicher schienen. Diese Arbeit kam bald in Gang. Beamte griffen wacker ein. Die so gesicherten Akten wurden dann weiter bis in die Nähe der Mühlgrabenbrücke befördert, dort wo die Promenade von der Glogauer Straße abzweigte, teilweise unter Verwendung von hilfsbereit beschafften Handwagen. Der Aktenstapel dort wurde wie die anderen Haufen bewacht von Freiwilligen, wenn kein Polizist oder Landwehrsoldat zur Hand war.

tigen Stelle in der Anlage, dicht an der Schloßeinfriedigung, nahe dem Neuen Wege, versetzt worden sein.

3. Der erste ursprüngliche Standort des Standbildes war von 1706 bis nach 1813 schräg gegenüber dem Standort 1, also an der linken Seite der Schloßzufahrt (vor 1793: der Schloßbrücke). Beweis: Ein regierungsseitiger Lageplan von 1793, darstellend Amtsbotenhaus und Schloßbrücke. Der Plan zeigt eine links an die Brücke anschließende, vor dem Neuen Wege endende Stützmauer, etwa 8 m lang, die dort in einem breiten quadratischen Pfeiler endet, in dessen Mitte ein nullartiger Körper gezeichnet ist mit einem Kreuz daran. Dies kann nur das fragliche Standbild bedeuten, wie es nach Wahrendorffs Chronik Seite 142 von dem kaiserl. Landeshauptmann Grafen Christoph Wilhelm Schaffgotich 1706 „bei dem Schlosse“ gesetzt worden ist und 1709 nach Pfingstens bekanntem Buche Seite 220 „an der Schloßbrücke“ gestanden hat. 1813 muß es noch an dortiger Stelle gewesen sein; denn in einem regierungsseitigen Schloßlageplan mit Amtsbotenhaus vom Bauinspektor Hoffmann, 1813, ist wohl dieses Haus, nicht aber bei ihm auch ein Nepomukstandbild gezeichnet (vergl. 1.). Da in diesem Plan über dem damals tief liegenden Vorplatz zwischen Schloßzufahrt und Gartenmauer geschrieben steht: „Auszufüllende Vertiefung“, läßt sich annehmen, daß bei der erfolgten Ausfüllung und Platzregelung nach 1813 das Amtsbotenhaus beseitigt und schließlich das Nepomukstandbild an die Stelle 1 versetzt worden ist.

**A n m e r k u n g.** Zu der Ermittlung 3 bin ich durch den verdienstlichen Auffass des Herrn P. Schelenz „Piegnitzer St. Nepomukerinnerungen“ in den Kirchlichen Nachrichten für die kath. Pfarrgemeinde Piegnitz, 1919, Seite 7 angeregt worden. Meine (von ihm erwähnte) Zeitangabe für den Fortfall der Schloßbrücke: „um 1795“ aebe ich für die genauere Angabe bei Pfingsten „1793“ aern preis; denn Pfingsten hat in seinem bekannten Buche die geschichtlichen Ausarbeitungen des zuverlässigen Bürgermeisters Fochmann benutzt.

Stundenlang beschäftigten sich aber noch Beamte am frühen Morgen damit, einzeln umherliegende Akten, Schrift- und Druckstücke in Bogen und Blättern zu sammeln, die bei Dunkelheit und Aufregung übersehen worden waren. Vor Morgengrauen erschienen schon die ersten Wagen, darunter Postwagen, um die Akten von den verschiedenen Stapelplätzen zu holen. Die ermüdeten Beamten mit anderen Hilfskräften halfen wieder unverdrossen aufladen und an den Bergungsorten abladen. Das Abfahren zog sich noch den ganzen Vormittag des 22. Mai bis 1 Uhr hin. Zum Glück nicht länger; denn um 2 Uhr nachmittags fiel ein starker Regen. Schaden konnte er nun nicht mehr anrichten.

Die Akten wurden theils im Kreuzgang des ehemaligen Jesuitenkollegs an der katholischen Kirche, theils in den beiden Sälen der Freimaurerloge untergebracht. Diese lag etwas südlich vom heutigen Zentraltheater auf dem jetzigen Marienplatz.

Nachdem gegen 2 Uhr früh die Decken zweier Zimmer im II. Stockwerk, nämlich der Kanzlei und eines der erwähnten Präsidialzimmer, von dem brennend zusammenstürzenden Dachstuhl durchschlagen und die Zimmer in Brand geraten waren, auch die Decke über der großen Treppe des Nordflügels brennend herabgestürzt war, wurde bald Deckensturz und Feuersbrunst im II. Stockwerk allgemein. In weiteren zwei Stunden erfolgte Deckensturz und Brand im I. Stockwerk, bis schließlich nur die ausgebrannten Mauern der verheerten Schloßflügel übrig blieben. In ihnen tobte sich die Glut über den Gewölben des Erdgeschosses aus. Diese haben im allgemeinen Stand gehalten. Die Kassen waren in den darunter befindlichen Räumen schon gerettet. Aber im Salzmagazin wurde das Gewölbe durch den herabstürzenden Fußboden des Sitzungs-saales eingeschlagen. Dadurch wurden 400 Tonnen Salz vernichtet. Auch der Schatzraum der Regierungshauptkasse nebenan wurde dadurch von neuem gefährdet. Hierhin waren manche Kostbarkeiten des gräflichen Hausrates einstweilen gerettet worden, so auch 5 silberne Armluchter. Kassierer Trautvetter übergab sie und andere Sachen dem Kanzlisten Kabisch und dem Buchdrucker Harry Doensch zu häuslicher Verwahrung oder zur Überbringung an Regierungsassessor von Scheel.

Den Befehl zur Rettung der Kassen hatte der Präsident schon gegen 12 Uhr nachts erteilt, nachdem er mit höheren Beamten durch Augenschein im Garten festgestellt hatte, daß der Fortschritt des Feuers unaufhaltbar sei. Regierungs- und Kassenrat Mücke, Landrentmeister Wachler und Hauptkassierer Trautvetter standen an der Hauptkassentür längst bereit. Anfangs drängten viele Leute hinzu, um zu helfen, wurden aber durch Polizei abgewehrt; nur wenige wurden zugelassen. Die baren Gelder, die „au porteur

lautenden Papiere“<sup>1)</sup> Dokumente, Kassenbücher und Rechnungsbelege wurden nach dem Rathause geschafft, wo ein besonderes Zimmer, zugleich für die Hauptinstitutentasse, schon zur Verfügung gestellt war.

Einige Zeilen in dem Bericht des Kanzlisten Behnert veranschaulichen uns einigermaßen den Schluß der Rettungshandlung; „Da ich in der Kanzlei nichts mehr auszurichten vermochte, ging ich in die Hauptkasse und bot meine Hilfe an. Herr Kassierer Trautvetter übergab mir einen großen Beutel mit Geld und trug mir zugleich auf, den Tischler Täubner, welchem zwei Beutel in einem Sacke aufgeladen wurden, auf das Rathaus zu begleiten und dort das Geld niederzulegen. Nachdem solches geschah, wartete ich dort solange, bis der Kassendiener Kopske mit dem letzten Geldtransport anlangte.“

Ein ausführlicherer Bericht liegt vor von dem Rendanten Rühle über die Rettung der Hauptinstitutentasse. Wir entnehmen daraus, daß außer ihm der Vizepräsident von Seckendorff und der Kurator der Kasse, Regierungsrat von Zawadzky, sehr tätig dabei waren unter Hilfeleistung einiger Bürger und Unterbeamten. Es gab aber unerwünschten Aufenthalt. Schon war ziemlich alles geräumt, nämlich 7 große Beutel mit Geld und ein Kasten mit Kassenanweisungen, Dokumenten und den Büchern zur Fortschaffung vor das Schloßportal getragen, da mußte von dem zurückgebliebenen Rendanten und einem Zimmermann noch der dreifache Verschluß des Kastens gewaltsam gesprengt werden, der die Kasse der Schwabe'schen Stiftung enthielt, weil die Kuratoren Schlüssel nicht zur Hand waren. Schließlich wurde aber auch der Inhalt dieses Kastens vor das Schloßportal getragen, dort ein Wasserwagen beschlagnahmt und in dessen trocken gemachten Kübel nun alles Gerettete hineingeladen. Fort ging es dann nach dem Rathause zu dem erwähnten Zimmer. Dort fand sich schon das Gerettete der Regierungshauptkasse vor, bewacht von dem Kassendiener Kopske und einem Gendarm. Der Kassendiener Fichtner wurde hinzustellen und ihm das Gerettete der Institutentasse übergeben. Durch den Prüfungsabschluß, den Rendant Rühle am Morgen sofort machte, erfahren wir folgenden Bestand, der stimmte:

Hauptinstitutentasse am 22. 5. 35 ohne die Schwabe'sche Stiftungskasse:

a) in Hypothekeninstrumenten und Obligationen . . . . .	174 510 Tlr.	
b) in Papieren au porteur . . . . .	40 510 „	215 020 Tlr.
c) bar in Kassenanweisungen und Silbergeld, in runder Summe		9 359 „
		<u>zusammen 224 379 Tlr.</u>

<sup>1)</sup> Heute sagt man: Inhaberpapiere.

Schade, daß wir den Abschluß der Regierungshauptkasse nicht auch haben.

Nur wenige Beamte, wie Regierungsekretär Malchow, haben sich am Retten nicht beteiligen können; aber seine kurze Mitteilung, er sei erst um 1 Uhr durch den Feuerlärm geweckt worden und dann zum Schlosse geeilt, habe aber wegen des großen Menschengedränges am Portal, des ununterbrochenen Fahrens der Wasserkarren und des erstickenden Rauches nicht mehr durchdringen können, ergänzt immerhin unser Bild von der Brandstelle.

Wenn wir uns hinzudenken, daß zu jener Stunde der ganze Nordwestflügel lichterloh brannte, das Dach des Nord- und Ostflügels in vollen Flammen stand, und uns vorstellen den Petersturm vom Widerschein grell beleuchtet, nicht minder den Hedwigturm, ungeheuren Qualm zum geröteten Himmel aufsteigend, das Gebäude unter dem Dache aber noch meist finster, nur hier und da Lichtschimmer in den Zimmern, wo gerettet wurde, die Akten aus den Fenstern fliegend, so haben wir etwa den Eindruck, den das Feuer 1 Uhr nachts hervorgerufen haben wird.

Auch für den Südflügel des Schlosses bestand längere Zeit große Gefahr, die sich besonders aus dem hoffseitigen Treppentürmchen am Petersturm ergab. Das Türmchen bestand aus Holzwerk, wie wir aus der Vernehmung des im Südflügel wohnenden Botenmeisters Franz erfahren. Dieser 69jährige Beamte hatte sich sogleich nach dem ersten Feuerlärm an den verschiedensten Stellen wacker betätigt, auch dafür gesorgt, daß die Schloßspritze herangeholt wurde, dann in der Gewerberegistratur retten geholfen. Er sagte daran anschließend aus: „Ich lief wohl 6 bis 7 Mal mit einem Arm voll Akten bis zum Eingange des Schlosses, sie dort niederzulegen, als der kleine hölzerne Verbindungsturm zwischen der Präsidialwohnung und dem alten Flügel bedroht wurde und auch meine Wohnung in Gefahr geriet. Ich eilte in diese zur Rettung meiner Sachen und meiner Familie. Gegen morgens 4 Uhr kehrte ich nochmals zurück, um die etwa noch in der Siegelung befindlichen Sachen zu retten, wo mehrere Utensilien als Tische, Stühle usw. durchs Fenster geworfen wurden. Wegen der Gefahr des Einsturzes der Decke dortselbst begab ich mich aber wieder in meine Wohnung zurück, die überdies noch nicht außer Gefahr war.“

Ferner berichtet Supernumerar von Hedemann: „Da am Schlosse nichts mehr zu retten war, gegenwärtig (etwa 3 Uhr früh) aber alle Kräfte angestrengt werden mußten, den noch stehenden südlichen Schloßflügel zu retten, so begab ich mich in den Hof zu den Spritzen, indem ich dabei dem ehrenvollen Beispiel des Herrn Oberregierungsrat Focke und der Herren Regierungsräte Schlegel und Mide folgte und nun teils Wasser herbeitrug, teils an der Spritze arbeitete. Die Rettungsanstalten erschienen mir kläglich. Die Polizei schien keine Autorität zu haben, obgleich Herr Bürger-

meister Fochmann<sup>1)</sup> durch Handanlegen selbst überall mit einem guten Beispiel voranging. Die Leitung der Löschanstalten übernahmen daher Herr Oberregierungsrat Focke und Herr Regierungsrat Delke, unter deren Anweisung ich nunmehr half, einigermaßen bei Anwendung der Arbeitskräfte einige Ordnung zu bewirken und von denen ich aufgefordert wurde, dort zu bleiben, während sie selbst sich zur Session zum Herrn Chespräsidenten begaben. So blieb ich nunmehr ununterbrochen bis 6 Uhr abends beschäftigt.

Nicht genug rühmen kann ich den Spritzenmeister, Schuhmacher Hoffmann, welcher keine Gefahr scheute und fast eine übermenschliche Tätigkeit entwickelte. Der ununterbrochenen Anstrengung der Spritze Nr. 2, welche fortwährend ihre Tätigkeit auf den Punkt richtete, wo der Turm die Grenze zwischen dem niedergebrannten und dem noch stehenden Flügel bildete, dürfte nach meinem Dafürhalten die Erhaltung dieses Schloßflügels hauptsächlich zu verdanken sein.“

Auch andere Beamte, die in früher Morgenstunde bei Bergung der Akten keine Beschäftigung mehr fanden, ebenso angesehene Bürger, traten bei der Spritzenmannschaft und den Wasserzureichern ein zur Ermunterung der dazu bestimmten Arbeiter, die schon anfangen, verdrossen zu werden und sich teilweise zu entfernen. So auch Kanzlist Demmig, der sich mit in die Reihen gestellt und Wasser zugereicht hat. Mit Genugtuung führt er an: „Neben mir stand der Seifensieder Herr Bartsch und vor diesem Herr Ruffer der Ältere. Nämlich der angesehene Tuchfabrikant Kommerzienrat Karl Ruffer, späterer Geheimer Kommerzienrat, zum Unterschiede von dem jüngeren Bruder und Firmengenossen Heinrich Ruffer, späteren Kommerzienrat.“

Außer den schon genannten Bürgern werden in den Berichten der Beamten als von ihnen erkannte Rettungshelfer hervorgehoben: Konditor Paceller, Bataillonsarzt Stein, Oberlandesgerichtsreferendar, Justizverweiser Lorenz, die Schauspieler Engelmann und Trabert, Baron von Schickfus, die Gymnasiallehrer Schneider und Rindfleisch, Schlossermeister Most, Gastwirt Praetorius, eine Anzahl Gymnasiasten und nicht zu vergessen der mehrfach genannte „gefällige Herr im grauen Staubmantel“ Pastor Santo aus Hohenliebenthal, der, sich besonders als Ordner am Schloßportal und bei den Aktenstapeln aufhaltend, eifrig für Fuhrwerke und Handwagen sorgte. Wir erhalten so ein erhebendes Bild treuen Pflichteifers und edler Hilfsbereitschaft.

Die höheren Beamten der Regierung, soweit ihre Tätigkeit während des Brandes nicht schon erwähnt wurde, scheinen beson-

<sup>1)</sup> Fochmann war Bürgermeister in Liegnitz 1829—1847. Sehr verdient um Neuordnung der Verwaltung, besonders der Finanzverwaltung. Ordner des Stadtarchivs und Geschichtsschreiber. 1847—1856 war er Oberbürgermeister in Görlitz.

ders dem Präsidenten und seiner Familie beim Räumen der Wohnung zur Seite gestanden zu haben, so Oberforstmeister von Boyen, Geheimrat von Unruh und Regierungs- und Medizinalrat Schlegel. Tatkraftige Hilfe von Bürgern stand ihnen dabei zur Verfügung, wie außer dem Vorigen einer Eingabe des Schmiedemeisters Renner zu entnehmen ist: „Am Abend des unglücklichen Schloßbrandes war ich eben im Begriff aus einem Bierhause in meine Wohnung zu gehen, als der Ruf: „Feuer im Schlosse“ ertönte. Eiligst begab ich mich an den Ort des Feuers und direkt in die Wohnung des Herrn Regierungspräsidenten, wo ich die große Gefahr gewährend mich augenblicklich mit dem Ketten der in den Zimmern befindlichen Sachen, unterstützt von einigen meiner Mitbürger, beschäftigte. Unserm Eifer und großer Anstrengung gelang es binnen dreiviertel Stunden alle Zimmer zu leeren.“ Dies bezieht sich offenbar auf das erste Stockwerk, dessen Räumung wie erwähnt durch die Gartentreppe erleichtert wurde.

Wie war es nun mit dem Vorwurfe der Unzulänglichkeit, den von Hedemann der polizeilichen Löscheinrichtung machte? Sie bestand wohl in der Unvollkommenheit der damaligen Brandwehren überhaupt. Die Ältesten von uns haben in ihrer Jugend vor Schaffung der neuzeitlichen Feuerwehren auf so manchen Brandstellen in kleinen Städten ähnliches gesehen. Allerdings hat auch der Regierungspräsident in seinem Bericht an den Oberpräsidenten sich abfällig geäußert: „Leider ist auch von Seiten der städtischen Polizeiverwaltung weder Tätigkeit noch Kraft entwickelt worden und die Löscheinrichtungen kamen zum Teil zu spät, zum Teil ohne vollständige Bedienung und Leitung auf der Brandstelle an.“ Er hat aber vorher zur Erklärung für den Umfang des Brandunglückes gesagt: „Es konnte nur geringe Hilfe geleistet werden, da das Schloß bekanntlich hochsteht und daher von der Außenseite des in Brand geratenen Flügels keine Spritzen anzubringen waren, im Schloßhofe aber anfänglich ein so starker Rauch und demnächst eine solche Glut stattfanden, daß von dieser Seite ebenfalls nur wenig Löschmittel aufgestellt werden konnten.“ Also auch bei besserer Beschaffenheit der städtischen Löscheinrichtungen und der polizeilichen Leitung würde von dem Schlosse kaum mehr vom Feuer verschont geblieben sein als geschehen. So blieb wenigstens der Südflügel unversehrt.

Hier soll nicht verschwiegen werden, daß auch die Schloßspritze sich wenig rühmlich verhielt. Diese Spritze, die in einem Seitenschlage neben der Durchfahrt im Nordwestflügel untergebracht war, wurde sogleich nach dem ersten Feuerlärm von dem Botenmeister Franz aus eigener Entschließung mit dem Ofenheizer Riedel, dem Salznecht Neumann und dem jungen Buchdrucker Harry Doench mit vieler Mühe auf den Wall am erwähnten Flügel im Präsidialgarten gebracht, dann aber sich selbst überlassen. Bald



geriet sie in die Gefahr des Verbrennens und wurde von Beamten und Bürgern aus dem Feuerbereich gezogen.

Die unglaublich schnelle Verbreitung des Feuers vom brennenden Nordwestflügel längs dem Dache des Nordflügels und des Ostflügels bis zum Petersturm, kaum in einer halben Stunde, erklärt sich zum Teil daraus, daß in dem ganzen Dachzuge nicht eine einzige Brandmauer oder sonstiger Abschluß vorhanden war. Die Treppenöffnungen im Nordwest- und Nordflügel und anderseits vielleicht offen stehende Dachfenster mögen überdies Durchzug hervorgerufen haben.

Ungeachtet dieses schnellen Brandfortschrittes muß man die Besonnenheit der rettenden Beamten anerkennen, die trotz drohender Gefahren in meist finsternen oder nur sehr schwach erleuchteten Räumen ihr Rettungswerk ruhig zu Ende führten. Aber auch ihre Spannkraft und Ausdauer sind beachtenswert. Man denke: in malkalter Nacht, um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr aus dem Schlafe geschreckt, hastig angekleidet, durch die Umstände auf der Brandstelle erregt, körperlich angestrengt und übermüdet, haben die meisten ohne Beföstigung bis in die Vormittagstunden, manche bis 1 Uhr mittags, bei den Rettungs- und Bergungsarbeiten oder anderweit auf der Brandstelle beschäftigt ausgehalten. Einige ältere Beamte, wie die Registratoren Sinnhold, Goll und Grottko, denen eine besonders große Arbeitslast und Verantwortung oblag, haben sich allerdings nach 3 Uhr früh, als alle Akten dem Gebäude entrissen waren, auf kurze Zeit nach Hause begeben, um ihre Angehörigen zu beruhigen und etwas zu sich zu nehmen, sind aber dann alsbald zu weiterer Betätigung nach der Brandstelle zurückgekehrt, die sie nun in voller Morgenhelle wiedersahen. In der qualmenden, dachlosen Brandruine führte das Feuer sein Zerstörungswerk allmählich bis zu Ende. Am Nachmittage war der Brand noch nicht ganz gelöscht. Bürgerwachen blieben dabei zurück. Einzelne jüngere Beamte haben auch noch am Nachmittage den beiden Abteilungsleitern zur Verfügung stehen müssen.

Oberregierungsrat Focke ging den Beamten mit gutem Beispiel voran. Erst um 10 Uhr vormittags begab er sich von der Brandstelle nach Hause. Ruhe fand er aber nicht. Er mußte die Sitzung beim Präsidenten wahrnehmen, bestellte Beamte empfangen, um ihnen Weisungen über die weitere Behandlung des Aktenwustes an den beiden Bergungsstellen zu erteilen, mußte sich auch um die Frage kümmern, wo seine Finanzabteilung einstweilen untergebracht werden könne, nachdem für die Abteilung des Innern sich schon eine annehmbare Lösung zeigte.

Und der Präsident? Ehrfurcht ergreift uns vor dem Sechzigjährigen, wenn wir in der Niederschrift seines „per Estafette“ abgeschickten Berichts an den Oberpräsidenten von Merckel lesen, daß sie geschrieben ist noch während des Brandes nachts um 2 Uhr!

„Meine über den Kassengewölben befindliche Amtswohnung ist ebenfalls vom Feuer ergriffen und meine Familie genötigt worden, die Wohnung zu verlassen.“ Er selbst war also noch im Gebäude, wahrscheinlich in der ziemlich sicheren Regierungshauptkasse. Er schließt: „Leider sind dabei auch zwei Menschen durch das Zusammenstürzen des oberen Stockwerks so stark beschädigt worden, daß an ihrem Aufkommen zu zweifeln ist.“ Er war also von einem soeben vorgekommenen Unglück unterrichtet. Der ganze Umfang des Unglücks, wie er sich nachher herausstellte, konnte ihm aber noch nicht bekannt sein.

Ein zweiter Bericht, namens der Regierung, wurde am 22. Mai nach der Vormittagsitzung mit ihren ausführlicheren Meldungen gerichtet gleichlautend an den König, an vier Ministerien und an die Verwaltungen für das Bauwesen und für Domänen und Forsten. Wir stellen daraus und aus den ergänzenden Beamtenberichten zusammenfassend fest, daß gänzlich verbrannt waren die Akten der Polizeiregistratur, einschließlich Kommunalregistrator, der Kultus- und der Militärregistrator, daß dagegen gerettet wurden die Akten und Pläne der Gewerbe- und Bauregistratur und alle Akten und Pläne der Abteilung II, also der Registraturen für direkte Steuern, für Domänen und Forsten und des Kassensbüros, ferner gerettet wurden die Büchersammlungen, sowie die Barschaft, die Wertpapiere, Dokumente, Kassensbücher und Belege der Regierungshauptkasse und der Hauptinstitutenkasse. Nur die nicht beträchtliche Kanzleigebürenkasse mit dem Kassensbuche ist nicht gerettet worden. Wir erfahren ferner, daß die Habe des Präsidenten und der Seinigen gerettet, aber zum Teil noch in der Stadt zerstreut sei. Ein Bürger, Konditor Paceller, werde vermißt, der unter den Rettenden war, und drei zum Teil unerkannte Leichname seien unter Schutt gefunden worden. Der Ursprung des Feuers schwebt noch in Ungewißheit. Die Untersuchung der Entstehungsurache unter Beteiligung des Justitiars sei aber angeordnet.

Es wird nicht mitberichtet, was schon ziemlich sicher bekannt war, daß die erwähnte Kanzleiebürenkasse in der Kanzlei bei oder vor dem Retten in unerklärlicher Weise gestohlen worden ist.

### Nach dem Brande.

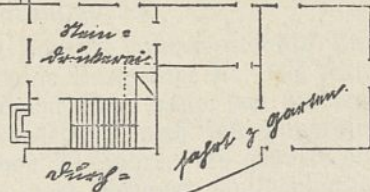
Schon am 22. Mai begannen seitens der beauftragten städtischen Polizeiverwaltung umfangreiche Vernehmungen durch den Stadtsyndikus Reinsch, später fortgesetzt durch den Bürgermeister Zochmann selbst. Vernommen wurden die beiden Bürgerwachtposten, die das Feuer zuerst entdeckt haben, ferner Männer, die, hinzugeeilt, eine Leiter vor einem Fenster der Polizeiregistratur angelegt gefunden haben, weiter der Botenmeister, der Ofenheizer, die Be-

Handriß vom Schloße  
zu Liegnitz  
vor dem Brande  
am 21. 5. 1835.

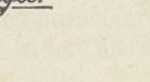
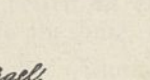
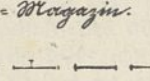
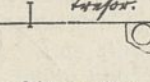
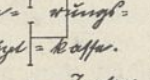
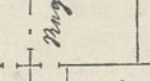
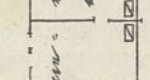
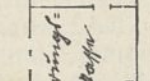
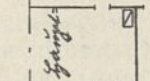
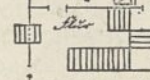
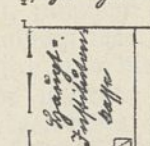
Nordwest-Flügel.

Altstadt Thor

Südflügel



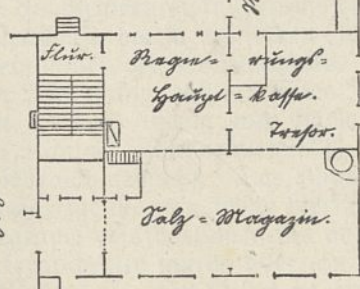
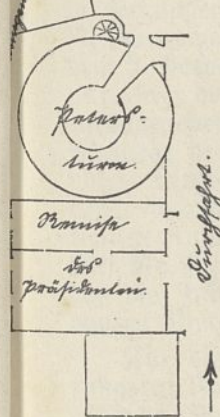
100. Stalls



Erdgeschoss

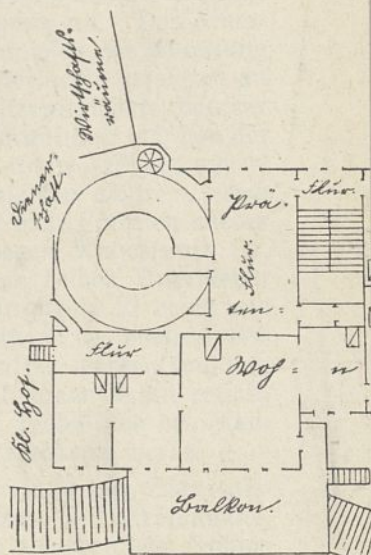
Nordflügel

I. Stockwerk



Ostflügel

portal



Ost- und Nordflügel d



amten, die in der Polizeiregistratur gearbeitet haben, Kanzlisten und andere. Wir kommen darauf zurück.

Der Präsident und seine Familie fanden alsbald Unterkunft in dem gerade leerstehenden Hause Burgstraße Nr. 335, jetzt Nr. 27, Ecke Lazarettstraße. Das dreigeschossige Haus, das bis jetzt, abgesehen von dem Laden im Erdgeschoß, noch fast unverändert ist, bestand damals mindestens schon 20 Jahre. Es gehörte einem gewissen von Sprenger, der es vom Erbauer schuldenhalber hatte übernehmen müssen. Jetzt gehört es dem 74jährigen Fräulein Mathilde Bintig (geb. 1845), jüngsten Tochter desselben Bintig, der Koch bei dem Grafen Stolberg war. Bald nach dem Brande wurden auch das Präsidialbüro und die Siegelung in das Erdgeschoß des fraglichen Hauses verlegt. Bintig hat Ende 1839, 40 Jahre alt, das Haus mit geldlicher Hilfe des Grafen gekauft, als dieser in das wieder hergestellte Schloß zog. Er richtete in dem Hause eine gutgehende Gastwirtschaft ein. Bis dahin war er einige Zeit Pächter der Ressource.<sup>1)</sup>

Die dringende Sorge, einstweilige Geschäftsräume für die beiden Regierungsabteilungen zu beschaffen, minderte der 22. Mai 1835 schon wesentlich. Ein teilnehmendes Schreiben des Land- und Stadtgerichtsdirektors Hoffmann-Scholz bot der Regierung das oberste Stockwerk des Land- und Stadtgerichts im Leubuser Hause gegenüber der katholischen Kirche zur Benutzung an. Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen und beschlossen, die Abteilung des Innern dorthin zu verlegen. Weitere Anerbieten erfolgten an demselben Tage von dem Direktorium der Ritterakademie, das für die Sitzungen des Regierungskollegiums den Musiksaal, und von der Ressourcengesellschaft, die zu demselben Zweck ihren Festsaal, außerdem 3 Vorderzimmer des I. Stockwerkes herleihen wollte, „jedoch nur unter der Bedingung, daß mit Ende Juli diese Lokalien wieder zurückgegeben werden, indem wir solche wegen Anherkunft Sr. Majestät des Königs selbst bedürfen.“<sup>2)</sup> Von beiden Anerbieten wurde kein Gebrauch gemacht. Das Haus Burgstraße 27 besaß und besitzt noch saalartige Räume, sodaß hier Sitzungen des damals noch kleinen Kollegiums erforderlichenfalls abgehalten werden konnten. Mit der Ritterakademie wurde aber ein Abkommen dahin erzielt, daß die Institutenkasse einstweilen in einer Wohnstube des Rendanten Rimen, Eingang links im Hofe, untergebracht werde.

Für die Unterbringung der Finanzabteilung zog Oberregierungsrat Focke alsbald das damals leerstehende Militärökonomiegebäude (Montierungsdepot) in der Petrischule (neben dem jetzigen

<sup>1)</sup> Auskünfte von Fräulein Bintig.

<sup>2)</sup> Die Ressource befand sich damals — bis Ende 1903 — in dem ihr gehörenden Hause Burgstraße Nr. 66, später Quartett haus genannt, nachdem es in andere Hände übergegangen ist.

neuen Rathause)<sup>1)</sup> in Erwägung und besichtigte es mit gutem Erfolge. Schon am 22. Mai abends ging durch Postestafette ein Schreiben des Regierungspräsidenten an die Intendantur des 5. Armeekorps in Posen ab mit dem Ersuchen, das Gebäude der Regierung auf einige Monate zu überlassen. Schon am 24. Mai nachmittags traf durch Estafette eine bejahende Antwort ein, sodaß das Vorhaben alsbald verwirklicht werden konnte.

Am 23. Mai ließ die Regierung eine gedruckte Bekanntmachung in 650 Exemplaren durch den Magistrat Haus bei Haus verteilen.<sup>2)</sup> Darin wurde allen, die in der Brandnacht gerettet hatten, angelegentlich gedankt. Zugleich wurden diejenigen, die gerettete Akten, Drucksachen, Schriftstücke, Karten, Bücher und dergleichen in die Wohnungen mitgenommen hätten, aufgefordert, solche unverzüglich an den Regierungssekretär Goll, Bäckerstraße, im eigenen Hause wohnend, abzugeben.

Die folgenden Tage waren der nötigsten Herrichtung und Ausstattung der einstweiligen Geschäftsräume und der Sonderung der Akten in der Loge und im Jesuitenkolleg gewidmet. Denn es galt, die gänzlich durcheinander geratenen Akten nach Geschäftsabteilungen (Registaturen) zu sondern, damit die Abfuhr nach dem Leubuser Hause und der Petrischule, sowie die Einordnung an diesen Bestimmungsorten geregelt vorstatten gehe. Weiter wurden die weniger gangbaren Akten ausgesondert, um sie nach dem Schüttboden im Südflügel des Schlosses zu schaffen zur Entlastung der einstweiligen Geschäftsräume. Die zahllosen einzelnen Schrift- und Druckstücke in Bogen und Blättern dagegen wurden der Zeitersparnis wegen nur in Pakete geschnürt, die dann jedes Büro zu gelegenerer Zeit durchsehen, die ihm zugehörigen Stücke an sich nehmen, zu den Akten bringen oder sie dem betreffenden Dezenten vorlegen mochte.

Die Abteilung des Innern, wegen des großen Aktenverlustes mit Sondern und Einordnen von Akten weniger belastet, konnte ihren Geschäftsbetrieb früher aufnehmen als die Finanzabteilung. Über den Stand der Dinge unterrichtet uns die Umlaufverfügung des Vizpräsidenten von Seckendorff vom 24. Mai an die 9 Mitglieder seiner Abteilung, lautend:

„Für die Wiederherstellung des ordnungsmäßigen Geschäftsbetriebes der hochlöblichen Regierungs-Abteilung des Innern sind bis jetzt folgende Veranstaltungen getroffen worden:

---

1) Zuletzt hatte hier das Füsilierbataillon des 2. westpreussischen Infanterie-Regiments Nr. 7 seine Kammern, das 1830 von Pienitz fortverlegt worden war.

2) Ein täglich erscheinendes Blatt bestand damals in Pienitz noch nicht.

1. Ein einstweiliges, freilich sehr kleines Geschäftslokal wird in dem Geschäftshause des Königlichen Land- und Stadtgerichts, der katholischen Kirche gegenüber, eingerichtet.
2. Der neben dem Depositorio wohnende Ofenheizer Riedel wird dieses Lokal in Verschluss halten. Zu seiner Wohnung führt rechts von der Hauseingangstür ein besonders bezeichneter Klingelzug.
3. In dem Depositorio selbst werden die Beamten für die Kirchen-, Schul- und Stiftungssachen zur Dienstleistung im Registratur-, Expeditions- und Kalkulaturfach untergebracht, auch wird daselbst ein Repositorium für von Boten abzutragende Sachen aufgestellt werden.
4. Den Botendienst wird fürs erste der Kanzleidiener<sup>1)</sup> Görlich und vorbenannter Ofenheizer, jetzt Kastellan Riedel versehen.
5. Das Sessionszimmer ist im II. Stock links von der Treppe und wird vom 26. d. Mts. ab für seine Bestimmung notdürftig eingerichtet sein.
6. Der Gang links von dem Sessionszimmer vorbei führt zu der mit 9 Kopisten versehenen Kanzlei dieser Abteilung.  
Das Siegeln mit Lack und Oblaten aus der Hand geschieht ebendasselbst, das mit Wachs und das Stempeln mit Druckerschwärze in dem Präsidialbüro.
7. Die drei Zimmer rechts von der Treppe sind für die Polizei-, Gewerbe- und Militärregistratur bestimmt.
8. Die Führung der Hauptjournale soll vom 25. d. Mts. ab wieder beginnen, ebenso der Dienst unserer abgesonderten Kanzlei seinen Anfang nehmen. Herr Kanzleiinspektor Kahl wird in seine frühere Funktion wieder eintreten können.
9. Die Institutens- und Kommunalkasse ist in der Ritterakademie in einer Wohnstube des Rendanten Rimen, wozu der Eingang links im Hofe ist, einstweilen untergebracht.
10. Für den 26. d. Mts. 9 Uhr vormittags lade ich sämtliche Mitglieder der hochlöblichen Abteilung des Innern zu einer Sitzung ganz ergebenst ein, in welcher wir neben den vorzutragenden pressanten currenten Sachen uns insbesondere darüber beraten wollen, wie die unentbehrlichsten Stücke der verbrannten Generalakten von anderen Behörden zu erlangen sein möchten. Jeder der Herren Departementsführer wolle unter Rücksprache mit den betreffenden Registraturbeamten gefälligst das ihm gleich jetzt Unentbehrliche aufzeichnen und vortragen.“

<sup>1)</sup> Die Regierungsboten wurden damals auch Kanzleidiener genannt.

Es wird sich besonders darum gehandelt haben, Abschrift gewisser verbrannter Regierungsverfügungen von den Landräten, von Erlassen höherer Stellen von diesen zu erbitten. Nur gut, daß wenigstens die Amtsblätter und die Gesetzsammlungen gerettet waren.

Ferner wurde zum teilweisen Ersatz der verbrannten Akten das Kassenbüro angewiesen, die gedruckten Rundverfügungen, von denen gewöhnlich 1 Stück den Druckkostenbelegen beigelegt war, aus den Akten zu entnehmen und sie, zwecks Zuteilung an die Büros der Abteilung des Innern, vorzulegen.

Es waren aber mit den Akten auch die Journale und Nachweisungen über die eingehenden Dienstsachen verbrannt. Daher ließ sich nicht zuverlässig ermitteln, auf welche Anträge Bescheid schon erfolgt oder noch rückständig war. Infolgedessen erließ die Regierung eine Bekanntmachung im Amtsblatt, daß alle diejenigen, die auf während der letzten 4 Monate eingereichte Vorstellungen Bescheid noch nicht erhalten hätten, sich durch das königliche Landratsamt, die in der Stadt Wohnenden durch den Magistrat an die Regierung wenden möchten. Genannte Behörden wurden ersucht, die bei ihnen eingehenden Anträge, wenn sie überhaupt dazu geeignet und nicht etwa sogleich abzulehnen oder durch sie selbst verfassungsmäßig zu beseitigen seien, mittelst eines möglichst „substantiierten“ Berichtes bei der königlichen Regierung zur Sprache zu bringen, sodaß in der Regel auch ohne Akten angemessener Bescheid darauf erteilt werden könne.

Oberregierungsrat Focke legte am 1. Juni 1835 eine Denkschrift über die Maßregeln vor, die von ihm bei Rettung, Sondernung und Neueinordnung der Akten der Finanzabteilung ergriffen worden waren, indem er die von ihm eingeforderten Einzelberichte der mittleren und Unterbeamten über ihre Leistungen beim Retten aus Anlaß des Brandes beifügte. Der Präsident fertigte diese Berichte dem Regierungsrat Freusberg zu mit dem Auftrage, im Wege einer Disziplinaruntersuchung festzustellen, „ob und in welcher Weise die Regierungsoffizianten bei dem Schloßbrande tätige Hilfe geleistet haben und ob irgend einem derselben eine Pflichtvernachlässigung hierbei zur Last falle.“

Freusberg ließ solche Berichte auch von den Beamten der Abteilung des Innern erstatten und ergänzte sie nach Bedarf durch Vernehmungen. Das Ergebnis war, daß er sich nicht in der Lage sah, Beamte daraufhin disziplinarisch zu belasten. Nur auffallend sei der Umstand, daß der Kanzlist Kabach es unterlassen habe, die unter seinem Verschlusse befindliche Kanzleigebührenkasse zu retten und die Kasse gestohlen worden sei, was er weitläufiger ausführte. Kabach hat dagegen geltend gemacht und nachgewiesen, daß er versucht habe, während des Brandes in die Kanzlei zu dringen; dies sei ihm aber durch den dort befindlichen dichten Qualm, zumal bei



seiner Kurzatmigkeit, unmöglich gewesen. Er habe sich daher an der Rettung in anderen Büros beteiligt. Die Berichte wurden dann dem Justitiar, Regierungsrat Naumann, zur Mitverwendung bei der schwebenden Untersuchung über die Ursache des Schloßbrandes und die Täterschaft bei Entwendung der Kanzleigeblührensasse zugefertigt.

Wir freuen uns dieser Beamtenberichte, denn sie sind eine wesentliche Quelle, aus der wir im Vorhergehenden schöpfen konnten. Sie alle mitzuteilen würde aber zu weit führen.

Nach der Focke'schen Denkschrift sind am 27. und 28. Mai aus der Loge und dem Jesuitenkolleg zusammen 17 Fuhren Akten der Finanzabteilung nach ihren Bestimmungsorten gefahren worden; dies ergebe, schließt er, bei 20 bis 25 Zentnern je Fuhre, zusammen 400 Zentner Akten, die in der Brandnacht innerhalb 1½ Stunden unter seiner Leitung dem brennenden Gebäude im II. Stockwerk entrisen worden seien. Man kann danach schätzen, daß der Abteilung des Innern mindestens ebensoviel Zentner Polizei-, Kommunal-, Kultus- und Militärakten verbrannten und ihr höchstens 100 Zentner Gewerbe- und Bauakten erhalten geblieben sind. Focke meldet in der Denkschrift ferner, daß die Aufstellung der Akten seiner Abteilung in der Petrischule nun größtenteils vollendet und die Journale wieder in Tätigkeit getreten seien. Der Geschäftsgang habe mithin nach einer Unterbrechung von 10 Tagen wieder seinen regelmäßigen Fortgang genommen. Aber auch während der 10 Tage seien die neu eingegangenen Sachen regelmäßig eingetragen und sei auf die eiligen Sachen, besonders Gewerbesachen, das Nötige verfügt worden.

Über den Verbleib der Bibliothek erfahren wir aus dem Bericht des Bibliothekars, Regierungsssekretärs Uhe, Mitte Juni, er sei in der Brandnacht erst gegen ½1 Uhr aufgewacht. Beim Schlosse angekommen, habe er wegen der Menschenmenge und des Rauches in die Bibliothek nicht gelangen können. Glücklicherweise sei ja aber alles von anderen gerettet worden. Er habe sich sogleich früh am anderen Morgen um den Verbleib der Bücher gekümmert und ihre Abholung von zehn verschiedenen Bergungsstellen nach dem Schmalen Saale der Freimaurerloge geleitet. Dort seien die Bücher nunmehr nach eifriger Arbeit so geordnet in den geretteten 10 Schränken untergebracht, daß er auf Verlangen wieder jedes Buch ausgeben könne. Die Bibliothek ist dort dann bis auf weiteres verblieben.

Außer der in der Stadt verteilten gedruckten Danksagung der Regierung erließ diese am 25. Mai noch eine Bekanntmachung mit Danksagung im Amtsblatt. Graf Stolberg erstattete ferner durch eine gedruckt verteilte Rundgebung vom 27. Mai den Dank für die ihm und seiner Familie geleistete Rettungshilfe ab. Er wird es auch an Erkennlichkeit im einzelnen nicht haben fehlen lassen.

Wenn der Fabrikarbeiter Berger, wie der Regierungsekretär Sinnhold in seinem Bericht erwähnt, nach dem Brande als Belohnung eine Bibel für seine Kinder erbat, so können wir annehmen, daß Graf Stolberg auch andere verdiente nicht verpflichtete Rettungshelfer in dürftigen Verhältnissen angemessen belohnt haben wird. Darunter wird auch Frau Lange gewesen sein, Witwe des an der Cholera verstorbenen Fabrikarbeiters Lange, für die von Hedemann warm eingetreten ist, „indem diese Frau von früh an bis 5 Uhr abends bei der Spritze Nr. 2 tätig war, und selbst dann sich nicht entfernte, als einer der offenbar trunkenen Arbeiter auf eine rohe Weise dieser fast erschöpften und erhitzten Frau einen Eimer voll Wasser über den Kopf goß.“ Oberregierungsrat Focke hat an den Rand geschrieben: „Eingverstanden“.

Aber auch unberechtigte Ansprüche sind gewiß hervorgetreten. So lesen wir ungern die Eingabe der beiden Bürgerwachtposten Rögner und Hänfel, geschrieben 6 Wochen nach dem Brande, in der sie den Grafen untertänigst daran erinnern, daß „wir besonders nach allen Kräften Euer Hochgeboren sowie deren Dienerschaft suchten aus dem Schlafe zu bringen, welches auch unsere heiligste Pflicht ist, jederzeit auf das strengste unsern Wachtposten zu behaupten.“ Nach Erwähnung ihrer dürftigen Lage fahren sie fort: „Es sind doch viele unserer Mitbürger, welche sich bei diesem so großen Unglück ausgezeichnet haben, von Euer Hochgeboren berücksichtigt und begnadet worden. So erlauben auch wir uns zu erdreisten, eine ganz tiefste, untertänigste Bitte hiermit zu Füßen legen zu dürfen, daß Euer Hochgeboren uns nach dero gnädigsten Einsichten wie anderen eine Gratifikation zuteil werden lassen.“

Darauf erhielten sie folgende würdige Antwort: „Wenn die beiden Bürger Rögner und Hänfel, welche in der Nacht des unglücklichen Schloßbrandes die Wachtposten am Königlichen Regierungsgebäude zu versehen hatten, bei Wahrnehmung des Feuers mich und meine Dienerschaft sogleich davon benachrichtigten, so haben dieselben ganz eigentlich wohl nur ihre Schuldigkeit getan, durch deren Unterlassung sie sich strafbar gemacht haben würden. Dennoch wiederhole ich ihnen meinen bereits öffentlich allgemein ausgesprochenen Dank, kann mich aber nicht veranlaßt finden, sie dafür nach ihrem Gesuche mit einer Gratifikation zu beteiligen, zumal dergleichen Ansprüche so viele an mich ergehen, daß die Zahl derselben alle Grenzen der Bescheidenheit und Gewährbarkeit überschreitet.“

Wir kommen auf das Unglück des Deckeneinsturzes im II. Stockwerk der Präsidialwohnung zurück. Erst am 24. Mai wurde es der Polizei möglich, alle Verunglückten und Beschädigten mit Bestimmtheit anzugeben. Es handelt sich um eins der beiden großen Eckzimmer des II. Stockwerkes im Vorsprunge des Ostflügels. Sinnhold hat nach seinem mitgeteilten Bericht offenbar in dem

rechts belegenen Eckzimmer gerettet; denn besonders vor diesem, ein Geschloß tiefer, befindet sich der Balkon, auf den er nach seiner Angabe die geretteten Sachen geworfen hat. Vor das andere, das linke Eckzimmer, reicht der Balkon nur wenig über. Wenn er sagt, es entstand die Lebensgefahr, die dem Assessor Stillert dort oder in der Nähe bald darauf das Leben kosten sollte, so muß sich das „in der Nähe“ auf das linke, dicht am Petersturm liegende Eckzimmer beziehen. Hiermit stimmt die Ortsbezeichnung in dem Bericht des Regierungsreferendars Kapler, er habe „dicht am Petersturm, unweit der Stelle, wo später der unglückliche Einsturz erfolgte“, über der Präsidialwohnung schwarzen Rauch hervorbrechen sehen. Der Deckeneinsturz in dem Unglückszimmer geschah, wie feststeht, etwas früher als in der Kanzlei, wo er um 2 Uhr nachts erfolgte.

Daß ein Unglück geschehen sei und Leute dabei schwer beschädigt oder zu Tode gekommen seien, wurde in der Brandstellenumgebung bald bekannt, wie sich aus dem nächtlichen Bericht des Regierungspräsidenten schließen läßt. Fräulein Bintig weiß es aus Erzählungen ihrer Mutter. Diese sei in der Brandnacht in ihrer damaligen Wohnung am Neuen Wege bei der Unglücksbotschaft sehr um ihren Gatten besorgt gewesen, dessen kühnen Eifer beim Retten sie kannte. Vermißt scheint zunächst aber nur der Konditor Paceller worden zu sein, weil dieser, überall in der Präsidialwohnung und in Büros mit Retten tätig, den meisten Rettenden bekannt und zur Seite war. Die anderen Verunglückten sind durch die Angehörigen wohl etwas später erst als vermißt gemeldet worden; dann sind ihre Überreste im Brandschutt gefunden und unter Schwierigkeiten erkannt worden, nachdem die Löscharbeit besonders auf diesen Gebäudeteil gelenkt worden war. So sagt Schmiedemeister Renner in seiner Eingabe, nachdem er seine vielseitige Rettungshilfe in der Brandnacht hervorgehoben hat: „Bald nach dem Retten der erwähnten Sachen (nach 4 Uhr morgens) habe ich als Spritzenmeister wesentlich zum Löschen des Feuers in dem Lokale beigetragen, worin sich einige der Verunglückten befanden, welche später durch meine Hilfe aus dem Schutt herausgearbeitet und ins Lazarett<sup>1)</sup> getragen wurden.“

Die am 24. Mai polizeilich aufgestellte Liste der Verunglückten und Beschädigten ist folgende:

---

<sup>1)</sup> Das Königliche oder Garnisonlazarett lag nach dem Stumpeschen Stadtplan von 1826 mit seinem Giebel an der Ostseite der Lazarettstraße, zwischen Burgstraße und Neuer Weg. Es hatte aber von der Burgstraße eine Zugangsgasse, war also gewissermaßen Hinterhaus der Burgstraße. Oder meint Renner das städtische Lazarett? Dieses befand sich in dem Franziskanerkloster vor dem Havnauer Thor, dem jetzigen Armen- und Sickenhaus.

### 1. Verunglückt (tot).

1. Königlicher Medizinalassessor, Kreischirurgus Stillert, 58 Jahre alt, verheiratet;
2. Konditor Paceller, 48 Jahre alt, verheiratet;
3. Schlossergehelfe Scharf, 18 Jahre alt, Vater wenig bemittelt;
4. Tagearbeiter Stier, 55 Jahre alt, verheiratet, Vater von zwei Kindern, ganz arm;
5. Schuhmacher Neumann, 34 Jahre alt, dessen Überreste noch nicht gefunden sind.

### 2. Beschädigt.

1. Posamentier Schunke, 28 Jahre alt, verheiratet, hat ein Kind von 2½ Jahren, Ehefrau hochschwanger, liegt in Folge des Schreckes danieder. Familie lebt in großer Dürftigkeit. Schunke ist am ganzen Körper schwer verletzt;
2. Schneidiergehelfe Schaarschmidt, 20 Jahre alt; ist an Händen, Gesicht, am rechten Fuß und am Ellbogen beschädigt;
3. Schuhmachermeister Rosenlöcher, 32 Jahre alt, unverheiratet; ist an beiden Händen, am Kopf und an beiden Oberschenkeln beschädigt. Rock und Hosen sind ihm gänzlich verbrannt;
4. Jäger des Grafen Stolberg, Büttner, 31 Jahre alt, ist an beiden Händen und am Kopf beschädigt;
5. Seifenfieder Neumann; ist auch beschädigt, aber in der Besserung begriffen;
6. Schuhmachermeister Rindfuß; ist am Kopf, an den Händen und Beinen beschädigt.

Bürgermeister Jochmann und die Seinigen wurden in tiefer Trauer versetzt; denn der verunglückte Medizinalassessor Stillert war der Schwiegervater des Bürgermeisters. Frau Gertrud Jochmann hieselbst, Witwe des Sohnes des Bürgermeisters, des 1904 hier verstorbenen Gas- und Wasserwerkdirektors Jochmann, teilt als Überlieferung mit, daß die gefundenen Überreste von Stillert nur an einem Medaillon erkannt werden konnten, das seine Tochter ihm einst verehrt hatte.

Das Bild von dem Unglück wird durch die Amtsblattbekanntmachung vom 25. Mai etwas vollständiger. Wir heben daraus hervor:

„Von dem rühmlichen Bestreben zu retten, was noch zu retten sein möchte, auf sehr bedrohte Stellen des Gebäudes geleitet, fanden unter der einstürzenden Decke eines Zimmers fünf Einwohner ihren Tod.“ Folgen die Namen mit dem Hinzufügen, daß die teilweisen

Überreste bereits aufgefunden und bestattet seien, mit Ausnahme des Schuhmachers Neumann, dessen Leichnam noch vermißt werde. „Gleichzeitig wurden schwer, zumteil ohne Hoffnung auf Wieder-  
genesung verlegt.“ Folgen die Namen; dann wird fortgefahren:

„Indem wir uns der Pflicht entledigen, die Departements-  
insassen mit dem Geschehenen bekannt zu machen, sie zugleich aber  
davon in Kenntniß setzen, daß unsere Verwaltung, soviel es tunlich,  
wiederum in ordnungsmäßigen Gang gebracht ist, gereicht es uns  
doch zur wahren Beiriedigung, allen benachbarten Bewohnern  
hiesiger Stadt und Umgegend, welche ihre stets erprobte gute Ge-  
sinnung auch in dieser Schreckensnacht durch bereitwillige, keine  
Gefahr scheuende Mitwirkung zur Erhaltung oder Rettung des  
Staatseigentums aufs neue bewährt haben, unsern wiederholten,  
aufrichtigen Dank abzustatten.

Nicht weniger ist es uns ein Anliegen, den sämtlichen An-  
gehörigen der bei ihren aufopfernden Hülfeleistungen verunglückten  
Personen auch an dieser Stelle unsere eifrigste Teilnahme und die  
Hoffnung auszusprechen, daß das allgemein den Entschlafenen ge-  
wordene Anerkenntnis zugleich seine tröstende Kraft an den  
trauernden Herzen der Überlebenden nicht verfehlen werde.

Liegnitz, den 25. Mai 1835.

Königlich Preußische Regierung.“

In der Wochenschrift „Schlesischer Gebirgsfreund“ von W.  
Pfungsten, Liegnitz und Landeshut, findet sich in Nr. 22 vom 29. Mai  
1835 unter Chronik von Liegnitz eine kurze Beschreibung des  
Schloßbrandes, in der ebenfalls mitgeteilt wird, daß fünf Personen  
ihren Tod fanden, die, mit Ketten beschäftigt, so lange in den  
Zimmern verweilten, bis die einstürzenden Decken sie begruben:  
„Gräßlich war der Anblick, als in einem der Zimmer, dem die  
Flammen sich schon aus dem oberen Stockwerke mitgeteilt hatten,  
mehrere Menschen hilferufend umherirrten. Drei dieser Unglück-  
lichen retteten sich noch bis zum Fenster, aus dem sie durch einen  
raschen Sprung, obgleich verlegt, dem Flammentode entrannen.  
Eine hierauf herbeigetragene Leiter zur Rettung der anderen war  
unzureichend,<sup>1)</sup> denn als einige dieselbe erstiegen, um Hilfe zu  
bringen, hatten die noch im Innern befindlichen Personen bereits  
das Leben verloren. Man fand ihre verbrannten Überreste tags  
darauf in den rauchenden Schutthaufen des Schlosses.“

Nach sicherer Überlieferung von dem Brande sind bei dem  
Deckeneinsturz nur vom Neuen Wege aus, nicht vom Schloßplatze,  
verzeifelnde Menschen an den Fenstern des II. Stockwerkes gesehen

<sup>1)</sup> Soll heißen: konnte nicht mehr helfen.

worden.<sup>1)</sup> Dies bestätigt völlig, daß das linke der beiden Eckzimmer das Unglückszimmer war. In ihm sind die drei Fenster nach dem Neuen Wege im Handriß des II. Stockwerkes mit Kreuzen bezeichnet. Auch der Fenstersprung der drei Männer muß auf dieser Seite geschehen sein, folglich auf den Wall, genauer auf den kleinen Hof, der etwa 8 m unter den gemeinten Fenstern lag und dort noch liegt. Die Fenster sind jetzt freilich durch drei Mauernischen ersetzt. Da die Liste unter „beschädigt“, also lebend, sechs Personen auführt, werden die drei von ihnen, die nicht hinabgesprungen sind, sich nach der Tür gerettet haben. Hierunter werden die zwei gewesen sein, die von v. Hedemann und Barschall nur mit Mühe herausgerissen worden sind, als die Zimmerdecke hinter ihnen herunterstürzte.

In der anderen, älteren Liegnitzer Wochenchrift „Correspondent von und für Schlesien“ von D'oench<sup>2)</sup> findet sich zu derselben Zeit ebenfalls eine knappe Beschreibung des Schloßbrandes, die aber weniger bietet als der Gebirgsfreund. Der Correspondent enthält dagegen im Anzeigenteil manches andere, was uns fesselt. So lesen wir eine ausführliche Dankagung der Hinterbliebenen des Medizinalassessors Stillert und entnehmen daraus, daß seine Überreste am 25. Mai feierlich bestattet wurden. In dem Trauergesolge befanden sich die Mitglieder und Beamten der Regierung, der Kreis-, Kommunal- und der Justizbehörden, die Geistlichkeit, die kirchlichen und Schulbeamten, die Schützengesellschaft. Ein Sängerkhor und eine Musikkapelle wirkten mit. Der Sarg wurde in der Familiengruft beigesetzt.

Rührende Verse widmet dem trefflichen Arzt eine Freundin als Nachruf, beginnend:

Dunkles, banges Geschid! Der Mann voll Kraft und voll Eifer  
Für der Pflichten Gebot, er sinkt in der Fülle des Lebens

Aus der Seinigen Kreis, aus seiner Tätigkeit Mitte

In's Meer der Flammen! . . .

Wie es dem Grafen Stolberg ums Herz war, ersehen wir im „Correspondent“ aus seiner nachstehenden Kundgebung, die außerdem in besonderen Druckblättern Haus bei Haus verteilt wurde:

#### Dankagung.

Das traurige Verhängnis, durch welches bei dem in der Nacht vom 21. zum 22. dieses Monats stattgehabten Brande des hiesigen

<sup>1)</sup> Diese Auskunft habe ich von einer guten Kennerin Alt-Liegnitzer Verhältnisse, Fräulein Dorothea Anderseck hierelbst. Sie stützt sich auf die Mitteilungen ihres 1877 verstorbenen Vaters, des Kreisphysikus, Sanitätsrats Dr. Anderseck (geb. 1818), und mehrerer anderer alten Liegnitzer.

<sup>2)</sup> D'oench, gewöhnlich Doench geschrieben, nannte sich von früher Hofgerichtsassessor. In seiner Druckerei, für die er die Benennung Hofbuchdruckerei erlangt hatte, wurde längere Zeit auch das Regierungsamtsblatt gedruckt. Über ihn und seine Verlegertätigkeit siehe zum Winkel, die Stadt Liegnitz seit Einführung der Städteordnung, Seite 175.

Kgl. Regierungsgebäudes auch meine in demselben befindlich gewesene Dienstwohnung in Asche gelegt worden ist, hat mir die meinem Herzen wahrhaft wohlthuende Überzeugung gewährt, welche freundliche Theilnahme die achtungswerten Bewohner der guten Stadt Liegnitz mir und meiner Familie schenken.

Wackere Männer aus allen Ständen, Beamte, Bürger und Inwohner haben unter hingebender Anstrengung, die höchste Gefahr nicht achtend, rühmlich gewetteifert, auch mein Privateigenthum zu retten, von welchem verhältnismäßig nur wenig verloren gegangen ist.

Aus der Fülle meines Herzens bringe ich hiermit den innigsten und tiefgefühlten Dank allen denen, die in diesen Stunden der Angst und Noth mir und den Meinigen mit der bereitwilligsten Hilfe entgegengekommen sind. Stets werde ich mich deren ebenso mit treuer Erkenntlichkeit erinnern, wie ich allezeit das Andenken derjenigen ehren werde, die in den Flammen leider ihren Tod gefunden haben. Möge Gott den heißen Schmerz der Hinterbliebenen dieser Verunglückten mildern, den an den Folgen der davongetragenen Verletzungen noch Leidenden eine baldige Genesung verleihen und uns alle vor ähnlichen Unglücksfällen gnädig bewahren.

Liegnitz, den 27. Mai 1835.

Der Regierungspräsident.

Graf zu Stolberg.

Bei der bekannten Menschenliebe des gräflichen Paares dürfen wir annehmen, daß es durch sein Beispiel bald die öffentliche Wohltätigkeit für die Bedürftigen der Hinterbliebenen und Beschädigten angeregt hat. Manche Veranstaltungen mögen zu dem Zweck stattgefunden haben. So lesen wir mit Genugthuung Ende Juni, daß zum Besten dieser Bedürftigen erschienen und in der Wohnung der Verfasserin und bei W. Pfingsten in Liegnitz zu haben sei: „Der Schloßbrand zu Liegnitz, poetisch, doch der Wahrheit gemäß dargestellt von J. Kreiin von Schlichten, geb. Gräfin Matuschka, nebst 2 Abbildungen, das Schloß zu Liegnitz vor und nach dem Brande, Preis 3 Sgr.“, und dann später die Mittheilung, daß durch den Verkauf bis 11. Juli 48 Taler einkommen seien, die verteilt wurden.

Dorothea verw. Paceller dankt in dem Blatte herzlich denen, die ihren Mann am 24. Mai zur Ruhestätte begleiteten. Zwei Wochen später zeigt sie an, daß sie sein Konditoreigeschäft nicht nur fortsetzen werde, sondern es in der Art erweitert habe, daß in dem neu erbauten, elegant möblierten Zimmer außer allen Sorten feiner Backware Kaffee, Tee, Chokolade und eine Auswahl anderer

Getränke,<sup>1)</sup> sowie auch die Sommermonate hindurch täglich Eis zu haben sein werde.

Dem Schlossermeister Most hat der Schloßbrand eine schwere Kränkung eingetragen. Er hatte, wie er in einer Anzeige mittheilt, beim Brande „die Ehre, aus der Menge der zum Retten Herbeigeilten gezogen zu werden und zum Fortschaffen der königlichen Gelder hilfreiche Hand zu leisten.“ Nun habe ein nichtswürdiges Subjekt seinem Rufe dadurch zu Schaden gesucht, daß es das Gerücht verbreitete, er sei mit einem Teil des Geldes in seine Wohnung gegangen und habe es später erst auf höhere Anweisung wieder herausgeben müssen. 50 Taler bietet er demjenigen, der ihm den ersten Urheber dieses Gerüchtes zur Anklage namhaft mache. „Den Edlen aber, die mich, noch ehe ich dies üble Gerücht ahnden konnte, mit Eifer verteidigten, sage ich hiermit aufrichtigsten Dank und werde ihnen lebenslängliche Hochachtung zollen.“ Dies bezieht sich auf den Regierungspräsidenten und den Tuchfabrikanten Heinrich Ruffer, die, jeder für sich, in dem Blatte eine warmherzige Ehrenerklärung für den gekränkten Mann abgegeben haben. Das Gerücht hatte Ruffer nämlich als den bezeichnet, der Most auf der Unredlichkeit ertappt haben sollte.

Zuletzt fällt unser Blick auf eine Kundgebung des Magistrats anlässlich des Schloßbrandes: Außer dem Königl. Oberpostdirektor Herrn Balde, der bei dem Brande, ohne hierzu verpflichtet zu sein, mehrere Züge seiner Dienstpferde längere Zeit hindurch zur Bespannung der Wasserfässer bereitwillig hergegeben habe, hätten nur wenige mit Gespann versehene Bürger und Eximierte,<sup>2)</sup> ihre Pferde freiwillig zur Disposition gestellt; es habe vielmehr Mühe gekostet, während des Brandes für die Bespannung der Wasserfässer und die zur Rettung von Effekten bestimmten Wagen die erforderlichen Pferde herbeizuschaffen. Der Magistrat bittet, künftig bei ähnlicher Gefahr die Pferde freiwillig und ohne es erst auf eine amtliche Requisition ankommen zu lassen, in der Nähe der Brandstelle zur Verfügung zu stellen. „Hinsichtlich der Inhaber von Gespannen, welche zur Bespannung bestimmter Spritzen und Wasserfässer ausdrücklich verpflichtet sind, behält es für den Fall der Vernachlässigung ihrer Obliegenheit bei den diesfalls comminirten<sup>3)</sup> Strafen sein Bewenden.“

Vizepräsident von Sedendorff hat bei dem Brande, das wissen wir, seine Pferde zum Abfahren von Akten zur Verfügung ge-

<sup>1)</sup> Als solche Getränke sind Punsch, Bischof, Cardinal, Limonade, französische und Breslauer Pilsöre aufgeführt. Die Geschäftserweiterung hatte der unglückliche Paceller sicher schon vorbereitet. Er war übrigens gebürtiger Schweizer, Kanton Graubünden.

<sup>2)</sup> Eximierte sind hier diejenigen, die von der Erwerbung des Bürgerrechts befreit waren, z. B. die Beamten.

<sup>3)</sup> „Comminiert“ bedeutet: angedroht.



stellt. Regierungsrat Tzig wohl kaum; denn bald darauf zeigt er im Correspondent an, daß er wegen seiner bevorstehenden Versetzung nach Cöln außer zahlreichen Möbeln seine beiden 5jährigen braunen Kutschpferde nebst Glasfensterchaise verkaufen wolle. Auch das Gespann des Reg.- und Baurates Delke wird beim Brande geruht haben; denn der Kutscher hat sich als Wächter bei den Aktenstapeln betätigen müssen.

Was war nun die Ursache des Schloßbrandes?

Von Anfang an konnten nur die beiden Mutmaßungen bestehen, daß das Unglück entweder durch Fahrlässigkeit eines Beamten oder durch boshafte Brandstiftung herbeigeführt worden sei. Die erste Mutmaßung ist durch den Verlauf der Untersuchung vollständig widerlegt worden. Durch die stattgehabte Vernehmung der Beamten ist nachgewiesen, daß um 6 Uhr abends am 21. Mai die Bürobeamten der Polizeiregistratur und überhaupt sämtliche Beamten das Regierungsgebäude verlassen haben. Zwischen 6 und 7 Uhr hat der Botenmeister vorschriftsmäßig die sämtlichen Büros des Gebäudes nachgesehen und keinen der Beamten mehr anwesend, auch alle Türen wohl verschlossen gefunden. Die Türen hat er selbst wieder gehörig verschlossen. Er hat keine Spur von Rauch oder Feuer wahrgenommen, was doch hätte der Fall sein müssen, wenn durch vorherige Fahrlässigkeit der Brand verursacht worden wäre. Andererseits ist auch aktenmäßig nachgewiesen, daß nach 6 Uhr abends keiner der Beamten mehr ins Schloß gekommen ist. Ferner ist durch Vernehmung der Schloßwache festgestellt worden, daß auch kein Fremder nach dieser Zeit den Schloßhof betreten hat oder sich hat in ihm sehen lassen. Überdies ist mit Gewißheit anzunehmen, daß, falls Fahrlässigkeit die Ursache des Brandes gewesen wäre, der Brand jedenfalls früher als gegen Mitternacht zum Ausbruch gekommen und entdeckt sein würde. Noch um 8 Uhr abends vor dem Brande hat der Hauswärter und Ofenheizer Kiedel die auf dem Korridor des Gebäudes angelegten Aborte gereinigt, dann beide Eingangstüren nach dem vorderen Schloßhofe, an der Steindruckerei und am Haupteingang, verschlossen und ebensowenig wie vorher der Botenmeister eine Spur von Rauch wahrgenommen. Weiter steht es fest, daß von keinem der in der Polizeiregistratur beschäftigt gewesenen Beamten Licht gebrannt oder Tabak geraucht worden ist. Es bleibt also nur die Vermutung übrig, daß das Feuer böswillig angelegt worden ist, wiewohl die Triebfeder zu einer solchen Handlung unerklärbar bleibt. Diese Vermutung gewinnt durch folgende Umstände hohe Wahrscheinlichkeit, die durch mehrere Personen, besonders den Schmiedemeister Polster, bezeugt sind.

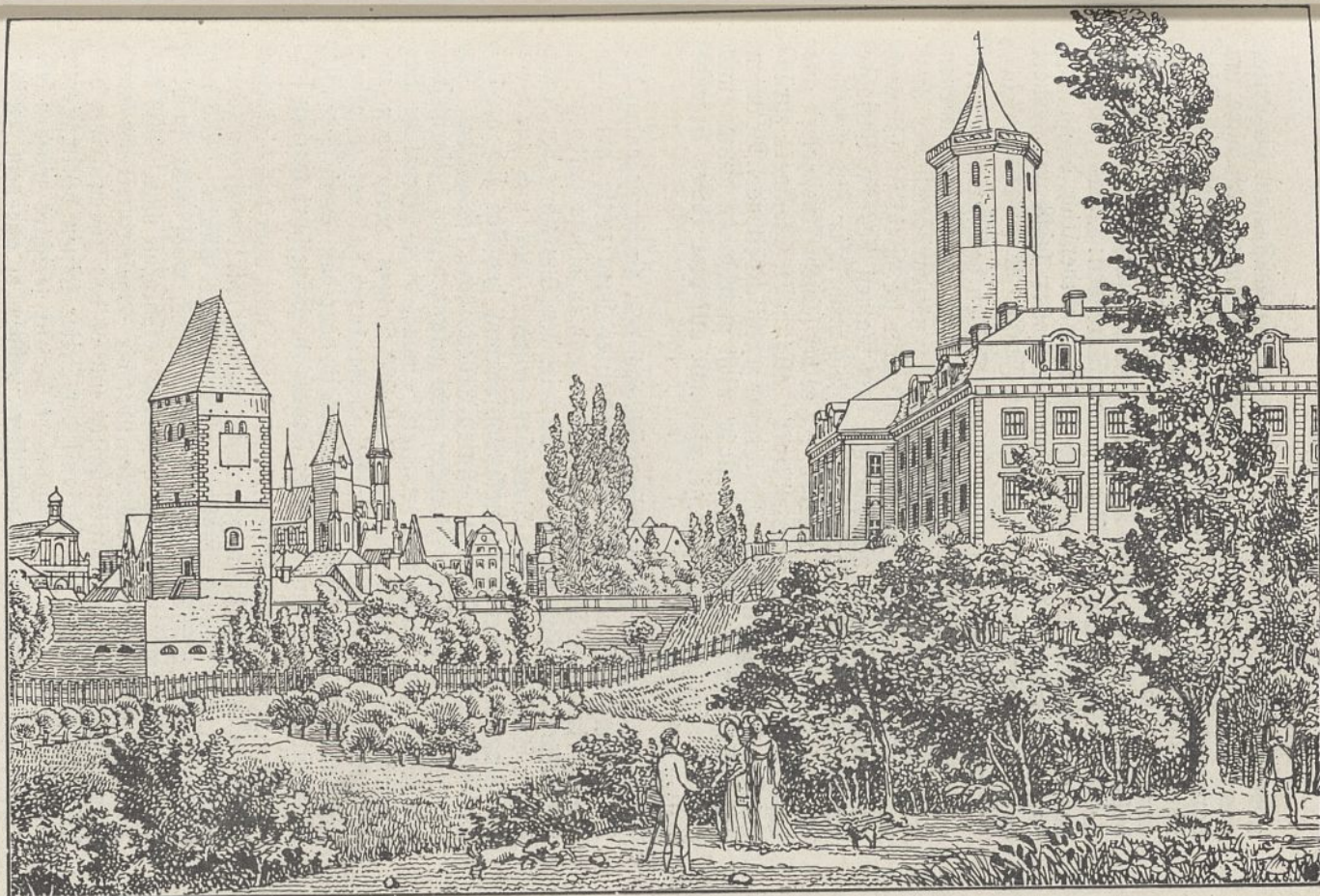
Polster, in der Glogauer Vorstadt wohnend, sagte in der Vernehmung am 22. Mai aus: „Ich erwachte gestern abend sofort, als Feuer geschrien wurde, zog mich an und fand nur das Pfört-

chen am Glogauer Tore und noch nicht das Tor geöffnet. Ich ging in das Portal des Schlosses. Da ich aber solches gar zu sehr von Rauch erfüllt fand, so ging ich wieder zum Tore heraus auf die hintere Seite des Schlosses zu und verfolgte den Weg, welcher von der Promenade an der westlichen Seite des Schloßgartens in gerader Richtung nach dem Ausfalltore des Königl. Schlosses führt, und fand die Flammen aus den Fenstern des 1. und 2. Stockwerkes ausgebrochen, welche am westlichen Ende des Ausfalltores auf das Hannauer Tor zu gelegen sind. Nur das eine dieser Fenster war von den Flammen noch nicht erhellt und ich fand an solches eine Leiter angelegt, die nicht ganz bis an dieses Fenster des ersten Stockwerkes hinaufreichte. Ich fand ferner am Kreuz dieses Fensters, da wo es sich mit der Brüstung verbindet, einen grünen Rock ganz fest mit den Ärmeln angeknüpft dergestalt, daß man mit Hilfe dieses, einen Strick vertretenden Rockes die auf dieses Fenster angelegte Leiter, deren lange Seitenwände nicht rund, sondern breit waren, erreichen konnte.<sup>1)</sup>

In der Ortsbesichtigung am 23. Mai unter Zugiehung der Zeugen wurde festgestellt, daß das fragliche Fenster in der Westwand des Zimmers Nr. 11 der Polizeiregistratur lag. Es ist im Handriß des 1. Stockwerkes mit / bezeichnet. In diesem Zimmer hatten die Supernumerare Wieland und Hübner ihren Arbeitsplatz. Hübner sagte aus: „Den mir vorgezeigten Rock erkenne ich als meinen Arbeitsrock, der beständig in meinem Amtszimmer verbleibt, und den ich, wenn ich das Arbeitszimmer verlasse, auf meinen Arbeitsstuhl zu legen pflege und auch am 21. d. M., als ich abends 1/6 Uhr mein Arbeitszimmer verließ, dorthin gelegt habe. Die mir vorgezeigte Leiter halte ich für eine der hiesigen Regierung gehörige und bemerke, daß die Herren Wieland, Sinnhold und Goll der Meinung sind, es gehöre dieselbe nicht in die Registratur, sondern sei eine solche, welche übrig und vorrätig auf dem Boden gelegen habe.“

In der Verhandlung wird dann ausgeführt: „Man hatte die Leiter mit zur Stelle gebracht, auf das bezeichnete Fenster angelegt und es ergab sich, daß ein Mann von mittlerer Größe, auf der obersten Sprosse der Leiter stehend, mit den Augen zur Not in das fragliche Zimmer hineinsehen könne und daß ohne Vermittelung des Rockes es kaum möglich gewesen sein dürfte, von dem Fenster aus die Leiter glücklich zu erreichen. In gleicher Weise schien es

<sup>1)</sup> Ein anderer Zeuge, Zimmermann Seipt, bestätigte diese Aussage und fügte hinzu: „Ich nahm demnächst diese Leiter und legte sie zur Herstellung einer bequemen Passage über denjenigen Graben, welcher den von der Promenade nach dem gedachten Ausfalltore führenden Damm durchschneidet“. Daraus ersieht man die schlechte Gangbarkeit dieses Wege-Dammes. Wahrscheinlich lag sonst nur ein Brett über den Graben.“



Kreuzkirche. Glog. Torturm. Liebfrauen. Fürstl. Freihaus. Schloßzufahrt. Promenade (Waffenstr.). Rgl. Schloß mit Petersturm.

nicht möglich, daß jemand von dem fraglichen Fenster aus die Leiter aus bloßer Hand dergestalt habe hinablassen können, daß solche, um darauf entfliehen zu können, die richtige Anstellung gehabt. Dies könnte aber sicher leicht dadurch bewerkstelligt worden sein, daß man um die letzte Sprosse der Leiter einen starken Bindfaden geschlungen und an solchem vielleicht hinabgelassen hat.“ Darunter steht die Bemerkung des Untersuchungsführenden: „Das Resultat des eingenommenen Augenscheines steht unbedenklich dahin fest, daß es vermittelst der Leiter und des Rockes leicht und bequem möglich gewesen, aus dem bezeichneten Fenster zu entkommen.“

Daß die Leiter, die unten eiserne Spitzen hatte, eine der Regierung gehörige Büroleiter war, ist von allen vernommenen Beamten bejaht worden. Keiner aber konnte darüber sichere Auskunft geben, ob und in welcher Registratur sie zuletzt in Gebrauch gewesen sei. Sie war nämlich mit dem Namen des im Vorjahre pensionierten Regierungssekretärs Nidels beschrieben und von ihm als diejenige anerkannt worden, die er bei seinem Ausscheiden aus dem Dienste in der Steuerregistratur, also im II. Stockwerk, zurückgelassen habe. Die in dieser Registratur zuletzt arbeitenden Beamten haben sie aber als dorthin gehörig nicht anerkennen können und haben sie für eine überzählige, vielleicht auf dem Boden liegende Leiter gehalten.

Wie dem auch sei, es drängt sich nach dem Vorhergehenden die Vermutung auf, daß sich der Brandstifter schon zeitig am Nachmittage in das Gebäude eingeschlichen und in einem verborgenen Winkel versteckt hat, bis er nach Eintritt der Dunkelheit der Nacht in der Ausführung seines Vorhabens gesichert war und zur Verschaffung eines Ausweges nach Vollführung der Tat sich der bezeichneten Leiter und des erwähnten Arbeitsrockes bedient hat. Es ist aber trotz aller Nachforschungen nicht gelungen, den entferntesten Verdacht gegen jemand zu ermitteln, obwohl durch öffentliche Bekanntmachung eine Belohnung von 200 Talern demjenigen zugesichert wurde, welcher überzeugend Auskunft darüber zu geben imstande sei, durch welche Fahrlässigkeit oder daß durch hoshafte Brandstiftung der Ausbruch des Feuers herbeigeführt worden sei.

Der Minister des Innern, dem Mitte Juni über das bisherige Ergebnis der Untersuchung berichtet wurde, war wenig befriedigt und verlangte nähere Auskunft über mehrere Punkte: Wo der Brandstifter sich habe verstecken können; doch wohl nicht in dem Registraturzimmer selbst, das angeblich verschlossen war. Wie die Aussagen der Registraturbeamten über die Zugehörigkeit der fraglichen Leiter genauer gelautet hätten und ob das Inventarium der Büroutensilien über die Herkunft der Leiter keinen bestimmteren Aufschluß gebe. Ob das Augenmerk darauf gerichtet worden sei, wohin der mutmaßliche Brandstifter, nachdem er aus dem Fenster

entkommen, seinen Weg genommen habe, namentlich, ob man Fußstapfen aufzufinden versucht habe und wohin sie führten.

Die Regierung berichtete hierauf Mitte Juli 1835 unter Beifügung der sorgfältig geführten Untersuchungsakten: Es sei unwahrscheinlich, daß jemand sich vor dem Verschuß der Türen durch den letzten Bürobeamten und vor der Revision des Botenmeisters in der Registratur selbst versteckt haben könnte, zumal da diese nicht Gelegenheit zu einem Versteck dargeboten habe. Dagegen seien in dem Regierungsgebäude, wie in den meisten größeren und alten Gebäuden, außerhalb der Zimmer Schlupfwinkel verschiedener Art, Vorgelege zu den Ofenlöchern, Abtritte, Treppenverschläge und dergleichen, welche jemandem während der Nachmittagsstunden zum Versteck dienen könnten und die nicht einzeln vom Botenmeister revidiert worden seien. Der böswillige Täter werde sich während der Nachmittagsstunden einen solchen Schlupfwinkel gesucht, beim Verschuße des Gebäudes die Registratur durch einen Nachschlüssel oder Dietrich geöffnet, das Feuer angelegt und nach vollbrachter That den Ausweg durch das Fenster genommen haben. Ob eine der zur Polizeiregistratur führenden 3 Türen geöffnet gewesen, als das Feuer ausbrach, und wie diese Öffnung geschehen sei, habe nicht ermittelt werden können, weil die zuerst herbeigeeilten Personen diese 3 Eingangstüren schon in Flammen gefunden haben. Dann wurde über die Leiterfrage unter Hinweis auf die Akten berichtet mit dem Hinzufügen: eine Zusammenstellung der fraglichen Leiter mit den übrigen, und namentlich die Prüfung, ob diese Leiter nach dem Inventarium unter die Zahl der den einzelnen Büros angehörigen zu rechnen sei, habe nicht stattfinden können, weil die Leitern in den Büros verbrannt seien. Darauf, wohin der mutmaßliche Brandstifter, nachdem er aus dem Fenster gestiegen, seinen Weg genommen habe, habe die Aufmerksamkeit nicht gerichtet werden können, da es Nacht war. Außerdem sei der betreffende Teil des Gebäudes entfernt gelegen von den sonst von Menschen besuchten Orten. Der Plan scheine daher wohl berechnet gewesen. Der Erdboden, auf den der Brandstifter gestiegen sei, sei mit Rasen bedeckt; die Tage vor dem Brande seien trocken gewesen. Es würde also selbst bei Tageslicht kaum eine Spur haben gefunden werden können.

Schließlich zeigte die Regierung in dem Bericht nachträglich an, daß die Kanzleigebührenkasse in einem Bestande von ungefähr 80 Talern gestohlen und die Rechnungen und Belege ebenfalls verloren gegangen seien: „Die Kasse war einem bis jetzt als zuverlässig anerkannten Kanzleibeamten übertragen und im Kanzleizimmer in einem an der Wand befestigten Schrank aufbewahrt. Wir haben die Untersuchung auch auf den Verbleib dieser Kasse ausgedehnt. Der Schrank ist beim Schloßbrande von demjenigen Beamten, der mutmaßlich zuerst das Kanzleizimmer betreten hat, bereits geöffnet und entleert gefunden worden.

Daß die Beraubung dieser Kasse mit der Brandstiftung in Verbindung steht, ist zwar möglich, jedoch nicht wahrscheinlich, weil dem Kassenträuber nach seiner Flucht kaum an dem Brande des Gebäudes gelegen sein konnte; aber selbst wenn dies der Fall war, so hätte er, damit jede Spur seiner That verwischt würde, zweckmäßiger gehandelt, das Kanzleizimmer selbst in Brand zu stecken, als das Feuer in der entfernteren, entgegengesetzten Seite des Gebäudes anzulegen, wo es vielleicht gedämpft und das Kanzleizimmer selbst mit den Spuren des Raubes unversehrt bleiben könnte. Wahrscheinlich ist es, daß irgend jemand den Wirrwar benuzt und dabei die übrigens durch 3 Schlösser wohlverwahrte Kasse bestohlen hat.“

Der Justitiar, Regierungsrat Naumann, erstattete Ende Dezember 1835 ein erneutes Gutachten, das aber zu keiner weiteren Aufhellung führte. Er schloß: „Ich kann nur noch hoffen, daß ein anderer, der die Akten mit unbefangenen Auge liest, jetzt vielleicht noch einige Momente entdecken könnte, die zu einer weiteren Nachforschung Veranlassung geben möchten.“ Der Regierungspräsident übergab die Sache daraufhin dem Regierungsrat von Hinkeldey<sup>1)</sup> zur gutachtlichen Äußerung. Dieser schrieb Mitte April 1836: „Ich habe die Akten genau durchgesehen und muß mich besonders, was die Entwendung der Kanzleigebührenkasse betrifft, ganz der Meinung des Regierungsrates Naumann anschließen. Es bleibt kein Punkt übrig, der noch zu ermitteln wäre. Ein gleiches ist der Fall hinsichtlich der Entdeckung des Täters.“

Alsdann erstattete die Regierung Anfang Juli 1836 an den Minister in dieser Sache ihren Schlußbericht: Obwohl von allen Seiten die Aufmerksamkeit auf die Entdeckung einer Spur der Täterschaft rege gehalten worden sei, so habe sich doch bis jetzt weder eine Vermutung gegen irgend ein Individuum begründen lassen, noch habe sich irgend ein weiterer Verdacht gegen jemand erhoben; bis jetzt sei also der Ursprung der Feuersbrunst in Dunkel gehüllt geblieben. Ebenso sei es mit der nach dem Brande entdeckten Beraubung der Kanzleigebührenkasse. Ein bestimmter Verdacht habe von vornherein auch hierbei gegen niemand gehegt werden können. Es sei nur übrig geblieben, behufs Ermittlung des Täters alle diejenigen Personen, die während des Brandes in der Kanzlei anwesend gewesen waren, möglichst ausführlich zu vernehmen, diese Aussagen miteinander zu vergleichen und jeden sich etwa ergebenden Verdacht weiter zu verfolgen. Dies sei geschehen, aber ohne jeden Erfolg geblieben. Nach den Akten wird dies näher ausgeführt und hinzugefügt: Dennoch bleibe es höchst wahrscheinlich, daß irgend eine

<sup>1)</sup> Von Hinkeldey, später (seit 1850) der bekannte straffe Polizeipräsident von Berlin, wurde 1856 nach bewirkter Aurlösung einer vornehmen Spielhölle von einem seiner Widersacher, von Rochow-Plessow, im Duell erschossen.

mit einem Schlüssel versehene Person gleich beim Beginne des Feuers die Gelegenheit benutzte, sich in dem Zimmer einzuschließen und die Kasse zu berauben. Sonst ließe es sich nicht erklären, daß der Kanzlist Demmig, der sogleich zu Anfang des Brandes auf die Kanzlei geeilt sei, die Tür fest verschlossen gefunden habe, die nach seiner und der Angabe der anderen Beamten sonst stets unverschlossen gewesen sei, und zwar so verschlossen gefunden habe, daß er trotz mehrmaligen kräftigen Versuchs nicht zu öffnen vermochte.

Das Ministerium des Innern gab der Regierung bei Rücksendung der Akten kurz sein Bedauern zu erkennen, daß die seitherigen Nachforschungen über die Entstehung des Brandes und über die Beraubung der Kanzleigebührentasse fruchtlos gewesen seien. Damit schließt die Angelegenheit. Wir müssen dieses Bedauern teilen, können selbst aber auch eine Lösung des Rätsels nicht finden, nachdem scharfsinnige, vortreffliche Männer schon vor mehr als 80 Jahren darauf verzichten mußten.

Die geschichtliche Sorgfalt verlangt aber noch einige Bemerkungen über den Entstehungsort des Feuers.

Bisher ist bündig angenommen worden, daß das Feuer in der Polizeiregistratur ausgekommen sei, worunter man die 3 Zimmer Nr. 10, 11 und 12 im I. Stockwerk verstand. Nach den Zeugenaussagen finde ich es jedoch wahrscheinlicher, daß zuerst die nach oben führende Treppe im Vorflur der Polizeiregistratur gebrannt hat. Der Entdecker des Feuers, Bürgerwachtposten Rögner, hat gegen 11 Uhr abends das vor der Treppe liegende Flurfenster zuerst, und zwar dieses allein, erleuchtet gesehen, das andere links liegende Flurfenster zunächst nicht. Das erscheint nur möglich, wenn die Treppe selbst brannte. Das andere Fenster erschien dann erst erleuchtet mit zunehmender Erleuchtung des Fensters, als Rögner seinen Genossen Hänsel von dem Schloßportal abgerufen und zur Stelle gebracht hatte. Das Treppenseuer wird inzwischen also um sich gegriffen haben. Der Ofenheizer Riedel, der als zweiter Augenzeuge gegen  $\frac{1}{2}$  12 Uhr die Treppe an der Steindruckerei mit dem Botenmeister hinauseilend, in den fraglichen Flur gesehen hat, sagte aus: „Wir gewahrten, daß alle drei Türen zur Polizeiregistratur schon brannten, auch die Treppe zur geistlichen Kontrolle und reponierten Registratur schon angebrannt war. Die Türen zur Polizeiregistratur waren zugemacht.“ Die Hitze des um sich greifenden Treppenseuers wird die Türen zur Entzündung gebracht haben. Riedel hat bei seiner früheren Vernehmung ferner ausgesagt, daß sich auf dem Flur in dem Treppenschlage ein kleiner Holzvorrat zu befinden pflege und auch am Brandtage befunden habe. Dies konnte einem Brandstifter zur Anzündung der Treppe sehr gelegen sein. Das Herausschlagen des Feuers aus Fenstern der Registraturzimmer ist nach den Zeugen-

auszagen erst später beobachtet worden, zuerst nur am Zimmer Nr. 10, so von dem Hausknecht Weiß und dem Schmiedemeister Polster, während zu derselben Zeit das Fenster l in dem Nebenzimmer Nr. 11, vor welchem die Leiter stand, noch dunkel war. Die Brandlage war also für das Entkommen eines Brandstifters, wenn man an ihm festhält, noch günstiger als vorher angenommen wurde.

Da Selbstentzündung ausgeschlossen erscheint und Höllenuhren in jener guten, behaglichen Zeit noch unbekannt waren, so wird unsere Vorstellung der böswilligen Brandstiftung mit dem Entkommen des Brandstifters über die unheimliche Leiter mittels des angeknüpften Arbeitsrockes wohl bestehen bleiben müssen.

Wir wenden uns zur Lage der Regierung Ende Mai 1835 zurück. Sie wußte gewiß ihre Notunterkunft dankbar zu schätzen; es war aber klar, daß der Geschäftsbetrieb in den von ihr eingenommenen Räumen nicht solange fortgeführt werden konnte, bis ein neues Regierungsgebäude erbaut sein würde. Die Verteilung der Behörde auf 5 Stellen der Stadt<sup>1)</sup> erschwerte die Leitung und Aufsicht wesentlich und beanspruchte viel Botendienst. Besonders störend war es auch, wenn minder gangbare Akten vom Schütthoden des Alten Schlosses geholt werden mußten, wo sie ungeordnet schwer zu finden waren. Endlich war es wegen der mangelhaften Heizanlagen vorauszusehen, daß die Noträume im Winter überhaupt nicht zu benutzen sein würden. Da traf es sich gut, daß Ende Mai 1835 der Geheime Oberbaurat Günther aus Berlin in Breslau dienstlich anwesend war. Auf höhere Weisung reiste er nach Liegnitz, um der Regierung in den schwierigen Baufragen seinen Rat zu leihen. Die Beratung, zu der der Regierungs- und Baurat Detke und der Bauinspektor Menthe zugezogen wurden, führte zu dem Vorschlage, zunächst in dem nicht vom Feuer berührten Südflügel, dem Alten Schlosse, im I. und II. Stockwerk „ein interimistisches Geschäftslokal“ für die ganze Regierung auszubauen und damit sofort zu beginnen, ferner den Wiederaufbau der ausgebrannten Schloßflügel baldmöglichst einzuleiten und einen dahingehenden Entwurf aufzustellen. Weiteres darüber findet sich in meinem eingangs erwähnten baugeschichtlichen Aufsatze von 1909.

Der Ausbau des interimistischen Geschäftslokals im Alten Schlosse wurde sogleich in Angriff genommen und hatte schon Fortschritte gemacht, als der Entwurf, am 30. Juni 1835 fertig gestellt, nachträglich der obersten Baubehörde vorgelegt wurde. Die Re-

---

1) Das Präsidialbüro und die Siegelung in der Burgstraße Nr. 335, die beiden Regierungsabteilungen im Leubuser Hause und in der Petrischule, die Hauptinstitutenkasse in der Ritterakademie, die Regierungshauptkasse im Rathause; dazu noch: die Bibliothek im Schmalen Saale der Loge und die minder gangbaren Akten auf dem Schütthoden im Alten Schlosse.



gierung begründete ihr schnelles Vorgehen und hat um Genehmigung. Diese wurde alsbald erteilt, auch wurden die erbetenen Mittel anstandslos bewilligt.

Der damalige Chef der obersten Baubehörde ist ein Mann von geschichtlicher Bedeutung. Er hatte einen vielseitigen Wirkungskreis, wie wir aus seiner Anschrift ersehen, lautend:

An den Königlichen Wirklichen Geheimen Rat  
für Handel, Fabrikation und Bauwesen,  
Präsident der Hauptverwaltung der Staatsschulden,  
Chef des Seehandlungsinstituts,  
Herrn Rother, Excellenz in Berlin.

Exzellenz von Rother, denn bald wurde er geadelt, hatte persönliche Beziehungen zum Regierungsbezirk Liegnitz und mochte, dadurch günstig beeinflusst, alles schnell erledigt haben. Er besaß die Rittergüter Rogau und Koitz im Kreise Liegnitz, die noch heute seinem Urenkel, dem hiesigen Landrat von Rother gehören. Seinem vorgenannten Wirkungskreise stand er seit Ende 1817 vor. 1836 wurde er zum Staatsminister ernannt und geadelt in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die preussischen Finanzen, nicht zu vergessen seine bedeutenden Leistungen bei der Geldbeschaffung für die Heeresbedürfnisse im Befreiungskriege. Welch erstaunlicher Aufstieg eines Mannes von bescheidenem Herkommen, der ohne den Besuch höherer Schulen, nur auf eigene Weiterbildung angewiesen, seine Laufbahn als mittlerer Beamter begonnen hat! Durch ungewöhnliche Begabung, rastloses Streben, Pflichttreue und Tatkraft hat er sich seinen Weg gebahnt.

Nach seinem ehrenvollen 50jährigen Dienstjubiläum, November 1847, zog er sich in Ruhe nach Rogau zurück, starb aber schon Anfang November 1849. In der Kirche zu Koitz liegt er bestattet.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ergänzend sei aus seinem Leben folgendes angeführt:

Christian Rother, nachmals von Rother, geboren 1778 als Sohn des Freistellenbesizers und Scholzen Rother in Ruppertsdorf bei Strehlen, genoss ein geweckter Knabe, Sonderunterricht bei dem Ortschullehrer. Der Besuch des Gymnasiums wurde von dem Landrate angeblich verhindert. 12 Jahre alt, trat er bei dem königlichen Steueramt in Neumarkt als Eleve ein. Nach mehrjähriger Lehrzeit war er kürzere Zeit Privatsekretär in verschiedenen Stellungen und dann beschäftigt als interimistischer Regimentsquartiermeister beim Kürassierregiment in Neustadt O.-S., mit dem er nach Warschau ging. Dort trat er 1797 als Assistent in die preussische Kriegs- und Domänenkammer ein. 1803 wurde er Kalkulator und 1806 expedierender Sekretär. Durch den Sturz Preussens verlor er vorübergehend seine staatliche Stellung. 1809 kam er in das Finanzministerium. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg erkannte seine große Befähigung und ernannte ihn zum Rechnungsrat in seinem Büro. Durch seine Tüchtigkeit bald Mittelpunkt des ganzen Finanzwesens, wurde er 1812 zum Geheimen Oberfinanzrat ernannt. Harden-

Die Bauarbeiten und die Ausstattung mit Büroeinrichtungen machten so gute Fortschritte, daß die Regierung das interimistische Geschäftslokal schon Ende Oktober 1835 beziehen konnte.

Noch jetzt enthält das II. Stockwerk des Alten Schlosses ein Andenken an jenen Ausbau, nämlich die Raumteilung der Kavalierzimmer in der Flucht, die vom Ende des sogenannten Nizza-saales bis zum Westgiebel des Alten Schlosses reicht, in welchen bei den schönen Präsidentenbällen in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege die Jugend zu speisen pflegte.<sup>1)</sup>

Der Umzug in das interimistische Geschäftslokal verursachte abermals nicht geringe Störung und Arbeit, nachdem nicht lange vorher die Regierung eine andere Störung überwunden hatte, so ehrenvoll sie auch war. Im Zusammenhange mit dem großen Manöver des 5. Armeekorps nebst Truppenlager bei Koischwitz, 12. August 1835 beginnend, fand nämlich in Liegnitz eine großartige Zusammenkunft von Fürsten und hohen Würdenträgern statt. Sie währte vom 30. August bis 3. September 1835. Unter den Anwesenden, die sich zumteil auch schon früher einfanden, sind zu nennen der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit der Fürstin von Liegnitz, seiner Gemahlin, Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, die preußische Generalität und Gefolge, der Kaiser und die Kaiserin von Rußland mit mehreren Groß-

---

berg nahm ihn Anfang 1813 nach Breslau mit und betraute ihn mit der Sorge für die Beschaffung der Geldmittel zum Kriege für Ausrüstung und Verpflegung der Truppen. Dem Heere im Hauptquartier der Schlesienschen Armee folgend, leistete er angesichts der völligen Verarmung des Staates Hervorragendes, besonders durch Zwangsanleihen bei Bankiers und Kapitalisten aussehend. Mehrfach bewies er große Unerschrockenheit. So rettete er nach der Schlacht bei Bautzen einen in Oesterreich bestellten großen Pulvertransport durch persönliches Eingreifen, in Verkleidung die Franzosen überlistend, über die preußische Grenze nach der Festung Reiße. Er erhielt dafür das Eiserne Kreuz.

1815, nach der Schlacht bei Waterloo, begleitete er den Staatskanzler nach Paris und machte sich für Preußen verdient bei Verteilung der Kontributionen. Er begleitete ihn alsdann auch zum Wiener Kongreß. Dort erhielt er für die Führung des Protokolls von den beteiligten Herrschern mit Brillanten besetzte Tabatieren. Aus dem Erlöse der Brillanten gewann er den Grundstock für die Mittel zum Kaufe der Rittergüter Rogau und Koitz, die er von der königlichen Domänenverwaltung als säkularisierte, früher dem Kloster Leubus gehörige Güter, erwarb, und zwar Rogau 1816 und Koitz 1820.

Seine Hauptverdienste um die Staatsfinanzen unter den schweren Nachwirkungen der Kriege erwarb er sich als Chef der Staatsschuldenverwaltung, des Seehandlungsinstituts und, seit 1836, auch der königlichen Bank. (Aus: Christian von Nother. Sein Lebensbild vom Geh. Sanitätsrat Dr. Elias in der Schlesienschen Zeitung Nr. 502 vom 20. Juli 1913; sowie Auskünfte durch Herrn Landrat von Nother in Liegnitz.)

<sup>1)</sup> Der später dort im II. Stockwerk erfolgte innere Ausbau 1846—48 hat an dieser Zimmerteilung, abgesehen von sonstigen baulichen Maßnahmen, nichts geändert.

fürsten, die Erzherzöge von Oesterreich und sonstige hohe fremde Herrschaften mit Gefolge, im ganzen 175 Personen ohne die Bedienung. Heft I des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins, Seite 102, enthält näheres darüber, überschrieben: „Die Quartierlisten der Fürstenzusammenkunft in Liegnitz und das Lager bei Koischwitz im Jahre 1835“, ferner das Buch „Die Stadt Liegnitz seit der Einführung der Städteordnung“ von Arnold Zum Winkel Seite 77.

Die Quartierlisten geben eine Vorstellung von dem mühevollen, verantwortungsreichen Geschäft, das der Regierung, dem von ihr beauftragten Regierungsrat Pavekt und dem Bürgermeister Jochmann in würdiger Unterbringung der Ankömmlinge und Anmietung der Quartiere oblag, nicht zu gedenken des lange vorher schwebenden Schriftwechsels und der Sorge für die Instandsetzung und polizeiliche Sicherheit der von den hohen Herrschaften zu benutzenden Land- und Ortsstraßen, für Regelung des Pferdewechsels auf den Umspannstationen und dergleichen.

Erfreut sind wir, in den Quartierlisten unter den Quartierwirten die meisten der eingangs genannten Regierungsmitglieder, den Präsidenten an der Spitze, sowie auch viele der mittleren Beamten zu finden. Ohne persönliche Opfer wird es bei ihnen wohl nicht abgegangen sein. Fürwahr, die Zeit vom 21. Mai bis Ende Oktober 1835 war für die Liegnitzer Regierung schwer und bewegt. Für ganz überwunden konnte der Schloßbrand aber erst gelten, als die Regierung im Oktober 1840 in die neuen Räume der wiederhergestellten Schloßflügel zog. Der Wiederherstellungsbau, wie wir ihn nun vor uns sehen, war schon Ende 1839 im wesentlichen fertig. Der Präsident Graf Stolberg hat um diese Zeit seine Burgstraßenwohnung verlassen und seine neue Dienstwohnung im Schlosse bezogen; denn wir lesen in Nr. 1 des Liegnitzer Stadtblattes von 1840 folgende Anzeige:

#### Bürger-Ball

findet Sonntag, den 12. Januar, in meinem neu eingerichteten Saale, Burggasse Nr. 335, statt. Indem ich hierzu ergebenst einlade, bemerke ich zugleich, daß für Auswahl vorzüglicher Speisen und Getränke bestens gesorgt sein wird und Billetts zu 10 Sgr. in meiner Wohnung zu haben sind.

Liegnitz, den 6. Januar 1840.

Bintig, Restaurateur.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Der Saal ist in dem I. Stock des fraglichen Hauses, 3 Fenster an der Burgstraße, noch vorhanden und wird von der Methodisten-Gemeinde benutzt.

Den vorjährigen Bürgerball hatte Bintig noch als Pächter der Ressource in dieser abgehalten, wie aus seiner Anzeige in Nr. 1 des Stadtblattes von 1839 hervorgeht.

So war der Schloßbrand der Anlaß zum Aufstiege des wackeren Bintig wie zur mächtigeren Entfaltung und Erweiterung der Regierung, auch, wie man behaupten kann, zur Steigerung des Ansehens der Stadt Liegnitz. Die prächtigen beim Schloßbau geschaffenen Zimmerfluchten im II. Stockwerk des Ost- und Südflügels zum Gebrauch bei Festlichkeiten und zum Aufenthalt fürstlicher Personen wurden gar oft benutzt, besonders auch von dem Landesherrn mit Gefolge. Liegnitz wurde dadurch weit bekannt und erhielt vermehrten Zuzug von außen. Wir wollen uns also über das Brandunglück hinwegtrösten, darauf hinweisend, daß wir am Schlosse noch ein deutliches Wahrzeichen zur Erinnerung an das denkwürdige Ereignis besitzen: über dem flachen Dache des Ostflügels sieht man vom Hofe aus<sup>1)</sup> auf der Mauerfläche des Petersturmes ein schwärzliches Giebelbild, herrührend von dem hohen Schloßdache, das bei dem Brande von 1835 vernichtet worden ist. Wenn wir dieses Wahrzeichen betrachten, wollen wir der wackeren Männer gedenken, die pflichteifrig rettend bei dem Brande größeren Schaden verhüteten, besonders aber derer, die dabei ihr Leben verloren.

---

<sup>1)</sup> Als Standpunkt der Betrachtung empfiehlt sich die oberste Stufe der Porttreppe des Haupteinganges rechts von der Durchfahrt.



1. Bunzlauer Töpfererei der klassizistischen Zeit im Niederschlesischen Museum zu Liegnitz, Photographie Schumm.

## Die Entwicklung der Töpferei in Niederschlesien.

Von

Konrad Strauß, Keramiker, z. Zt. Bunzlau.

Über die alte schlesische Töpferei ist leider noch ein dichter Schleier gebreitet. Und doch lohnt es sich, diesen mit der Zeit zu lüften, um einen Einblick in die teils volkstümlichen, teils künstlerischen Leistungen des schlesischen Töpfergewerbes zu gewinnen. Nach und nach die Geschichte und Erzeugnisse der alten schlesischen Töpferzünfte zu erforschen, habe ich mir zur Aufgabe gemacht; nachfolgende Arbeit soll die erste Station zu meinem Ziel sein.<sup>1)</sup>

Meine Forschungen über die alte Keramik Niederschlesiens beruhen einestheils auf Funden und Sammlungen, andernteils auf

<sup>1)</sup> An dieser Stelle möchte ich den Stadtbehörden und allen Herren, die mir oit in so liebenswürdiger Weise mit Studienmaterial mannigfacher Art zu Hilfe kamen, meinen herzlichsten Dank sagen. Zunächst Herrn Prof. zum Winkel in Liegnitz, Herrn Bürgermeister Richter und Dr. Koltenburg in Bunzlau für gütige Überlassung zahlreicher Archivakten, den Herren Geheimrat Schiller und Kommerzienrat Fernbach in Bunzlau, sowie Herrn Oberpfarrer Klahre in Triebel für freundliche Übersendung von Scherbenfunden. Ferner Herrn Dr. Pukall, Direktor der keramischen Fachschule, und Herrn Baumeister Peter Ganjel, Bunzlau.

dem Studium von Innungsakten und Chroniken der betreffenden Töpferstädte. Leider enthielten die Akten nicht viel positive, zweckdienliche Angaben über die Art des Geschirres, sondern waren meist nur Aufzeichnungen von Innungsverhandlungen und Streitigkeiten untereinander über unwichtige Sachen. Außer einigen ganz allgemeinen Angaben über die Töpferei, fehlen fast alle Anhaltspunkte über Form, Farbe und Dekor der Topfwaren. Ja, selbst die Geschichte der betreffenden Innung ist nur bruchstückweise aus den Schriften zu erlesen. Wenn ich nun in folgendem eine Anzahl mehr oder weniger interessanter Angaben aus den Töpferakten bringe, so sollen sie nur einen Grundstock für weitere größere Spezialforschungen bilden. Es soll nur ein kleiner Lichtstreifen sein, der in das große Dunkel auf dem Gebiete der keramischen Heimatskunde fällt. Ich würde mich freuen, falls mein Aufsatz auf diesem Gebiete anregend wirken und Anlaß zu weiteren Spezialarbeiten geben würde.

Ich möchte versuchen, die gesamte Töpferei Niederschlesiens in mehrere große Töpferzentren mit ihren typischen Warenarten einzuteilen. Als Grenzen kann ich freilich nicht die heutigen politischen Linien, sondern vielmehr nur die natürlichen geologischen und historischen gelten lassen, insolgedessen werde ich auf verschiedene Städte, die nicht mehr zu Schlesien gehören, zurückgreifen müssen.

Wenn in einer Gegend gewisse Rohstoffe und technische Hilfsmittel bodenständig oder leicht erreichbar waren, so konnte sich dort eine bestimmte Technik entwickeln, die dann wohl eigenartige Kunstformen zur Folge hatte. Tüchtige Meister wanderten zu, private und behördliche Anregungen förderten die Entwicklung, und es bildete sich allmählich ein Mittelpunkt eigenartiger kunstgewerblicher Arbeit, um den sich die benachbarten Werkstätten, oft auch innungsmäßig, gruppieren. Da in der Technik der Töpferei die Glasur eine Hauptrolle spielt, so kann die Art der Glasur die Übersicht über die niederschlesisch-lausitzischen Werkstätten klären. Es ergeben sich folgende Töpferzentren:

A. Das **Bunzlauer** Töpferzentrum mit seiner typischen, bodenständigen, braunen **Lehmglasur**, die in der Frühzeit stark bleihaltig war. Als Dekor dienten die oft weißglasierten, plastischen Tonauflagen; eine Nachbildung westdeutscher Töpfereien in heimatlicher Umsetzung.

Verbreitungsgebiet: Bunzlau nebst umliegenden Dörfern, wie Tillendorf, Birkenbrück, Ullersdorf; Raumburg a. Qu. und Löwenberg.

B. Das Gebiet des **Muskauer** Steinzeugs mit **Salzglasur** auf bräunlichen, seltener weißen Scherben mit geritzten Kerbschnittmotiven und schwarzglasierten, plastischen Auflagen. Hier ist zweifellos ein fränkisch-sächsischer Einfluß vorhanden, dessen

letzter Ursprung wohl in rheinischen Arbeiten zu suchen ist. In jeder Beziehung verwandt ist die Töpferei im benachbarten Triebel; hier finden sich hauptsächlich blau- und violettbemalte Steinzeugtrüge ebenfalls mit Salzglasur. Bei diesen Töpferwaren ist speziell der rheinische Einfluß bemerkbar. In Teuplitz wurde ähnlich gearbeitet.

C. Die Zentren der blei- und zinnglasierten Ware; Liegnitz, Glogau und andere niederschlesische Städte, sowie anschließend Sommerfeld, wo gelbliche oder bräunliche, Gassen, wo schwärzliche Gefäße vorzugsweise hergestellt wurden.

### Allgemeines über die Töpferei.

Der Töpfer kann natürlich den Ton so, wie er ihn gegraben hat, nicht verwenden, sondern muß diesen erst größeren Umwandlungen unterziehen. Zu diesem Zwecke muß der Ton einige Zeit unter freiem Himmel lagern, damit er, der Wärme und Kälte, dem Regen und Sonnenschein ausgesetzt, „verwittert“. Darauf wird der plastischer gewordene Ton in das Walzwerk und den Tonschneider geschickt, um am Mundstück der Maschine als gleichmäßige Masse herauszukommen. Hier auf gelangt er in die Werkstatt, wo der Töpfer den Tonballen durch Klopfen und Drücken auf der „Wellbant“ knetet, um Luftlöcher und Unregelmäßigkeiten zu entfernen. Nachdem er sich nun kleinere, entsprechende Klumpen hergerichtet hat, beginnt die weitere Verarbeitung auf der Töpferscheibe. Diese besteht im wesentlichen aus der kleineren Kopfscheibe und der größeren Tretscheibe, beide sind durch eine lange Eisenstange miteinander verbunden, die in einer Pfanne ruht. Der Töpfer versetzt nun die Scheibe in schnelle



2. Der Bunzlauer Tepper.  
Unten Tretscheibe, oben Kopfscheibe.  
Niederschlesisches Museum.  
Phot. Schumm.

Drehung und wirft auf die Mitte der Kopfscheibe ein entsprechendes Stück Ton. Mit beiden Händen drückt er dieses Stück zusammen und bohrt, nachdem er dem Klumpen eine kegelförmige Gestalt gegeben hat, ein rundes Loch von oben hinein. Dann wird die Masse breitgedrückt, indem an beiden Seiten des dicken Tonbodens ein Wulst bleibt; damit ist der Boden gebildet, während der Wulst die zukünftige Wandung des Gefäßes ist. Durch Drücken mit entsprechender Handbewegung gibt man dem Ton eine bestimmte

Form; meist bildet der Zylinder die Grundform und die Ausgangsform für andere. Drückt z. B. nun der Töpfer mit dem Finger der einen Hand gegen die Innenseite, so muß der Ton nachgeben und es entsteht eine bauchförmige Höhlung. Indem er den oberen Teil nach außen biegt, entsteht ein Rand. Mit einem Draht schneidet er den fertigen Topf ab und läßt ihn trocknen.

Das Glasieren der Gefäße geschieht durch Eintauchen in eine Flüssigkeit, in welche feingepulverte Bestandteile der Glasur aufgelöst sind. Der trockene Scherben saugt natürlich die Glasurmasse gierig auf, sodaß die Glasur als fein verteilte Masse auf dem Gefäß haftet. Vom Boden und von den Ständern wird die Glasur abgeschabt, um ein Ankleben an den Kopseln beim Brande zu verhüten. In neuerer Zeit werden erst alle weiztrockenen Sachen verglüht, also auf eine Temperatur von ca. 800° gebracht, um bei einer Bemalung dem Geschirre schon eine gewisse Festigkeit zu verleihen.

Die gewöhnliche Glasur besteht aus einem Gemenge von Bleiglätte, Ton, Lehm und entsprechendem Zusatz von Sand. Um farbige Glasur zu erhalten, muß man einen Zusatz von färbender Substanz geben, wie Farbmittel der verschiedenen Metallverbindungen; so Blau aus Kobalt (auch Smalte genannt), Violett-schwarz aus Brauintein, Grün aus Kupferoxyd, Rot aus Eisen, Gelb aus Schwefelantimon. Die Glasurmasse, welche in der Hitze in Fluß gerät, überzieht das Gefäß mit einer gläsernen Schicht.

Durch eingewanderte Meister und Gesellen, die ihre in fremden Städten neuerlernten Techniken und Verzierungsarten mitbrachten, wurden diese, unter Berücksichtigung der heimischen, zu neuen kunstvollen Erzeugnissen umgesetzt. Dadurch sind neue Ideen eingeführt und neue Versuche angestellt worden, sodaß man bei fast allen Töpferzentren mit Sicherheit verschiedene auswärtige Einflüsse erkennen kann. Es ist deshalb manchmal nicht leicht, die Herkunft eines Stückes festzustellen. So wurden in Bunzlau z. B. vom Meister Toppe Anfang des 19. Jahrhunderts Gefäße mit Salzglasur hergestellt, obwohl diese sonst hier niemals verwendet worden ist. Dennoch wird sich aus Form und Dekor dieser Probestücke, die in Bunzlauer Manier erfolgte, die Zugehörigkeit nachweisen lassen.

Für die gewöhnlichen Arbeiten auf der Scheibe ist wenig Handwerkszeug nötig. Vor allem eine kleine Holzschiene zum Glätten der Flächen und ein Schwamm, der zum Anfeuchten dient; ein Bauchzirkel zum Messen der Dike — oft tut es auch ein Strohhalm —, und für kompliziertere Formen eine Schablone, die, meist aus Pappe geschnitten, die Umrisse des betreffenden Gefäßes zeigt. Henkel wurden früher meist in der freien Hand geformt und mit verdünntem Ton (sog. Schlücker) an den Topf geklebt. Schnauzen wurden auch nachträglich durch Herausdrücken der Tonwandung hergestellt.



Sollen drei-, vier-, fünf- oder mehreckige Schalen, ovale oder plastisch verzierte Teller usw. hergestellt werden, so bedient man sich des Überformens. Der Ton wird wie ein Kuchenteig ausgerollt und auf die Gipsform gelegt, fest angedrückt und der überflüssige Ton entfernt. Da ja der Gips das Bestreben hat, das in dem Ton enthaltene Wasser aufzusaugen, so schwindet dieser und läßt sich leicht von der Gipsform lösen. Das Gießen von Gefäßen in Gipsformen beruht auf demselben Verfahren.

Die Töpferei zerfällt in zwei Fabrikationszweige, die sich in ihrem Wesen sehr unterscheiden, in Topfwaren- und Ofenfabrikation; erstere kann man in Braun- und Weißtöpferei einteilen. Beide haben die Verwendung der Töpferscheibe für Rundgefäße gemein, der Unterschied liegt in der Glasur. Während zur Brauntöpferei nicht nur die Lehmglasuren, sondern auch salzglasirte Steinzeuge gehören, werden bei der Weißtöpferei nur die gewöhnlichen Blei- glasuren, oft mit gefärbtem oder dekoriertem Beiguß verwendet.

### Die Töpferzentren.

#### A. Zentrum der Lehmglasur.

1. Bunzlau. 2. Naumburg. 3. Löwenberg.

#### Alt-Bunzlauer Keramik.

Schon die vorgeschichtlichen Funde zeigen eine gewisse Fertigkeit in der Behandlung des Rohstoffes, und es ist wahrscheinlich, daß auch die Organisation der Töpfer hier viel älter ist, als gewöhnlich angenommen wird. In der Umgegend Bunzlaus befanden sich so reiche und so früh ausgebeutete Tonlager, die Lage der Stadt an der großen, Mitteldeutschland durchziehenden „Hohen Straße“ bot so günstige Marktverhältnisse, daß es kaum erklärlich sein würde, wenn Bunzlau einer Töpferinnung entbehrt haben sollte zu einer Zeit, als andere Orte an derselben Straße, wie z. B. Liegnitz, schon eine Töpferzunft besaßen. Das Fehlen älterer Akten ist bei der Häufigkeit von Stadtbränden nicht immer beweisend, ebensowenig das Fehlen der Innungsartikeln, denn obwohl die ältesten Bunzlauer Innungsartikeln aus 1654 stammen, hat hier 1547 nachweislich eine Innung bestanden, und ebenso liegen die Verhältnisse in Liegnitz, wo Ende des 14. Jahrhunderts eine Innung anzunehmen ist, während die ältesten Artikel aus 1535 stammen.

Die Töpferkunst ist in Bunzlau ein uraltes Gewerbe. In den Schweidnitzer Stadtbüchern befinden sich einige Bunzlauer Töpfernamen des Mittelalters: Hannos Zeidenberg der Tapper 1380, Schremmel und Neumarkt 1454. Schon beim ersten Einfall der

Hussiten werden von dem Chronisten Valentin Pol Brauntöpfer genannt; so wäre der Töpfermeister Niclas Kohl, welcher bei dem unerwarteten Einfall der Hussiten eben seinen Ofen brannte, von zwei Hussiten in den Ofen geworfen, sodaß er elend verbrannte. 1473 werden bereits 5 Töpfereien erwähnt,<sup>1)</sup> im Jahre 1511 haben wir es wahrscheinlich schon mit einer Töpferzunft zu tun und 1547 hat bestimmt eine Zunft bestanden, denn der Töpfergeselle Jonas Anders hat in Naumburg a. O. eine neue Töpferei angelegt, weil die Bunzlauer Meister ihm die Errichtung einer sechsten Töpferei verwehrt haben.

Eines der ältesten urkundlichen Zeugnisse, die von einer Innung reden, ist ein Brief, den die Liegnitzer Töpfer am 27. Oktober 1562 an den Bunzlauer Magistrat richteten.<sup>2)</sup> In diesem Schreiben wird die Sache eines Töpfergesellen Michael Porzick aus Friedland, der sich bei ihrer Zunft beschwert hatte, behandelt. Die Bunzlauer Töpfer hätten wegen eines Vergehens ihn in Strafe genommen, während andere frei ausgegangen wären. Die Liegnitzer weisen den Vorwurf, daß sie der Rechtsprechung der Nachbarstadt Abbruch tun wollten, zurück. Am 14. XII. 1562 bekamen die hiesigen Töpfer aus Liegnitz folgendes Schreiben:

„Unseren freundlichen Gruß; alles Gute bevor! Ehrbare, günstige, liebe Meister und Gesellen des löblichen Gewerks der Tepper in der Kgl. Stadt Bunzlau. Wir wollen euch guter Meinung nicht verhalten, wie daß vor eine ehrbare Zechen der Töpfer ist kommen Michel Porzman und hat geklagt über etliche Meister und Gesellen zu Bunzlau, welche ihm zuwider und unrecht haben getan, als mit Namen ein Meister Simon, Antonius u. Barthel Berge und 4 Gesellen, Christoph Moller, Jacob Gothlich, Michel Hofmann und Hans Danigel von Bauzen. Derhalben ist unsere fleißige, demütige Bitte an ein ehrbar Handwerk, wollet diese obgemeldeten Meister und Gesellen weder ehren noch fördern, es sei denn, sie kommen vor eine ehrbare Zechen gen Liegnitz vor Meister und Gesellen und vertragen sich mit Michel Porzman, ihrer angefangenen Sachen halben, damit das Handwerk gestärkt und nicht geschwächt werde. Solches wollen wir um eine ehrbare Zechen allezeit wieder verdienen nach unserem Vermögen. Ihnder nicht mehr, sondern seid Gott befohlen! —

Älteste und geschworene Handwerksmeister des löbl. Gewerks der Töpfer, eure günstige „Ruckbar“ allezeit.

<sup>1)</sup> Bergemanns Nachrichten in seiner Chronik der Stadt Bunzlau sind urkundlich nur mangelhaft belegt, doch widersprechen sie nicht der kulturgeschichtlichen Entwicklung. Im übrigen sind Wernicke's vortreffliche Studien, die er in seiner Chronik der Stadt Bunzlau und seinem Versuch einer Geschichte der Bunzlauer Töpferei niedergelegt hat, immer noch von grundlegender Bedeutung. Vgl. das Literaturverzeichnis auf Seite 77.

<sup>2)</sup> Vergl. Dr. Wernicke, Chronik der Stadt Bunzlau, S. 217.

Wie ein Brief des Liegnitzer Rates vom 10. II. 1563 meldet, hätten sich die streitigen Personen vertragen. Der ganze Schriftwechsel aber gestattet einen fesselnden Einblick in den lebhaften Verkehr zwischen den Töpferinnungen, der auch für die Entwicklung des Kunstgewerbes nicht einflußlos bleiben konnte.

Das Innungssiegel zeigte 1759 um das Zunstabzeichen die Inschrift: S. DER TEPFER ZECHE Z. BVNZLAV. Die Innungsartikel stammten, soweit sie vorhanden blieben, aus den Jahren 1654, 1660 und 1669. Die Töpferzunft war eine geschlossene Innung von 5 Meistern, die sehr eifersüchtig über diese Höchstzahl wachten und, als dem aus Franken zugewanderten Meister Freischlag 1762 die Anlage einer sechsten Töpferei gestattet wurde, es durchsetzten, daß sein Betrieb auf die Weißtöpferei beschränkt blieb. Erst die nachfriderizianische Verwaltung hat die Beschränkung der Meisterzahl endgültig beseitigt.

Bei der Wichtigkeit, die den Bunzlauer Töpfern in der Entwicklung der niederschlesischen Töpferei zukommt, dürfte ein näheres Eingehen auf die lange Reihe der uns überlieferten Meister unerlässlich sein, als deren ältester Lazarus Frißche, † 1522, genannt wird.

An der Ecke der Schönfelderstraße vor dem Obertore besaß der „Oberlöpper“, der diesen Namen lediglich von der Lage seiner Werkstatt führte, ein großes Grundstück mit Garten, als dessen Besitzer erwähnt werden Matthes Frißche bis 1621, Kasp. These 1639 und Christoph Walde, Ältester bis 1729, der am 14. I. 1701 von dem Handelsmann Christian Hübel in Görlich für 100 Taler Glätte bezog. In der Niedervorstadt lagen die übrigen 4 Töpfereien in der Richtung auf Tillendorf, unter deren Besitzern genannt werden 1548 Martin Gäbeler, Barthel Beraer, Matthes Hofmann und Simon Klose, ferner David Schreer 1562—1597, Christoph Müller 1585, Gallus These 1588, sein Sohn Matthes These 1608, dessen Grabstein aus 1625 an der Pfarrkirche erhalten ist, Martin Kunzendorf bis 1630 und Martin Kunzendorf jun., der mit Peter Ender 1636 abbrannte, Christoph Scholz 1611 und Valentin Schreer. Als Gesellen werden genannt 1587 David Alder und Paul Kunze, 1607 Christ. Günther.

Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt wiederholt durch Feuer und Plünderung verheert, wovon auch die Töpferakten zeugen.

Unter den Meistern arbeitete David Rothe, der 1665 Enders Töpferei erwarb; Bürger wurden 1661 Balth. Umlauf, Elias Ender 1663, G. Haniß 1675, Nachbar des Töpfers Hans Scholz 1676; die Gesellen Martin und Hans Heinrich Haniß aus Kadeberg, sowie Michael Körner; 1677 Christ. Scholz, G. Nüzler 1683, Balth. Umlauf jun. 1688, Hans Nüzler 1690, Balth. Wagner 1696, Christ. Sander 1698, G. Knobloch 1699 und Elias Ender 1700.

Im 18. Jahrhundert traten in die Bürgerschaft ein die Töpfer:

Christoph Walde 1701, David Rothe 1705, Jeremias Hardler, Kasp. Höhn und Christ. Liebelt 1706, Hans Adam Scholz 1707, Joh. Gottl. Scholz und Christ. Schneider 1708, Kasp. Hollstein und Gottfr. Werner 1710; Andr. und Gottl. Haniß 1711; Balth. Umlauf 1715, Elias Eberling 1716; G. Nüzler und H. G. Krause 1722; Balth. Wagner, Elias Burger, Christian Walde 1726; Hans Kasp. Mezner und Gottl. Nüzler 1728; Gottfr. Jakob 1729, David Werner, H. G. Bergmann und Christ. Liebelt 1730; G. G. Starke, Elias

Ender und Gottfr. Wehniger 1731; G. Kauschke 1732; Andr. Kummer und Gottl. Knobloch 1733, sowie Christian Gottfr. Schneider 1738.

Die schlesischen Kriege begründeten eine neue Zeit der Entwicklung für die Töpferei.

Als Meister wurden Bürger: Elias Kuhmann und Joh. Christian Hanschke 1746; Gottl. Borrmann 1755, Christian Gottl. Umlauf 1759, Gottfr. Bähr 1760; Jeremias Wirth 1761; Joh. Gottl. Schulz 1782, Christian Gottl. Beer 1787, Karl Friedr. Schöps 1788, Joh. Gottfried Bähr und Ernst Benj. Zoppe 1793, Joh. Gottlob Gotthard sen. 1794. Als Gesellen erwarben das Bürgerrecht H. Chr. Beer 1742, H. G. Kuhmann und J. Chr. Sendel 1743; Georg Schöps, Andr. Hanisch, H. Chr. Böhm und Mart. Kühn 1746, J. G. Hanschke 1754, Chr. Blumberg und Andr. Bergmann 1759; Gottl. Gaudisch 1760, J. Chr. Hollstein 1761, J. Chr. Seidel 1765, Chr. Gottl. Kauschke 1772, J. Conrad 1773, J. G. Knobloch 1777, Gottfr. Neumann, Gottl. Schneider und Jos. Schubert 1778; Georg Richter 1781, C. G. Burmann 1783, C. G. Altmann und J. G. Heinrich 1788; J. C. Dehmel 1791.

Aus dieser Fülle von Namen, deren Träger mit dem Aufschwung der Bunzlauer Töpferei unlöslich verknüpft sind, heben sich diejenigen bestimmter Töpferfamilien deutlich hervor, die zumteil bodenständig erscheinen, zumteil eingewandert sind. In diesen vererbte sich mit der Töpferei auch die Töpferkunst vom Vater auf den Sohn, und eben diese dürften die zähesten Hüter der heimischen Kunstübung gewesen sein.

Inzwischen vermehrt sich die Zahl der Betriebe, trotz des Widerstandes der Zunft, unter behördlichem Drucke. Eine neue Töpferei plant, nachdem seit unbestimmbarer Zeit nur 5 bestanden hatten, der Töpfer Georg Schöps im Jahre 1759; ihm treten die 5 Töpfermeister entgegen, sodaß er schließlich zurücktritt. Aber 1762 gelang es dem zugewanderten Joh. Freischlag, eine sechste Töpferei unter der Bedingung anzulegen, daß er nur Weißtöpferei betriebe, die seit langer Zeit am Orte völlig geruht haben sollte; 1787 brennt der Geselle Gottl. Schneider in einer neuen Töpferei vor dem Obertor, nach 1799 Gottl. Lehmann in einer weiteren am Nikolaikirchhof. Auf dem alten Hedwigskirchhof hatte ein Freischlag 1793 eine neue Werkstatt errichtet, an der Drüffelstraße 1800 Gotthard senior, auf dem Anger 1805 Gotthold Friedel, am Galgenteich 1819 Horn, wieder auf dem Anger 1829 Kobelt und in der Niedervorstadt Eichert, nachdem in demselben Stadtteil Kauschke 1813 eine Weißtöpferei errichtet hatte. Der Chronist Bergemann zählt 1829 im ganzen 11 zünftige Brauntöpfereien und 2 auf Gewerbeschein betriebene (Horn und Kobelt), zu denen 2 zünftige Weißtöpfereien hinzutraten.

Wenn schon unter den älteren Meistern mancher Zugewanderte aufgeführt sein mag, so häufen sich seit 1740 die Namen der Einwanderer:

Wir finden die Franken Joh. Freischlag aus Heidenheim bei Ansbach, der 1762 Bürger wurde, 1788 Georg Mich. Freischlag ebendaher; aus Thiersheim bei Bayreuth Joh. Matthes Füßel 1779 und Gg. Friedr. Füßel 1799; aus der

bayrischen Oberpfalz 1783 Leonh. Gessenauer von Weißenhohe und 1791 Joh. Ant. Paszmann von Amberg. Aus Muskau, damals noch zur sächsischen Lausitz gehörig, wanderten Joh. Gottl. Zoppe, der 1751 Bürger wurde, und bei dem 1755 der Geselle David Tscherning aus Königsberg i. N. und 1769 Nik. Hoffmann arbeiteten, sowie 1788 Joh. Gottl. Friedel ein. Chr. Friedr. Walter (1776) stammte aus Roßwein bei Dresden, Gottl. Töppe (1797) aus Christianstadt, Karl Dav. Friedel (1793) aus Freistadt, Gottl. Lehmann (1799) aus Bobersberg.

Augenscheinlich hat wiederholt ein eingewanderter Handwerker aus der Heimat andere Angehörige nach sich gezogen, ein sprechender Beweis für die Anziehungskraft des Bunzlauer Kunstgewerbes. Natürlich konnte eine so starke Einwanderung bayrischer, fränkischer, sächsischer und lausitzischer Töpfer nicht ohne Einfluß auf die Kunstübung bleiben.

Im 19. Jahrhundert traten an die Spitze der Schaffenden Meister, wie wir sehen werden, die beiden Gotthardt und Gottlob Altmann.

Im Jahre 1825/26 haben nachstehende Töpfer gebrannt:

	braunes Geschirr	weißes	Summa	einschl. der schlechtgerathenen Brände
Altmann . . . . .	23	20	57	
Eichert . . . . .	29	21	60	
Triebel . . . . .	26	13	46	
Friedel . . . . .	28	15	53	
Gotthardt junior	15	13	37	
„ senior	26	15	48	
Zoppe . . . . .	16	11	33	

Der Töpferton, den diese Bunzlauer Meister verarbeiteten, war den Schichten der oberen Kreide entnommen,<sup>1)</sup> die in der Umgegend, besonders bei Tillendorf im Bobertal, an die Oberfläche traten. Dort lag der Ton zwischen Schichten des Quadersandsteins in weitausgedehnten Lagern. Grobsandig, wie er war, eignete er sich zu den gewöhnlichen Töpferarbeiten auch ohne langwierige Zurichtung und besaß eine bedeutende Feuerfestigkeit, sodaß er auch schwer schmelzbare Glasuren annehmen konnte. Wurde er sorgfältig geschlämmt, so konnte er derart veredelt werden, daß er auch zu feineren Arbeiten verwendbar war. In Tillendorf und anderwärts fand man außerdem einen feinen weißen Ton, der als Begußton für die Glasierung verwendet wurde und außerdem zu weitgehenden Versuchen, wie sich zeigen wird, Veranlassung gab, um neue Fabrikationszweige der Tonindustrie in Niederschlesien einzuführen. Der Rohstoff für die schöne typische Lehmglasur wurde dem Diluvium entnommen. Nach Bergemann gaben um 1824 die Bunzlauer Töpfer mit einem bräunlich-roten Ton, der über dem Gips bei Neuand zwischen Löwenberg und Naumburg lagerte, ihren Gefäßen die braune Farbe.

<sup>1)</sup> Vgl. Pufall, Die Bunzlauer Tonindustrie, Bunte Bilder a. d. S. Bd. II.

Eine interessante Beschreibung der Bunzlauer Keramik findet sich in „Der Patriotischen Gesellschaft in Schlesiens neue ökonomische Nachrichten auf das Jahr 1781.“ 2. Band. Die Bunzlauer Brauntöpferei beschrieben von H. Börner. „Der Ton, woraus die Bunzlauer Gefäße gefertigt werden, ist ein gemeiner Töpferton, und wird zu Tillendorf, welches unmittelbar an die Vorstadt vor dem Niedertore grenzt, gegraben; indessen hat man auch vor zwei Jahren eine neue Tongrube eine und eine halbe Stunde von der Stadt auf Looswitzer Territorio entdeckt. Man findet ihn von verschiedener Farbe, als grau, bläulich, rötlich und weiß, vorzüglich aber wird der letztere zu Looswitz gegraben, doch wird er auch, wiewohl nur in geringer Quantität, als adernweise unter dem roten Ton zu Tillendorf gefunden. Der Ton brennt sich — der rote ausgenommen —, weiß und verarkeitet sich, bis auf den weißen, lang, schwindet im Feuer und sintert, wenn das Feuer etwas stark wird, zusammen. Es ist also kein reiner Ton, denn die weißen Tonwaren dörren im stärksten Feuer keine andere Veränderung als nur die Erhärtung leiden. Die Gefäße bekommen von außen keine Glasur, sondern werden vor dem Brande bloß inwendig gegläst und auswendig vermittels einer roten und gelben Erde gefärbt, wovon die erste zu Neuland, dem Graf von Nostitz gehörig, die zweite in Bunzlau auf dem sog. Drüffelberge gefunden wird, und die die Töpfer, je nachdem sie diese licht oder dunkel haben wollen, mit einander versetzen. Sie gehören unter die Siegelerden.“

Anschließend einiges über die Technik des Bunzlauer Geschirrs. Was die Gattungen der Bunzlauer Topfwaren anbelangt, so wurden in der Hauptsache bauchige Wasserkrüge, Milch- und Kaffeekannen hergestellt. Teller finden sich vorwiegend im 18. und 19. Jahrhundert, während sie in früherer Zeit fast fehlen. Schon durch die grobe Tonmasse ist eigentlich technisch die äußere Gestaltung bedingt; es finden sich deshalb auch in diesen früheren Jahrhunderten bauchige, gedrungene, oft etwas plump wirkende Keramiken, die freilich für den Ton ganz charakteristische Gestaltungsmöglichkeiten aufweisen. Erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts und besonders am Anfange des 19. Jahrhunderts entstehen unter dem Einfluß bezw. Vorbilde des Steingutes mehr zierlichere, schlantere Kannen und Krüge; selbst Henkel und Deckel lassen deutlich eine feinere Formgebung im Material erkennen.<sup>1)</sup> Typisch für die rein plastische Verzierung bleibt die senkrechte oder schräge Kannelierung (Muschelung), durch Nachaußendrücken mit einem Finger in die noch weiche Tonwand erzeugt. Seltener findet sich die Kerbschnitttechnik, wie sie für Muskauer Waren bekannt ist. Eine ganz eigene Stellung nehmen die „belegten“ Geschirre ein. Diese Stücke werden auf folgende Art gefertigt: In negative Gipsformen (Adler, Vögel, Blumen u. dergl.) wird Ton gedrückt; infolge der Fähigkeit des Gipses, Wasser leicht aufzusaugen, wird dem eingedrückten Ton also schnell das Wasser entzogen, d. h., er verliert an Volumen und läßt sich aus seiner Form herauslösen. Nun wird der so erhaltene richtige (positive) Abdruck auf dem

<sup>1)</sup> Vergl. die Formen der auf Tafel I am Schluß des Aufsatzes unter Nr. 8—18 abgebildeten Gefäße der Sammlung im Städtischen Museum zu Bunzlau (aus der Sammlung Höhne-Grünwald) und Bild 13, Nr. 4. Die Zeichnungen und photographischen Aufnahmen der Bunzlauer Töpfereien sind vom Verfasser hergestellt worden, soweit nichts anderes vermerkt ist.

betreffenden Gefäß angeschlickert. Die Auflagen wurden in späterer Zeit auch noch weiß glasiert.

Über den Töpfereibetrieb der älteren Zeit erzählen die Akten einige Einzelheiten. Im Jahre 1759 erklären die Meister, sie brauchten zu jedem Brande 6 Klafter Holz und zum Trocknen des Gefäßes noch 1 Klafter; sie hätten also wegen der zunehmenden Teuerung des Holzes seit langen Jahren vereinbart, daß jeder nur einen braunen Brand wöchentlich brennen dürfe. Wie die Töpfer 1794 angaben, brauchten sie nur 4 Klafter zu einem Brande brauner, 1 Klafter zu dem der weißen Gefäße als Feuerung. Hat die Technik sich in diesem Zeitraum vervollkommenet? — Obwohl die Ofentöpferei und späterhin besonders die Herstellung von Tonröhren zu Wasserleitungszwecken einzelne Meister beschäftigten, spielte die Geschirrtöpferei doch die Hauptrolle. Die Anfertigung von Gefäßen wurde so schwinghaft betrieben, daß die Meister weit über den Bedarf Bunzlaus an Töpferwaren erzeugten, — der Topfmarkt lag vor der Hauptwache — und die Märkte bis tief nach Polen und Rußland beschickten, so daß sie mit den niederschlesischen Töpferinnungen in scharfen Wettbewerb traten, über den die Akten manche Klagen enthalten. So kam es, daß sie die Warenerzeugung, wie erwähnt, kontingentieren konnten, ehe die Gewerbefreiheit alle Fesseln beseitigte. Selbst der Wettbewerb auf fremden Märkten war organisiert. Im Jahre 1759 erklären jene 5 Töpfermeister, sie hätten die Jahrmärkte, wo braune Ware abgesetzt werde, unter sich verteilt. So erscheint die Bunzlauer Töpferinnung als eine in sich geschlossene, sehr geschäftskundige Berufsgenossenschaft, welche die Bodenschätze der Bunzlauer Gegend in tüchtiger Arbeit auszubeuten und zum Vorteil des Kunsthandwerks zielbewußt zu verwerten verstand.

Ihre Erzeugnisse haben eine interessante Entwicklung aufzuweisen.

Wenn wir von den vorgeschichtlichen Tongefäßen, die auch in der Bunzlauer Gegend ziemlich zahlreich, und zwar bei Gollnisch sogar farbig, gefunden werden, absehen wollen, so ist das Vorkommen ältester frühgeschichtlicher Gefäßreste aus Bunzlaus sehr gering. Nur aus spätmittelalterlicher Zeit befinden sich im städtischen Museum einige Töpfe, die aber keine besonderen Merkmale aufweisen. Die ältesten datierbaren Bunzlauer Steinzeuggeschirre gehören dem Anfange des 17. Jahrhunderts an; wahrscheinlich wurden aber schon lange vorher die Gefäße mit der für Bunzlaus so typischen braunen Lehmglasur überzogen. Die Anwendung der Glasur, die in Deutschland erst im 16. Jahrhundert üblich geworden sein soll, ist sicherlich früher anzusetzen.<sup>1)</sup> Obwohl nun die Bleiglasur im allge-

<sup>1)</sup> Die Glasurung ist älter als gewöhnlich angegeben wird. Vgl. Hahn, Der Fund mittelalterlicher Gefäße etc., in den Mitteilungen des G. und A.-Vereins zu Liegnitz V S. 166.

meinen die ältere ist, dürfte doch auch die Lehmglasur als bodenständiges Erzeugnis der Bunzlauer Töpferei sehr alt sein. Die Löwenberger Töpfer baten am 18. I. 1599 den Rat, sie gegen den Wettbewerb der Bunzlauer Töpfer zu schützen, die mit ihren weißen und braunen Gefäßen nach Löwenberg zum Markte kämen, während sie mit ihren Waren nicht nach Bunzlau kommen dürften. Damals also ist der Handel mit lehmglasiertem Geschirr schon neben dem älteren Erzeugnis in vollem Schwange, sogar der Ausfuhrhandel, so daß die erste Anwendung der Lehmglasur in Bunzlau sehr viel früher anzusehen ist, da eben diese Technik viel schwieriger und kostspieliger war als die alte und eine erhebliche Entwicklungszeit voraussetzt.

Aus dem Jahre 1612 wird berichtet, daß der Bürgermeister Namsler auf eine Reise nach Prag blaue Krüge als „Verehrung“ für einflußreiche Leute mitnahm, über deren Herstellung leider späterhin nichts mehr verlautet.



1

2

3

4

3. Ältere Bunzlauer Krüge.

1 Krug aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. (Adam und Eva unter dem Apfelbaume).  
2 und 3 Krüge aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. — 4. Bezierkrug mit doppelter Wandung.

Die Form der Krüge aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts war meist gedrungen, fugelig, nur der Hals zeigt zuweilen zylindrische oder wenig konische Form. Auf Tafel I (3 und 4) und Bild 3 sind einige Gefäße aus dieser frühen Zeit abgebildet. Nr. 3 zeigt ein kleines fugeliges Krüglein mit zylindrischem und stark gefurchtem Rande, das noch stark an die mittelalterlichen



Gurtfurchengefäße erinnert. Der Bauch ist mit Reihen kleiner senkrechter Kerben verziert, die mit einem Rädchen hergestellt worden sind. Diese Technik ist ebenfalls sehr alt und wurde bei den Töpfern in Muskau häufig verwendet.<sup>1)</sup> Auf dem Zinndeckel steht die Jahreszahl 1662; also dürfte die Entstehung des Krügleins wohl schon in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts fallen. Krug Nr. 2 auf Bild 3 ist bedeutend schlanker und zeigt einen konischen, weniger geriesten Hals. Der Leib des Kruges ist mit plastischen Blumen und senkrechten Blattmotiven belegt. Der untere Teil des Körpers weist senkrechten Kerbschnitt auf, auch eine sonst typisch Muskauer Technik. Man darf eben nicht vergessen, daß um diese Zeit sächsische und Muskauer Töpfereien in der Blüte standen und infolgedessen für den Osten vorbildlich wurden mit ihren geristeten und belegten Krügen. Das Gefäß ist völlig mit brauner Lehmglasur überzogen; auf dem Zinndeckel die Jahreszahl 1688. Der Bierkrug Nr. 3 auf Tafel I ist wenig konisch; oben am Rande und unten ziehen sich tiefe Gurtfurchen hin; auf der Vorderseite in plastisch weißglasierter Reliefaufgabe ein hockender Adler mit Krone und Rankenwerk. Im Zinndeckel die Jahreszahl 1690. Dies ist einer der älteren zeitlich bestimmten Krüge mit der für Bunzlau geradezu typischen braunen Glasur und weißglasiertem plastischen Belag. Nr. 4 Tafel I stellt ein kugeliges Krüglein mit starken Riefen am Hals und Fuß dar. Auf dem Zinndeckel steht die Jahreszahl 1712. Diese eben genannten Stücke befinden sich im Bunzlauer Museum; sie stammen aus der berühmten Sammlung des verstorbenen Hauptmanns Höhne in Berlin-Grunewald. Enghalsige, kugelige Krüge und walzenförmige Kuffen herrschen im 17. Jahrhundert vor.<sup>2)</sup> Gegen Ende dieses Jahrhunderts scheinen auch die sogenannten „Melonenkrüge“ aufzutreten, freilich auch mit kugeligem Bauch und gefurchem Hals. Die Muschelung oder Kannelierung ist sehr breit und dick, wobei sie senkrecht zum Gefäß verläuft, während im Anfang des 18. Jahrhunderts die Muschelung schräg spiralig läuft. Neben der braunen Glasur kommt auch schon eine dunkelgrüne vor; im Innern sind die Erzeugnisse fast durchweg mit grüngelber Bleiglätte überzogen. Auch ein mehr oder weniger starker Zusatz von Blei zur braunen Lehmglasur macht sich geltend.

Es lag in der Natur des Zunftwesens, daß diese Berufsgenossenschaften dem Einzelnen Fesseln anlegten, um die Stetigkeit der Erzeugung und den auskömmlichen Erwerb jedes einzelnen Zunftgenossen zu sichern. So mußte ein Handwerk, dessen

<sup>1)</sup> Vergl. Strauß, Alt-Muskauer Steinzeug, Tonindustrie-Zeitung 31. III. 17., Nr. 39.

<sup>2)</sup> Kalesse über altes Bunzlauer Steingut in der Zeitschrift Kunst und Gewerbe, Nürnberg 1883, Heft 1.

Leistungen wesentlich von dem künstlerischen Streben Einzelner abhängen, in seiner Entwicklung gehemmt werden. In der Tat beweisen die Altten der Bunzlauer Töpferinnung immer wieder



4. Ältere Melonenkrüge (1—3). Tasse (4) und Krug (5) aus der Biedermeierzeit.

die unausrottbare Fähigkeit der Meister, wenn es sich um technische oder künstlerische Fortschritte handelte; sie waren starr Anhänger des Alten, wenn es sich nur einigermaßen bewährt hatte.

Und doch konnten sie sich dem Fortschritt der Entwicklung nicht entziehen, denn die Verhältnisse waren mächtiger als der Kunstgeist. Eine Entwicklung konnte sich anbahnen in der Richtung auf die Vermehrung, die Bereicherung und die Veredlung der Kunstformen. Die Bunzlauer Töpferkunst hat in allen diesen Richtungen bemerkenswerte Anläufe und Ergebnisse aufzuweisen.

Wer die Töpferakten mustert, wird allgemein die Wahrnehmung machen, daß die Zahl der Meister, die Leistungen und der Handel im Dreißigjährigen Kriege zurückgingen, um dann langsam wieder fortzuschreiten. Die gesamte Lebenshaltung des deutschen Volkes wurde wieder reicher, und das Innungshandwerk mußte, um den Bedürfnissen des täglichen Lebens zu genügen, neue Artikel, neue Kunstformen in seinen Arbeitsplan aufnehmen. Als der Genuß des Kaffees in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland allgemeiner wurde, entstand in Bunzlau ein Typus, der später selbst im europäischen Orient, angeblich auch in Konstantinopel, Anklang fand, die braune „Bunzlauer Kaffeefanne“. Sie wird 1698 zuerst urkundlich erwähnt, hat seitdem ihren Siegeszug durch Deutschland und die Nachbarlande angetreten und ihre Form dem Zeitgeschmack angepaßt.

Auch die Erweiterung des Absatzgebietes mußte zur Erweiterung des Formkreises führen, da der deutsche Handwerker stets auf die Bedürfnisse seiner Kundschaft Rücksicht genommen hat; nicht weniger wurde im Kreise der Innungsmeister der alte Starrsinn gemildert durch die früher erwähnte Zuwanderung der Gesellen, die allmählich, seit die Bunzlauer Töpferei allgemeineren Ruf erlangte, in erheblicher Zahl, wie wir sahen, und aus weiterer Ferne in das Bunzlauer Handwerk eintraten und naturgemäß ihre bisher gewohnten Formen in den neuen Werkstätten allmählich zur Geltung brachten. Es ist bezeichnend, daß ein Zugewanderter, der aus Muskau stammende Töpfer Joh. Gottl. Joppe, den berühmten „Großen Topf“ formte, der 1753, nachdem jener 2 Jahre zuvor Bürger geworden war, auf der Drehscheibe, die zu seiner Herstellung diente, öffentlich für alle Zeiten ausgestellt wurde. Wieviel Anregungen mögen diese Lausitzer, Sachsen, Franken, Bayern mitgebracht und trotz allen Widerstandes der Meister durchgesetzt haben, wenn es ihnen gelang, eine Töpferei zu erheiraten oder zu kaufen!

So mußte die Anzahl der Bedarfsartikel, die in Bunzlau hergestellt wurden, wachsen und mit ihr die Arten der Technik und der Kunstformen. Der Meister Georg Schöps, der seinen Unternehmungsgeist schon dadurch betätigt hatte, daß er in die Töpferei des Umlaufst hineingeheiratet hatte, konnte 1759 zu seinen Gunsten anführen, daß er selbst an den königlichen Hof Waren abgesetzt habe, dergleichen in Bunzlau niemals zuvor gefertigt worden.

So ist durch die Macht der allgemeinen Kulturentwicklung, durch den Zustrom neuen Blutes im Kreise der Meister eine allmähliche, im Einzelnen schwer zu verfolgende Entwicklung der Kunstübung eingetreten, und schließlich weisen die Meister selbst mit erklärlichem Selbstgefühl auf die Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse hin. 1787 heißt es u. a., sie könnten überhaupt nicht alles an Waren brennen, was sie verfertigten; das hauptsächlichste aber, was sie anfertigten, bestände in Tee- und Kaffeegefäßen, Tabaks- und Butterbüchsen, Krügen, Näpfen, Nachtgeschirren, Retorten und allem Geschirr, was Laboranten brauchen. Leider würden in der angrenzenden Lausitz (auch in den sächsischen Grenzorten) ihre Waren nachgemacht. In Naumburg a. Queis seien 7—8 Meister, die auch Ton aus Tillendorf hätten und braune Kaffeegeschirre lieferten.

Gegenüber der derben Kunst der volkstümlichen Renaissance mit ihren gedrungenen Formen entwickelt sich allmählich die feinere, zierlichere Kunst des Rokoko. Die Formen und das Dekor des Porzellans und des Steinguts konnten nicht ohne Einwirkung auf das Bunzlauer Steinzeug bleiben, zu-



Wenn wir anzunehmen Anlaß hatten, daß sich die Entwicklung der Bunzlauer Töpferkunst bis 1740 im wesentlichen organisch, im Schoße der Innung vollzog, so tritt von der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen ab ein neuer Faktor in Wirksamkeit, der die Entwicklung fast gewaltsam aus den bisherigen Bahnen zu reißen strebt, um sie im Interesse des Staates zu leiten, die friderizianische Verwaltung. Bunzlau wurde der Kriegs- und Domänenkammer in Glogau, diese dem in Breslau residierenden Minister für Schlesien unterstellt.

Zunächst sollte das Absatzgebiet neu geregelt werden.

Der Friede von Dresden war noch nicht geschlossen, als schon die Kgl. Kriegs- und Domänenkammer in Glogau den ersten Schritt zur Hebung Bunzlaus tat, indem sie am 28. September 1745 beim Töpfermittel anfragte, ob es „imstande oder gewillt sei, die Kur- und Neumark mit Geschirz zu versorgen“. Durch die Losreißung Schlesiens von Böhmen war den Töpfern der böhmische Markt gesperrt worden; so handelte es sich darum, neue Absatzgebiete zu schaffen. Selbst der königliche Hof in Berlin zählte zu den Abnehmern. Dann wurde 1759, als tiefeinschneidende Neuerung, die statutenmäßige Fünfhahl der Werkstätten überschritten, die Bewilligung einer sechsten, der des Georg Schöps, nach heftigem Protest seiner 5 Kollegen erlaubt. Schöps freilich trat schließlich zurück, aber die Regierung hielt an dem Grundsatz der Gewerbefreiheit fest, so daß 1787 tatsächlich 6 Brauntöpfer arbeiteten, 1806 sogar 10 Töpfermeister als Unterzeichner auftreten, 1829 endlich 15 Töpfer vorhanden sind.

So waren die Schranken des Kunstzwangs durchbrochen; es galt, die Möglichkeiten der Ausbeutung der Naturschätze durch Einführung neuer Techniken zu vermehren. Ein bemerkenswerter Versuch, die Tonindustrie Bunzlaus zu heben, wurde während des Siebenjährigen Krieges gemacht. Am 28. V. 1756 bittet der Syndikus Preu den Minister für Schlesien, Graf Schlabrendorf, den geschickten Laboranten Friedr. Wilh. Kelli, der in der Meißener Porzellanmanufaktur gearbeitet habe und die Bunzlauer Tonindustrie zu fördern geeignet sei, mit einem Vierteljahrsgehalt von 12 Talern 12 Ggr. anzustellen, was der Minister am 1. VI. gern gewährt. Aus einem Bericht vom 21. V. 1763 hören wir nun, daß sich in Tillendorf ein weißer Ton vorfinde, welcher das Feuer zu dem hier gefertigten Kaffeegeschirz hinlänglich aushalte. Bürgermeister Rostkowitz, Syndikus Preu und Senator Jenke hätten trotz aller Mühe und Kosten nur erfolglose Versuche gemacht, Porzellan daraus herzustellen. Die Proben wären zwar etwas feiner, auch inwendig weißer ausgefallen, aber die Gefäße selbst die alten

geblieben.<sup>1)</sup> So ist dieser auf behördliche Anregung geschehene Versuch, aus Bunzlauer Ton Porzellan herzustellen, gescheitert.

Schon wird die Einführung eines weiteren Fabrikationszweiges versucht. Am 8. VI. 1763 fragte der Rat Schnecker an, ob in Bunzlau zur Anlage einer Fayencefabrik Unternehmer vorhanden seien. Die Antwort lautete, man zweifle, daß die Töpfer Versuch zur Produktion solchen Gefäßes anstellen würden. Trotzdem verordnet ein Kammerbefehl vom 14. X., von der besten Erde je ein Faß einzusenden. Am 2. XI. gingen dann zwei Fässer ab; das größere enthielt Erde zu Kaffee- und anderen Gefäßen, das kleinere weiße Tonerde zum Begießen des Geschirres, worauf grüne Glasur komme. Diese Erde werde weit und breit ausgeführt; zum Bereiten des Kaffeegeschirres sei sie spröde und müsse geschmeidiger als der andere Ton zugerichtet werden; doch fielen die Gefäße auch feiner aus; zur Formierung der von den Glasschmelzern gebrauchten Hüfen werde sie für unentbehrlich gehalten.

Trotz aller Erfahrungen wurde die Glogauer Regierung nicht müde, in Bunzlau wieder Versuche anzustellen. Nach einem Kammerbefehle vom 29. IV. 1774 sollten die geschicktesten Töpfer zur Anfertigung von Krufen nach Egerer und Selzer Art veranlaßt werden. Die Bestellung wurde in der Weise bewirkt, daß Toppe eine glatte und 2 raube Flaschen zur Verfügung stellte. Das Urteil lautete dahin, daß aus Bunzlauer Tone ebenso gute Krufen gefertigt werden könnten; allein die Glasur würde hier braun, indem die Waren von Eger und Selz mit Salz gebrannt wären, wozu man dort ganz kleine Öfen hätte; hier aber in den großen Öfen ließe sich das nicht tun, wollte man nicht riskieren, daß der ganze Brand von dem im Ofen herumfliegenden Salze „durchaus verderbt“ werde.

Ebenso wenig wie dieser Versuch, Steingut nach Selzer und Egerer Art anzufertigen, wurden die 1786 angestellten Bemühungen, Tabakpfeifen herzustellen und der Plan, eine Steingutfabrik zu errichten, den einige Thüringer Unternehmer 1796 verfolgten, erfolgreich durchgeführt. Aber die preußische Verwaltung setzte unermüdllich ihre Reformbestrebungen fort.

Nicht eine neue Technik oder einen neuen Fabrikationszweig wollte der Graf Hoym in Bunzlau einführen, sondern edlere Kunstformen wünscht er den Töpfern aufzunötigen. Das Rokoko war inzwischen durch den Klassizismus verdrängt worden. Weder die rundlichen, derben Formen der altschleischen Renaissance-Keramik noch die schlankeren, aber bodenständigen Formen des Rokoko mit ihrem reichen sinnigen Dekor von Symbolen und Blumen fanden Gnade vor den durch die strengen Formen der

---

<sup>1)</sup> Wernicke a. a. O. 531.

Antike geschulten Augen der Klassizisten, welche am Ende des 18. Jahrhunderts die bildenden Künste unbedingt beherrschten. Graf Hoym forderte auch von den Bunzlauer Meistern die Anpassung an den Zeitgeschmack.

Zunächst sollten die Meister ihren Töpfen durch bessere Formen ein eleganteres Aussehen verschaffen. Da war es der Kunstmaler Professor Bach aus Breslau, der im Sommer 1793 mit ausgearbeiteten Zeichnungen und Vorschlägen nach Bunzlau kam, um die dortigen Geschirrfornien zu veredeln. Am 15. X. überreichte er acht Stücke, die dort nach seinen Zeichnungen im „heturischen“ Stil ausgeführt waren. Ein einziges mir bisher bekanntes Stück befindet sich im Bunzlauer Museum; es stammt aus der erwähnten Sammlung Höhne. (Siehe Tafel I, Nr. 13.) Diese braunglasierte Kanne steht ganz unter dem Einfluß der Antike. Der Henkel ist stark gebogen, die Schnauze dünn und weit ausladend, der Deckel flach. Am Boden steht der Name „Bach“ eingeritzt. Ein ebenfalls seltenes Stück, mit starker Anlehnung an die Antike, aber ohne Zeichen, ist die Kanne Nr. 14 auf gleicher Tafel.<sup>1)</sup> Diese Krüge gefielen zwar einesteils den Töpfern, aber die Bunzlauer Meister, die nur mit wenigen Gesellen arbeiteten, waren mit Bestellungen so überhäuft, daß sie Neues zu versuchen für überflüssig hielten. Sie arbeiteten aus Bequemlichkeit ihre alten „Bunzeltöpfe“ weiter; es konnte sie nichts aus diesem herkömmlichen Schlendrian herausbringen. Auch hatten sie an den Entwürfen und Proben des Geschirrs allerhand zu tadeln. Es sei so dick, die Henkel stünden so vor, die Schnauzen seien so spitz usw. Graf Carmer kommt zu dem Schlusse, daß hier die Regierung nur etwas Positives erreichen könne, wenn sie eine eigene Fabrik in Bunzlau errichte.

Die Angelegenheit ruhte bis zum 29. V. 1802, wo Minister Hoym auf allerhöchsten Erlaß dem Stadt- und Polizeidirektor Schwindt 3 Blatt Entwürfe zu Kaffeekannen und 8 Milchtöpfe übersandte, um von jedem Muster 5 Duzend anfertigen zu lassen. Die im antiken Stil gehaltenen Vorlagen waren von Bach entworfen. Wie Schwindt berichtet, konnte er den Auftrag nur von dem Töpfergesellen Gotthardt ausführen lassen. Schon 1800 hatte Töpfermeister Gotthardt sen. eine neue Töpferei am äußersten Ende der Oberstadt, an der Driüffelstraße, angelegt. Am 22. VII. überreichte er 33 $\frac{1}{3}$  Duzend; der Rest folgte am 21. VIII.; die Herstellungskosten betragen 94 Taler. Freilich fanden die neuen Erzeugnisse der Bunzlauer Töpferei noch nicht den erwarteten Beifall, aber es war der Künstler gefunden, der die Reformbestrebungen der Regierung zum Ziele führen konnte.

<sup>1)</sup> Ein gleiches Stück befindet sich in der Sammlung des Verfassers. In diesem Stück ist im Boden von Büßing 1810 eingeritzt.

Wollen wir diesen klassizistischen Formen der Bunzlauer Keramik eine Stelle in der allgemeinen Entwicklung der Kunst anweisen, so werden wir sie dem Empire zurechnen müssen. Zweifellos ein fremdes Reis auf dem alten Stamme nieder-schlesischer Keramik, das nur eine kurze Blüte zeitigte, und doch war diese Blüte sehr interessant. Der Bunzlauer Chronist Bergemann der mit den Töpfern eingehende Besprechungen gehabt zu haben scheint, berichtet 1829 über die klassizistische Periode der Bunzlauer Keramik etwa folgendes: Bis 1816 behielten die Brauntöpfer die alten Formen bei. In diesem Jahre aber fing ein junger, denkender, geschickter Töpfer, Gotthardt junior, zuerst an, von den gewöhnlichen, althergebrachten Formen abzugehen. Er fabrizierte Geschirr in geschmackvollen Formen, meist nach Zeichnungen im griechischen und etruskischen Stil von Hofrat Bach. Das Geschirr glasierte er mit Tönen von gelbröthlicher Erde aus Neuland bei Löwenberg. Seinem Beispiele folgend, machen von 1825 ab auch die übrigen Bunzlauer Töpfer gefälligere Gefäße.

Eine weitere Förderung erhielt die Bunzlauer Keramik durch das Auftreten des Töpfermeisters Altmann, der im Jahre 1810 aus Uttig, wo sein Vater Gottlieb Altmann Gärtner war, nach Bunzlau eingewandert ist. Am 30. VIII. bittet Altmann, der inzwischen Meister und Bürger der Stadt geworden ist, in der Walterschen Töpferei sich etabliren zu können. 1826 macht er dem Magistrat über das Graben von Ton in der Bunzlauer Zeche Bericht. 1828 war Gotthardt sen. Obermeister und Altmann Nebenältester der Töpferinnung.

Im Jahre 1809 hatte der Töpfermeister Gotthardt jun. angefangen, aus Ton Röhren zu Wasserleitungen zu machen, die sich sehr gut bewährten. Er wußte sie geschickt allen Bedürfnissen einer Wasserleitung und allen entstehenden Schwierigkeiten anzupassen. Seinem Geschirr gab er durch Anwendung griechischer Formen ein geschmackvolleres Aussehen. Überhaupt war er es, der seinerzeit mit Altmann der Bunzlauer Keramik jenen antikisirenden Formkreis gab. Die beiden Meister haben sicherlich auch gegenseitig ihre Ideen ausgetauscht, sodaß wir ihre Erzeugnisse schwer von einander unterscheiden und trennen können. Am



6. Altmann-Base.

Sammlung der keramischen  
Fachschnle zu Bunzlau.



19. X. 1831 wurde für den verstorbenen Meister Gotthardt sen. Altmann als Oberältester gewählt. 1831\* ließ die Kgl. Regierung in Liegnitz Altmann für seine eifrige Tätigkeit danken, er solle unbeirrt fortfahren, bis es ihm gelungen sei, die gewünschten Schmelztiegel herzustellen. Zweifellos war er der tüchtigste der damaligen Töpfer. Er hatte auch einen geschickten Modelleur, namens Wiepf. Sie arbeiteten in vornehmen Formen, meist nach Schinkelschen und Beuthschen Vorlagen. Als Friedrich Wilhelm III. auf einer Reise nach Schloß Erdmannsdorf Bunzlau passierte, wurde ihm der Kaffee in Altmannschen Geschirren gereicht. Dem König gefiel das nette Service so gut, daß er nicht nur das betreffende Service sogleich ankauft, sondern auch für seinen Hof in Berlin viel nachbestellte. Auch Friedrich Wilhelm IV. war ein großer Bewunderer Altmanns, und im Jahre 1844 wurde diesem die goldene Medaille der London Exhibition verliehen. 1842 fertigte Altmann zum Amtsjubiläum des Geheimen Regierungsrates von Unruh in Liegnitz, Protectors des Gewerbe-Vereins, zwei Kandelaber, die sich noch im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin befinden.



7. Vase mit weißglasiertem Fuß.  
Sammlung Strauß.

Auch wichtige technische Neuerungen verdankte die Bunzlauer Keramik dem unermüdlischen Schaffensdrang dieses hervorragenden Meisters. Aus einer Angabe vom Jahre 1818 geht hervor, daß Altmann schon um diese Zeit durch viele Versuche es fertig gebracht hat, mit einem Zusatz von Schwerspat ein dem echten Porzellan ähnliches Geschirr herzustellen. Auch die giftige Bleiglasur wußte er durch die unschädliche Feldspatglasur zu ersetzen. Als nämlich im Jahre 1827 die liegnitzische Regierung nachdrücklich verlangte, daß die schon 1794 beanstandete stark bleihaltige Glasur abgeschafft werden sollte, gelang es Altmann nach vielen Versuchen endlich 1828, eine völlig entsprechende Glasur ohne Bleiglatte zu erfinden, worauf er als ehrende An-

erkennung seiner Verdienste von der Behörde eine Belohnung von 50 Talern erhielt. Die Einführung der Feldspatglasur und eine bedeutende Verbesserung des Bunzlauer Scherbens ist also auf Meister Altmann zurückzuführen. Nach seinem im Jahre 1851 erfolgten Tode übernahm sein Sohn die Töpferei, wußte aber sein väterliches Erbe nicht zu erhalten und weiterzuführen, sodaß die Töpferei seines Vaters sehr bald dem Verfall anheimfiel.

Eine für die schlesische Keramik bedeutsame Zeit war damit abgeschlossen. Der Vergleichung der bisherigen Kunstformen mögen

folgende Zusammenstellungen aus der ehemaligen Sammlung Höhne, jetzt im Buzslauer Museum dienen.



1 2 3 4 5 6  
8. Krüge des 18. Jahrhunderts (1—4), Schraubflasche des 17. Jahrhunderts (5),  
Büchse des 18. Jahrhunderts (6). Im Vordergrund Altmanntassen (um 1820).



1 2 3 4 5  
9. Krug aus 1751 (1), Altmanntasse um 1820 (2), Teekännchen nach dem Vorbilde des  
chinesischen Porzellans, Rokoko (3), Krug im Stil Louis XVI. (4), Krug mit Monogramm  
J. W. u. Krone, 18. Jahrh. (5). Im Vordergrund Altmanntassen u. Zuckerschale (u. 1820).



1 2 3 4 5 6 7

10. Vasen (1 u. 6), Willkomm (2), Figur (3) und Krug (7) nach Art des Empire (Altmann), Krug (4) und Sporbüchse (5) aus dem 18. Jahrhundert.

In der späteren Wiedermeierzeit werden die Formen wieder plumper; man greift einerseits zu den alten Renaissance- und Barockformen zurück, versucht aber andererseits die modernen Gefäße mit allerlei Zierraten der älteren Zeiten herauszuputzen. Es entsteht durch die Anpassung an den neuen, vielfach unsoliden Kunstgeschmack eine schlechte handwerkliche Übertragung, ein Abirren von der guten Kunstübung der älteren Keramik. Freilich werden auch die Zeitverhältnisse ungünstiger. Die Porzellan- und Steingutindustrie erzeugen immer billigere Waren, die eisernen Emaillewaren werden immer vollkommener hergestellt, und das Anschwellen der Holzpreise und Arbeitslöhne erschwert den Betrieb. Schließlich verzichtete man sogar auf das charakteristische Dekor der Altbunzlauer Keramik.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde das plastische Ornament, das „Belegen“ der Geschirre, durch blau und grün bemalte Motive verdrängt. Die braune Lehmglasure wurde

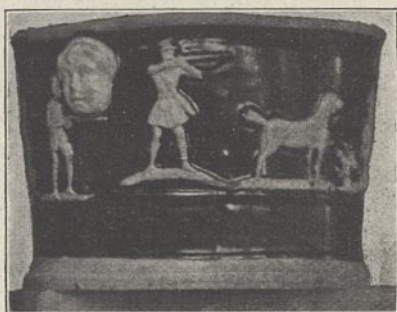


11. Deckeltasse. Innenseite und Henkel weißglasiert mit dem Bilde Friedrichs des Großen nach Art des Rokoko. Um 1840. (Vgl. Bild 4.)

nämlich durch die schöner aussehende weiße Feldspatglasur ersetzt; daraus ergab sich von selbst eine andere Dekorationsart. Die bisherigen weißen plastischen Auflagen würden auf den weißglasierten Geschirren ihre Wirkung verloren haben; man griff also zu dem farbigen Dekor. Vor allem blau und grün wurde in „Schwämmchentechnik“ verwendet, die darin besteht, daß die Farben mittels eines zugeschnittenen Schwammstückchens immer in derselben Dekorform aufgetragen werden.

Nachdem jene Blütezeit der Bunzlauer Keramik, die den Anregungen der Staatsbehörde hauptsächlich ihre Entstehung verdankt, ihr Ende erreicht hatte, gewann also die handwerksmäßige Arbeit die Oberhand. Aber die Bunzlauer Stadtbehörden, die ja, wie wir sahen, schon im 18. Jahrhundert Versuche zur Hebung der alten bodenständigen Kunstübung gemacht hatten, wollten der Versumpfung derjenigen Industrie, die der Stadt einen so wohlbegründenden Ruf verschafft hat, vorbeugen. Im Jahre 1882 regte der Magistrat die Errichtung einer keramischen Bildungsanstalt an dieser historischen Bildungsstätte niederschlesischer Töpferkunst an und begründete damit einen neuen Abschnitt in der Entwicklung der heimischen Keramik. Am 1. XI. 1897 eröffnet, hat die Keramische Fachschule unter der Leitung des Gewerbechulrats Dr. Pukall das Bunzlauer Kunstgewerbe in technischer und künstlerischer Hinsicht maßgebend beeinflusst und durch die Ausbildung auswärtiger Schüler auf weitere Kreise der ostdeutschen Tonindustrie verdienstvoll eingewirkt. Das Problem der organischen Fortbildung der niederschlesischen Keramik unter Veredlung der Formen und Verbesserung des Verfahrens geht seiner Verwirklichung entgegen.<sup>1)</sup>

Eine Übersicht über die Entwicklung der neuesten Bunzlauer Keramik ist zunächst noch schwer möglich. Immerhin behalte ich es mir vor, die Bunzlauer Keramik der neuesten Zeit in einer späteren, größeren Arbeit zu beschreiben.



12. Blumenkübel, innen weiße Feldspatglasur. Altmann um 1840.

<sup>1)</sup> Vgl. Postroß, Bunzlauer Töpferkunst. Schl. Heimatsbl. I 565.

## Alt-naumburger Töpferkunst.

Über die örtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt Naumburg am Queis berichtet eine Chronik aus dem Jahre 1844:

Die Stadt Naumburg liegt an der westlichen Grenze Schlesiens, am Abhange des Riesengebirges und am Einflusse des Baches Zwenitz in den Queis, in fast gleichen Entfernungen von den Städten Bunzlau, Löwenberg und Lauban und gehört zum Kreise Bunzlau, zum Regierungsbezirk Liegnitz. Die Stadt, welche mit einer Mauer umgeben ist, hat 234 Häuser, ohne die zu öffentlichen Zwecken bestimmten. Diese sind durch die gemeinschaftliche Erbauung nach dem letzten Totalbrande fast alle von gleicher Höhe. Leider sind durch die häufigen Brände viel Neubauten, aber wenig Altertümer und Denkwürdigkeiten zurück geblieben. Die Einwohnerzahl belief sich auf 1752. Wir haben 13 Brauntöpfereien, in denen über 60 Gesellen arbeiten, und 6 Weißtöpfereien; dieser Beruf bringt neben der bedeutenden Kirchfahrt die meiste Nahrung der Bewohner, die ihre Ware weithin versenden.

Im Jahre 1547 erbaute der Töpfergeselle Jonas Anders aus Bunzlau hier selbst eine Töpferei, weil es ihm in seiner Heimatstadt nicht erlaubt war, eine neue, 6. Werkstätte anzulegen.<sup>1)</sup> Bald wurden 2 weitere Betriebe eröffnet, und im Jahre 1622 bestand bereits eine stattliche Zahl. 1689 schlossen sie sich zu einem selbstständigen Mittel zusammen, wobei sie die Artikel der Hirschberger Innung zugrunde legten. Das älteste noch vorhandene Innungssiegel stammt aus dem Jahre 1695. Ein anderes trägt die Jahreszahl 1771 und zeigt in der Mitte eine Drehscheibe, auf der ein Henkeltopf mit Blumen steht. Die Umschrift lautet: „Siegel des Lößlichen Handwerks der Töpfer“. Ein drittes Siegel zeigt ebenfalls eine Drehscheibe und einen Topf mit Blumen, doch steht noch je rechts und links ein Mann, und die Umschrift lautet hier: „Siegel des Wohlößlichen Töpfergewerks in Naumburg“.

Die ersten Innungsmeister waren Christ. Frießen, Friedr. Riediger, Hans Franz, Wolfg. Frießen, Jakob Hofmann und Hans Riediger. Also auch hier bestimmte Töpferfamilien. Mit Hirschberg, Löwenberg, Seidenberg, Greiffenberg, Bunzlau, Muskau, Steinau, Goldberg, Friedeberg, Allersdorf, Bobersberg und Lorenzdorf, mit allen diesen Töpferorten blieben sie, wie aus den alten Innungsakten hervorgeht, in ständiger Fühlung. Als Naumburger Töpfer in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts werden genannt Joh. Adler, Anton Berger, Anton Franke 1759, Leonhard Hessnauer, Anton Hübsch 1773, Christoph Wittig und Anton Frieber 1795, Johann

<sup>1)</sup> Vgl. Strauß, Alt-Naumburger Töpferkunst. Tonindustrie-Zeitung 17. III 1917; Mücke, Urkundliche Geschichte der Stadt Naumburg a. D.; Wernicke a. a. D. S. 465.

Friedr. Wolf 1802. Vom Jahre 1790 an läßt sich feststellen, in welcher Zeit die Meister der Töpferinnung zu Raumburg beigetreten sind. Im Jahre 1800 brannten die Brauntöpfereien der Meister Nehrich und Hübsch ab.

Über den Töpfereibetrieb und den Verkauf erfahren wir mancherlei: Aus dem Jahre 1741 liegt ein Schreiben vor, worin die Raumburger Töpferinnung den Magistrat bittet, den Kirchweihmarkt in Greiffenberg bebauen zu dürfen. In den folgenden Jahren baten sie immer und immer wieder, so auch in Görlitz, daß sie ihre Geschirre feilbieten dürften, wie sie es auch schon in Löwenberg, Friedeberg, Lauban, Marklissa und anderen Städten der Oberlausitz und Schlesiens taten. In einer Eingabe vom 24. Dezember 1775 in Görlitz bitten sie, doch den Markt bis Mittag noch nicht räumen zu müssen, da sie durch solches Ansfinnen einen großen Verlust erleiden würden, denn am genannten Freitage kämen viel Landleute nach Görlitz, um ihr nötiges Wirtschaftsgeschirr einzukaufen. Wenn ihnen aber nicht die wenigen Vormittagsstunden, die sie auch bei den übrigen Märkten hätten, gelassen würden, so wären sie gezwungen, in Görlitz nach dem Willen des Töpferhandwerks ihre braunen Töpfe überhaupt mit Schaden zu verkaufen, sodaß sie schließlich das Märktebauen einstellen müßten. Die Landleute jedoch würden wegen des ihnen fast unentbehrlichen braunen Geschirres vergeblich Mühe und Kosten haben. Die Stadt Lauban will zum Nachteil der Raumburger Hajner nicht den Donnerstag zum Feilhalten der Topfwaren erlauben, darum reichen 1778 Raumburger Hajnermeister ein Gesuch ein, in dem sie schreiben: „Wir haben braune Gefäße, die wir vorsichtig schmelzen, nicht wie Laubanische Töpfer, welche meist weiße und bunte Gefäße verfertigen; außerdem schmelzglasirtes Coffegeschirr. Durch unser braunes Geschirr kann doch den Laubanischen Töpfern kein Nachteil entstehen, denn niemand kauft sich solches zum kochen, sondern größtenteils weiße Gefäße, die wir aber nicht nach Lauban, sondern nur nach oberlausitzischen Topfmärkten bringen. Die Laubanischen Töpfer wiederum halten auch kein anderes Geschirr feil, als weißes Geschirr, zumal noch unser Coffegeschirr, das wir nur in geringen Mengen dorthin ausführen, mit den Laubanischen keine Aehnlichkeit hat, denn unser ist gut geratenes, schwarzbraunes Geschirr, während ihres nicht so gut ist, und auch nicht mit Schmelz überzogen ist. Unsere braunen Töpfe sind auf allen schlesischen und oberlausitzischen Märkten, die wir bauen, beliebt und bekannt. Selbst böhmische Handelsleute kaufen unsere Waren.“

Da Raumburg von alters her von dem benachbarten Bunzlau abhängig war, so besteht auch kein nennenswerter Unterschied zwischen den Erzeugnissen der beiden Töpferstädte. Die ältesten erhaltenen Bunzlauer Krüge hatten, wie wir sahen, eine meist

fugelige oder walzenförmige Gestalt und braune Lehmglasur; der Körper war meist mit mehr oder weniger stark ausgedrückten Riefen in senkrechter oder spiraler Anordnung verziert. Im 18. Jahrhundert wurden die Formen der Krüfen schlanker und ovaler, die Muschelung enger und flacher; in dieser Zeit aber wurden die Krüge vorwiegend mit weißglasierten plastischen AufLAGen verziert, oft waren auch die erhabenen Ranken, Wappen, Tiere usw. farbig bemalt. Dann hatte Meister Altmann vor allem die im Empirestil gehaltenen Sachen verfertigt und als erster um 1840 die Feldspatglasur gegenüber der bisherigen giftigen Bleiglasur angewandt.



13. Naumburger Töpfereien im Niederschlesischen Museum zu Liegnitz.  
Phot. Schumm.

Angaben über das altnaumburger Geschirr fanden sich in den Innungsakten. Im Jahre 1778 haben die Naumburger, wie erwähnt, nur braunes Geschirr zum Märktebauern nach Lauban mitgeführt, wodurch die dortigen Töpfer keinen Schaden erleiden konnten, weil sie nur weiße Tonwaren feilboten. In einem Schriftstück aus derselben Zeit lesen wir über die Erlaubnis, Naumburger Gartentöpfe, Milchschüsseln, Schmelztiegel, Ofentöpfe und „Käsnäppel“ nach Görlitz einzuführen. Bei einem Diebstahl im Jahre 1773 wurden vom Wagen folgende Gegenstände heruntergeholt: Krüge, Töpfe, Bierflaschen mit einem Henkel, kleine und ganz kleine Töpfe, eine „Bletschel“, alles meist glatte und bunte Ware. In dieser Zeit sind auch viel Ofentacheln, viereckige, sogen. Topftacheln, hergestellt worden. Im 18. Jahrhundert treten besonders braune, hohe Melonenkrüge — oft ohne Buckel, also nicht wie die Bunzlauer —, vereinzelt auch Kaffeekannen von meist schlanker Form mit großer Schnauze und hohem Henkel auf. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erschienen weiß belegte

Krüge, weniger mit Wappen als mit Kreuzfiguren, Heiligenbildern, dem Lamm Gottes, Sternen, Tieren meist in Verbindung mit kleinen, für Naumburg sehr typischen Blättern. Die Glasur ist auch, wie bei den Bunzlauer Töpfen, braune Lehmglasur.

Im 19. Jahrhundert tritt Aker mit seinen meisterhaften, braunen, mit weißen Rosetten belegten Schüzentellern hervor. Ein sehr netter Vertreter dieser Gattung befindet sich im Museum zu Liegnitz und ist auf Bild 13 wiedergegeben. Diese Teller sind in der Regel mit einem Hund oder einem Jäger weiß belegt. Der Rand ist durchbrochen und mit kleinen Rosetten oder Buchstaben verziert; sie zeigen keine gemalte Schrift wie die Bunzlauer. Auf der Rückseite ist der Name des Meisters Aker eingegrift, oft die Jahreszahl um 1850. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wird auch hier die Feldspatglasur angewendet. In meiner Sammlung befindet sich eine Kaffeekanne, mit dem Agnus Dei verziert, umgeben von Blumenranken, darunter die Jahreszahl 1874. Der Deckel ist auch mit kleinen Rosetten und Blättern verziert. Ein technisches Meisterstück ist der große Topf, den Meister Franke im Jahre 1853 fertiggestellt hat. In neuester Zeit wird dort vor allem die geschwämmelte Ware neben der üblichen braunen hergestellt.



14. Altmann-Tasse  
mit antikisierendem Relief.

### Löwenberger Töpfereien.

Die Schweidnitzer Stadtbücher verzeichnen aus dem späteren Mittelalter die Löwenberger Töpfer Melchior Stöwenrat 1482 und Christoph Slosser 1486; Ritter Nidel v. Kittlitz bezeugt 1491 die eheliche Abkunft des Hans Reusse, der in Löwenberg Töpfer werden will. Das Alter der Innung zu bestimmen, ist bisher nicht gelungen, doch muß 1511 eine Innung bestanden haben, da der Hirschberger Rat sich damals über die Löwenberger Zunft beschwerte. Am 8. II. 1605 gab der Rat von Löwenberg der Töpferinnung



neue Handwerksartikel, die 1621, 1655 und 1693 erweitert wurden.<sup>1)</sup>

Ein Meisterstück zu fordern, war nicht üblich. Die Zahl der Meister wechselte beträchtlich, denn 1622 arbeiteten in Löwenberg 7 Töpfer, die größtenteils ein sehr gutes Auskommen hatten, während 1767 nur noch 3 Meister am Orte waren. Auch 1822 finden sich in Löwenberg 3 Töpfer, unter diesen jedoch nur ein Meister, da die anderen ihr Handwerk auf Grund des Gewerbescheines betrieben.

Im Jahre 1579 bittet die Priorin des Klosters Naumburg den Rat, den Martin Beyer zum Bürger und Töpfer anzunehmen. Am 2. I. 1775 läßt sich hier der Töpfergeselle Joh. Matthes Fiesel aus Thiersheim bei Baruth als Meister nieder, der augenscheinlich 1779 in Bunzlau als Joh. Matthes Füßel aus Thiersheim bei Bayreuth wieder auftritt. Bei der Quartalszusammenkunft am 11. VII. 1787 werden erwähnt die Meister Joh. Rasp. Berner als Ältester, Mart. Büttner aus Aslau mit Sohn, Benj. Seifert aus Liebenthal, Joh. Rasp. Hilbig aus Seitendorf, Gotth. Biber und Mergesahn aus Langenöls und Joh. Chr. Reuschel aus Giersdorf.

Den Töpferton grub man an verschiedenen Orten, in früherer Zeit anscheinend vorzugsweise auf der Pfarrwidemut in Sirgwitz, nördlich Löwenberg. Doch schon 1598 baten die Töpfer den Rat, sie nicht zu zwingen, den Ton aus Sirgwitz zu holen, da sie ihn anderwärts billiger herbeischaffen könnten. Nicht weit östlich von Sirgwitz liegt Hohlstein. 1655 beschloßen die Meister: Wenn einer in Hohlstein Ton graben geht, so soll er die Grube nicht größer machen als er sie ausgraben kann. In Groß-Walditz, halbwegs Bunzlau gruben die Töpfer 1747 ihren Ton, 1774 in Jähnsdorf (Gehnsdorf?) und Seitendorf, östlich Hohlstein. Der Chronist und Ratsherr Bergemann erzählt 1824, ein gelblich-weißer Ton, den man in Löwenberg verarbeite, werde zu Jähnsdorf gefunden; ein blauer Ton von der Siebeneichener Grenze südlich Löwenberg werde nur zu Blumennäpfen verarbeitet, weil die daraus gefertigten Küchengefäße leicht sprängen.

Über den Topfhandel erfahren wir manches bemerkenswerte. Im Jahre 1599 baten, wie erwähnt, die Töpfer den Rat, zu verhüten, daß die Bunzlauer mit ihren braunen und weißen Töpfen hierher zu Markte kämen, da auch sie mit ihren Waren nicht den Bunzlauer Markt besuchten. Der Rat verbot demnach unter dem Widerspruch der Bunzlauer, den Löwenberger Markt ferner zu besuchen. 1621 wurde bestimmt, daß die Hirschberger Töpfer, da die Löwenberger ihren Kirmesmarkt nicht beziehen durften, auch den hiesigen Kirmesmarkt nicht besuchen sollten. Die von den fremden Töpfern an den 2 Jahrmärkten nicht verkaufte Ware

<sup>1)</sup> Bergl. Bergemann, Historisch-topographische Beschreibung der Kreisstadt Löwenberg zc. Hirschberg 1824.

durfte seit 1693 nicht zurückgeführt, sondern mußte eingesezt werden, um auf dem nächsten Jahrmarkt verkauft zu werden. Der Rat verbot 1727 den Haynauer und Striegauer Töpfern, ungeglättete oder raue Ware, besonders Milchschel, einzuführen, weil auch die Löwenberger solche Gefäße nicht auf deren Markt bringen durften. Bezüglich des Wettbewerbes der Löwenberger Meister untereinander wurde 1621 bestimmt, daß die Waren nur an der oberen schmalen Ringsseite feil gehalten werden sollten und daß um diese Feilhaberstellen alle Jahre zu lösen sei. Kein Töpfer durfte an ganzen Feiertagen, mochten sie auch auf den Montag oder einen Markttag fallen, oder bei Regen- und Schneewetter feilhalten noch seine Töpfe bei den Bürgern in den Häusern zum Verkauf einsezen.

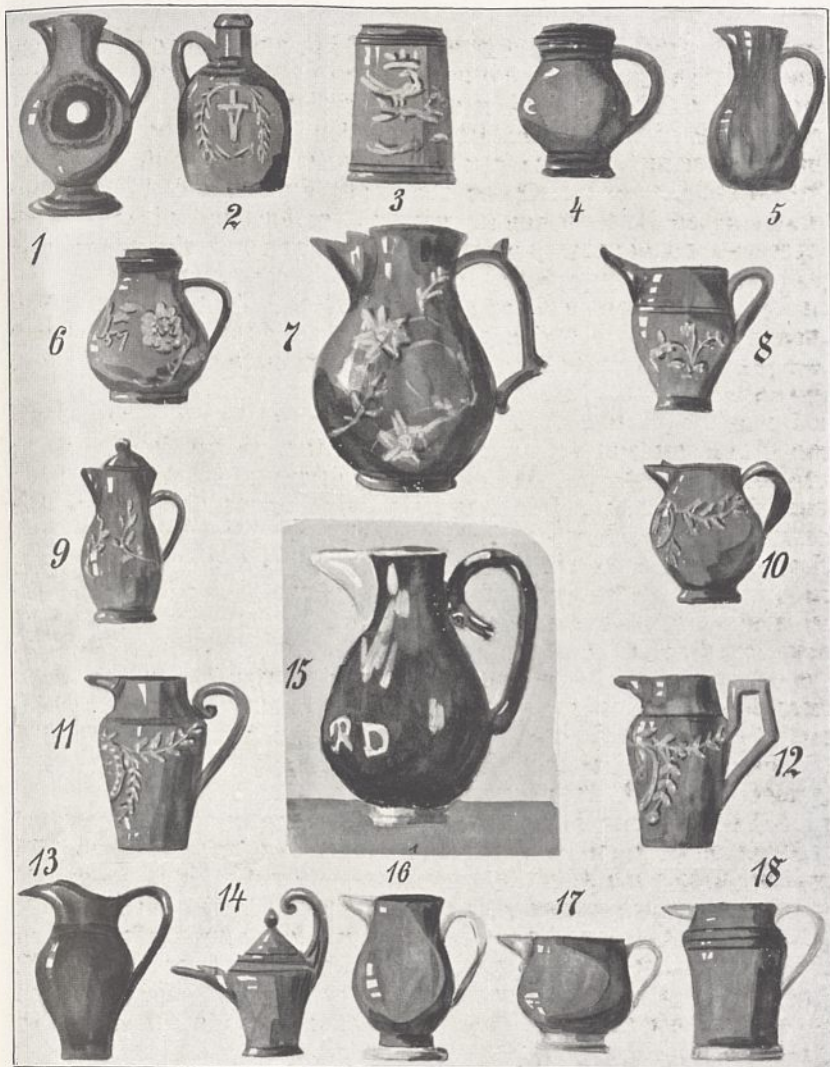
Die Erzeugnisse litten augenscheinlich unter dem Wettbewerb der Nachbarstadt. Drei Jahre nach dem erwähnten Versuche in Bunzlau, im Jahre 1777 ließ die Glogauer Kriegs- und Domänenkammer Egerer und Selzer Brunnenflaschen sowie Koblenzer Krüge von 3 Töpfern aus jenen Gegenden, anscheinend Pinter, Röstler und Haberlandt genannt, in Löwenberg herstellen, und zwar im Mathiaspital, wo Werkstatt und Brennofen eigens errichtet wurden und Bunzlauer Ton zur Verarbeitung gelangte. Man machte 2 Brände, die über 85 Rthlr. kosteten und 115 Krüge, 144 lange Selzerflaschen 182 Bouteillen, 18 Milchschel und Waschbecken ergaben, aber nicht ganz befriedigten. An die Kammer wurden 15 Selzerflaschen, 14 Blumennäpfe, 9 Butterbüchsen, 2 Waschbecken, 3 Krausen und 27 Bierkrüge zur Probe eingesandt; der Rest ergab bei der Versteigerung nur 31 Rthlr. 10 Groschen.

Die Glasur scheint stark bleihaltig gewesen zu sein. Im Jahre 1794 verfügte die Glogauer Kammer für die Töpferwaren, besonders für die Küchengefäße, die Errichtung eines Schauamts, damit die Küchengefäße gut ausgebrannt und für Glasur nicht zuviel Silberglätte genommen würde, weil diese der Gesundheit schädlich sei. Am 23. V. 1794 befaßl also der Magistrat den Einwohnern durch Kurrende, daß alle tönernen Küchengeräte vor dem Gebrauch gut ausgekocht werden sollten, um die üblen Folgen der Bleiglasur zu beseitigen.

Im allgemeinen dürften die Löwenberger Töpfereien sich im Rahmen der Gebrauchsware gehalten haben, so daß nur wenig davon erhalten zu sein scheint.



Tafel I. Bunzlauer Typen nach Zeichnungen des Verfassers.



Tafel I. 1. Flache Schenkkanne; um die runde Öffnung plastische Ornamente. Rheinisch-Westwälder Einfluß. — 2. Pilgerflasche, die flachen Seiten gerieft. — 3. Bierkrug, Zinndedel 1680. — 4. Krüglein, mit dunkelbrauner Glasur; Hals und Fuß stark gerieft, Zinndedel 1712. — 5. Kännchen mit eingedrückter Schnauze, für Bunzlauer Milchkännchen typische Form der Zeit um 1760. — 6. Birnenförmiger Krug, Rand gerieft. G. F. B. 1757. — 7. Große Kaffeekanne mit edig ausgeschliffener Schnauze und Kofolohentel; Nachbildung eines Porzellankruges um 1780. — 8. Kanne mit hochgerichteter schmaler Schnauze (Louis XVI.). — 9. Ouales Kännchen, halbtugeliger Deckel mit Kurbel als Knopf. Nach Porzellan-Kännchen um 1780. — 10. Kugeliges Kännchen mit gestochtem Hentel. Um 1800. — 11. Kännchen mit tonischem Bauch, im Oual I.; innen gelbe Bleiglasur; um 1800. — 12. Ähnliches Kännchen mit edigem Hentel. Im Oual H. — 13. Kännchen im antiken Stil, Probestück nach Entwurf des Breslauer Kunstmalers Bach. — 14. Antifizierendes Teekännchen mit langer spitzer Schnauze und hochgebogenem Hentel; 1800—1820. — 15. Kännchen mit weißglasierter Schnauze und Fuß, Hentel in einen Schlangentopf endigend. Altmana um 1820. Sammlung Eichner-Bunzlau. — 16. Ouales Kännchen; Schnauze, Hentel, Fuß weiß glasiert. Altmann um 1820. — 17. Kännchen mit rundlichem Körper. — 18. Typisches Altmann-Kännchen; an der Hüfte Riefen. Schnauze, Hentel, Fuß, Inneres weiß glasiert. Um 1820.



Tafel II. 1.—5. Rosetten und Sterne: 1. Rosetten, Barock. 2. Blumenstern, Barock. 3. Gelblich-weiß glasierte Rosette auf Krüglein. Um 1820. 4. Rosette in klassizistischer Form. 5. Ordensstern. — 6.—11. Pflanzenornamente: 6. Blattornament, Biedermeier. 7.—9. Blumen, 18. Jahrh. 10.—11. Kojentnospen, Biedermeier. — 12.—22. Tierornamente: 12. Sitzender Löwe in vollplastischer Modellierung, Empire. 13. Löwentopf, meist für Hentelanjäse benutzt. Etwa 1820. Altman. 14. Pferdtopf (Springer?), Biedermeier. 15. Hirschkopf, Biedermeier. 16. Rennender Hund, Spät-Biedermeier. 17. Affe auf Hirsch, Spät-Biedermeier. 18. Pfauhahn in bäuerlicher Art, Barock. 19. Schwan in gleicher Manier. 20. Vogelpaar mit Blumenornament, Barock. 21. Schreitender Hahn, Biedermeier. 22. Hodender Vogel, Spät-Biedermeier. — 23.—25. Kirchliche Symbole: 23. Friedenstaube auf Blumenornament. Sammlung Strauß. Ende 18. Jahrh. 24. Agnus Dei mit Siegesfahne. Zell durch Eindrücke bäuerlich-naiv modelliert, Barock. 25. Crucifixus im Stil der Renaissance. — 26.—31. Darstellungen aus dem Leben: 26. Der Raucher; Mann auf Stumpf sitzend mit langer Pfeife. Gelblicher unglasierter Belag auf bauchigem Krug. Ende 18. Jahrh. 27.—30. Der Jäger: 27. Auf der Firsche. 28. Gewehr bei Fuß. 29. Auf dem Anstand. Modelle für Schüchertaffen, Biedermeier. Altman. Um 1840. 30. Heimkehr von der Jagd; Hase am Spieß, Rebhuhn in der Hand, Biedermeier. 31. Bergtnappe mit Lampe.



Tafel III. 1. Wappen der Stadt Bunzlau. — 2. Österreichischer Doppeladler auf Krüglein. — 3. Österreichischer Doppeladler mit Krone, Zepter und Reichsapfel. — 4. Preussischer Adler mit Zepter und Schwert, Monogramm F. R. (Fridericus Rex). — 5. Preussischer Adler mit Zepter und Schwert, Brustschild mit R. Anfang 18. Jahrh. — 6. Preussischer Adler mit Zepter und Schwert, Kopf nach rechts, Monogramm F. R. Belegung gelblich-weiß glasiert und rot, blau und braun kalt bemalt. Ende 18. Jahrh. — 7. Preussischer Adler, haltend auf Lorbeer- und Eidenzweigen. Um 1800. — 8. Sächsisches Wappen (in Fadentechnik). — 9. Wappen in Oval, Hirsch und Fahnenstange. Auf Krüglein. Mitte 18. Jahrh. — 10. Dekoration auf Kaffeelanne, Medaillonbildnis mit Band- und Girlandenornament, das von Vögeln auf Zweigen gehalten wird. 2. Hälfte 18. Jahrh. (Louis XVI.). — 11.—18. Klassizistische Motive: 11. Genie mit Urne. Empire. Altmann. 12. Diana mit Mondstichel über Geweißen. Empire. Altmann. 13. Frauentopf nach Art einer Gemme, um 1800. 14. Faunmaske, um 1820. 15. Griechischer Frauentopf, Empire. 16. Römischer Feldherrntopf, Empire. Modell von Altmann um 1820. 17. Griechische Frauengestalt, auf eine Säule gestützt (Sphigie?). Empire. Altmann. 18. Amor, sich den Pfeil aus der Ferse ziehend. Empire. Altmann. — 19. Historische Darstellung: Friedrich der Große, nach dem Stich von Berger um 1780.



## Literatur zur Bunzlauer und Naumburger Töpferei.

- Alta betr. Töpferinnung, Stadtarchiv Bunzlau.
- Börner, Die Bunzlauer Brauntöpferei. N. öf. Nachr. II. 1781.
- Buquoi, Denkwürdigkeiten der Stadt Bunzlau. Bunzlau 1817.
- Bergemann, Chronik der Stadt Bunzlau. Bunzlau 1829.
- Schmidt, Die Kunit, ordinäre Töpferware anzufertigen. Weimar 1843.
- Mücke, Urkundliche Geschichte der Stadt und des früheren Klosters Naumburg a. Qu. Bunzlau 1848.
- Demmin, Keramische Studien. 1881.
- Jaennicke, Deutsches Steinzeug bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 1883.
- Geschichte der Keramik. 1900.
- Kalesse, Altes Bunzlauer Steingut. Ztschr. Kunst und Gewerbe I, 25. Nürnberg 1883.
- Wernicke, Chronik der Stadt Bunzlau. Bunzlau 1884.
- Schrollner, Schlesien II, 28. Glogau 1885.
- Dewitz, Geschichte des Kreises Bunzlau. Bunzlau 1885.
- Höhne, Die Bunzlauer Töpferei. Kunstgewerbeblatt 1885.
- Wernicke, Versuch einer Geschichte der Bunzlauer Töpferei bis 1800. Schl. Vorz. IV, 219. 1888.
- Steinitz, Die Töpferei des Kreises Bunzlau. (Unters. über die Lage des Handwerks in Deutschland S. 167 ff.) Leipzig 1895.
- Masner, Zur schlesischen Keramik der Renaissancezeit. Schl. Vorzeit N. F. I. 1900.
- Putall, Mitteilungen über die Tätigkeit der keramischen Fachschule in Bunzlau 1897—1900. Bunzlau 1900. (Fortgesetzt als Bericht über die T. z.), Programm u. Lehrplan. 1904. ff.
- Wolff, Bunzlauer Töpferei. Schles. Vorzeit N. F. II. 1902.
- Putall, Die Bunzlauer Tonindustrie. Bunte Bilder II. 1903.
- Werber, Führer durch die keramische Industrie Deutschlands. Leipzig 1904.
- Graaf, Das Bunzlauer Töpfergewerbe. Arbeiterfreund 1907.
- Voltrock, Bunzlauer Töpferei. Schles. Heimatsbl. I, 1908.
- Büttner, Beiträge zur schlesischen Keramik. Schl. Heim. I und II.
- Ziele und Einrichtung der kgl. keramischen Fachschule in Bunzlau. Schles. Heim III. 1910.
- Bunzlau und die Bunzlauer Keramik. Schles. Heim III.
- Von alter und neuer Bunzlauer Töpferei. Zeitung Tonwarenindustrie 1910, Nr. 10.
- Neue Bunzlauer Töpfereien für Gebrauchsgeschirr aus Feinsteinzeug. Schlesien III, 1910.
- Kentwig, Etwas vom Bunzlauer Töpfergewerbe. Schl. Heim. II.
- Brunner, Brauntöpferei und volkstümliche Fayencen. Ztschr. des Vereins für Volkstunde 1910.
- Schwarzer, Die Tonindustrie Schlesiens. Industrie und Ingenieurwerke 1911.
- Putall, Die kgl. keramische Fachschule in Bunzlau. Schlesien 1911.
- Bunzlauer Feinsteinzeug und Schmelzware. Schles. Ztg. 1912, Nr. 846.
- Singer, Führer durch die Ausstellung Bunzlauer Industrieerzeugnisse. Bunzlau 1911.
- Fejerabend, Die Oberlausitzer Gedendhalle, Görlitz 1912.
- Strauß, Alt-Bunzlauer Töpferei. Tonindustriezeitung 1917, Nr. 96.
- Alt-Naumburger Töpferei. Tonindustriezeitung 1917, Nr. 33.
- Bunzlau, ehemals eine keramische Kunststätte. Deutsche Töpfer- und Zieglerzeitung 1917, Nr. 83 und 84.
- Schiller, Stumme Zeugen. Bunzlauer Stadtblatt 1919, Nr. 269 ff.
- Außerdem enthalten Stoff zur Entwicklungsgeschichte der Bunzlauer Töpferei die Führer durch die größeren kunstgewerblichen Sammlungen, z. B. die Sammlung für deutsche Volkstunde in Berlin, das Kunstgewerbe-Museum in Berlin, das Breslauer Museum für Kunstgewerbe, die Oberlausitzer Gedendhalle u. a.

# Zur Geschichte der St. Johannis-Kirche zu Liegnitz.

Von F. Pfeiffer, Geh. Baurat.

Während die Geschichte der beiden Liegnitzer Hauptkirchen, der Peter-Paul- und der Marien-Kirche, bereits in diesen Blättern sowie auch anderwärts ihre Bearbeitung gefunden hat, fehlt bisher immer noch eine zusammenfassende Abhandlung über die, hinsichtlich ihres Alters und ihrer Bedeutung für die Stadtgeschichte den vor- genannten Kirchen nur wenig nachstehende St. Johannis- Kirche. Diesem Mangel soll, soweit es z. Zt. möglich ist, durch die nachfolgenden Ausführungen abgeholfen werden.<sup>1)</sup>

Was zunächst die Zeit der Gründung der Kirche betrifft, so ist sie infolge Verlustes des ältesten Urkunden-Materials in das- selbe Dunkel gehüllt, das auch die Gründungsgeschichte der übrigen Liegnitzer Kirchen bedeckt,<sup>2)</sup> nur soviel steht fest, daß sie — im Gegensatz zu den beiden Stadtpfarrkirchen — von vornherein Klosterkirche gewesen und bis ins 16. Jahrhundert hinein geblieben ist. Nach Überlieferungen, die jedoch erst auffallend spät auftreten,

## <sup>1)</sup> Literatur-Verzeichnis:

1. Wahrenдорfs Liegnitzische Merkwürdigkeiten. Baugen 1724. (W.)
2. Liegnitzische Jahrbücher des Georg Thebesius — vom Verfasser ab- geschlossen 1684, herausgegeben Zauer 1733. (Theb.)
3. Manuskript aus der Bibliothek der Peter-Paul-Kirche, bekannt unter dem Namen „Liegnitzer Kirchenchronik“. Verfasser Schwedel de 1689. (P. P.)
4. Bitichens Geschoßbuch de 1451. (B.)
5. Altentstück der Kgl. Ritterakademie, enthaltend Nachrichten von der fürstl. Stiftskirche ad St. Johannem. Vol. I v. 1604. Sekt. 10, Fach 2. (R. A.)
6. Memorialis über die hiesige Jesuiten-Societät de 1701. N. 275. (Städt. Archiv.) (I. S.)
7. Liegnitzer Urkundenbuch von Schirmacher de 1866. (L. U.)
8. Schlesiache Regesten. (S. R.)
9. Bunzlauer Monatschrift de 1783.
10. D. Joh. Gustav Büsching, „Geschäftsreise durch Schlesien“. Breslau 1813.

<sup>2)</sup> Die beiden Stadt-Pfarrkirchen werden zum ersten Mal 1203 und 1208 erwähnt; vorher schon die Lorenzkirche — wahrscheinlich identisch mit der Benedict-Kapelle —, auf dem Liegnitzer Schloß a. 1149 (L. U. N. 1). Ferner in einer Urkunde des Herzogs Boleslaus II. im Jahre 1264 die Pfarrkirche zum heil. Grabe in der Nähe des Schlosses (L. U. N. 9). Von einer Kirche ad St. Johannem ist jedoch in dieser frühen Zeit nirgends die Rede.



soll schon im 11. Jahrhundert in Liegnitz ein Benediktinerinnen-Kloster nebst einer dem St. Johannes geweihten Kirche bestanden haben, und zwar wird dem König Casimir von Polen die Gründung dieses Klosters zugeschrieben. Derselbe soll nach seiner Rückberufung aus Frankreich (1041), wo er zuletzt in einem Benediktiner-Kloster gelebt hatte, im Jahre 1048 hier in Liegnitz ein Benediktinerinnen-Jungfrauen-Kloster nebst einer dem St. Johannes geweihten Kirche erbaut haben, Holzbauten, die beim großen Stadtbrande a. 1241 nach der Tartarenschlacht zu Grunde gegangen seien. Wahrendorff, bei dem das Nähere über die geschichtlichen Verhältnisse nachgelesen werden kann (W. Seite 19 und 37 ff.) bringt diese Überlieferung ohne irgend welche Quellenangabe.<sup>1)</sup> Thebesius, der gelehrte und gewissenhafte Verfasser der „Liegnitzer Jahrbücher“, erwähnt dagegen diese Überlieferung überhaupt nicht, sagt vielmehr ausdrücklich, er habe sich bisher vergebens um ihre (d. h. der Johannis-Kirche) Fundation bemüht, und beginnt ihre Geschichte erst mit der Stiftung Heinrichs V. (Theb. I, S. 20—22.)

Seit 1664 bis zu seinem Tode 1688 „Stadtschreiber“ von Liegnitz, hatte Thebesius 24 Jahre lang Gelegenheit, die städtischen Archive zu studieren — und seine „Jahrbücher“ beweisen, mit welcher Gründlichkeit, welchem Scharfsinn er die Geschichte seiner Vaterstadt durchforscht und die Irrtümer früherer Chronisten ans Licht gezogen hat — über unsere Kirche und das Bestehen eines Benediktinerinnen-Klosters im 11. Jahrhundert hat er nichts berichtet. Bei Wahrendorff handelte es sich auch in erster Linie um eine populär-geschichtliche Erzählung im Anschluß an eine Beschreibung der Liegnitzer Kirchen und Klöster nebst ihren Grabdenkmälern und Inschriften. Seine — man möchte fast sagen belletristische Chronik erschien erst 1724, sodaß Thebesius († 1688) nicht mehr Stellung zu ihr nehmen konnte. Letzterer bringt auch im II. Teil seiner Jahrbücher S. 7, wo er die Geschichte des aus seiner Klosterzelle zu Cluny zurückgerufenen späteren Königs Casimir behandelt, nichts von der Gründung eines Benediktinerinnen-Klosters, bezw. der Johannis-Kirche in Liegnitz, wohl aber erzählt er von dem durch Casimir bewirkten Bau einer hölzernen Kirche ad. St. Johannem auf dem Dome in Breslau, wohin der Bischofsitz a. 1052 verlegt worden war. Sollten etwa die Liegnitzer Überlieferungen infolge einer Verwechslung auf die ebengenannte Tatsache zurückzuführen sein? Doch genug; bevor das schon so frühzeitige Vorhandensein eines Benediktinerinnen-Klosters nebst St. Johannis-Kirche in Liegnitz nicht durch Bekanntgeben sicherer

<sup>1)</sup> Die „Memorialis über die hiesige Jesuiten-Societät“ de 1701 die Nachricht von der Stiftung des Benediktinerinnen-Klosters und der Sankt Johannis-Kirche durch König Casimir gleichfalls; sollte Wahrendorff hieraus geschöpft haben?

Quellen überzeugend nachgewiesen wird, ist man berechtigt, alle diesbezüglichen Überlieferungen ins Reich der Legende zu verweisen.

Wie auch bei andern Liegnitzer Bauten bringt die ersten greifbaren Nachrichten über die uns hier interessierenden Kloster-Bauten das *Bitschensche Geschobuch* von 1451. Hier heißt es, daß im Jahre 1294 die *Fratres minores*, die grauen oder Franziskanermönche, in die damals vermutlich neubauten Wohnstätten eingezogen seien. Den Grund und Boden zu der Ansiedlung hätten die Herzöge, besonders Heinrich V., Crassus, den Mönchen geschenkt, die Gebäude selbst, wie sie jetzt (d. h. zu Bitschens Zeit) aussähen, wären von der Bürgerschaft ausgeführt worden. Der Platz des Klosters habe nach alten Überlieferungen (ex informacione veterum) zuerst außerhalb der Mauer gelegen, sei aber später bei der großen Stadterweiterung mit in die neue bis zur Burg reichende Umwehrung einbezogen worden.<sup>1)</sup>

Nach dem Vorhergesagten sind wir berechtigt, den Beginn der Geschichte unserer Kirche in die Regierungszeit Heinrichs V. (1278 bis 1296) zu verlegen.

## I. Die mittelalterliche St. Johannis-Kirche bis zum Einbau der Fürstengruft.

Wenige Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Wahlstatt der auch Liegnitz zum Opfer fiel, war unter der Regierung des Herzogs Boleslaus II. (1241—1278) die deutsche Stadt mit ihren rechtwinklig sich kreuzenden Straßen und ihrem, den höchsten Punkt des Geländes einnehmenden Ring auf der Brandstätte der slavischen Siedlung abgesteckt worden. Liegnitz, wohin sich schon seit Boleslaus dem Langen in steigendem Maße deutsche Ansiedler gezogen hatten, wuchs seitdem immer mehr zu einer rein deutschen Stadt heran, die, umgürtet von einer hohen, mit Türmen besetzten Ring-

---

<sup>1)</sup> Daß die Franziskaner-Mönche schon eine Zeitlang in Liegnitz ansässig waren, beweist ein an diese und die Minoriten in Glogau gerichteter Erlaß des Bischofs Thomas vom Jahre 1284 — S. R. N. 1839. Sie mögen zuerst wohl in einem andern Stadteile gewohnt haben. — (Vergl. auch Stenzel, Urkundenbuch Seite 126).

Der Originaltext der Bitschenschen Notiz lautet:

Ecce a. d. M<sup>o</sup>CC<sup>o</sup>XCIII<sup>to</sup> intraverunt et acceperunt locum istum hic fratres minores in die sancti Anthonii. (St. Antonius ein Schutzheiliger der Franziskaner).

Aree pro fundo eorundem per dominos duces, signanter ducem Hinricum ipsis sunt donate. Edificia vero, sicut nunc apparent, per cives veteres edificata dinoscuntur. Famater eciam ex Informacione veterum locum ipsum extra muros civitatis fuisse locatum et situatum, nunc autem per longam transmutacionem ex ampliacione civitatis eundem fundum una cum toto latere usque ad castrum fore, sicut apparet, introductum. (B. Seite 47.)

mauer und beschirmt durch das stark befestigte Schloß, bald jedem feindlichen Ansturm mit Sicherheit begegnen konnte. Innerhalb der Mauern war die Bauart freilich eine leichtere, denn hier reichten sich meist nur aus Holz und Lehm gebaute Wohnstätten an Straßen und Plätze.

Ob der erste Befestigungsring bereits unter Boleslaus II. oder erst in der Regierungszeit seines Sohnes und Nachfolgers Heinrichs V. geschlossen wurde, bleibe dahingestellt; jedenfalls darf man aus der oben mitgetheilten Bitschen'schen Notiz folgern, daß dieser erste Ring, als die Franziskaner das Johannis-Kloster im Jahre 1294 bezogen, bereits geschlossen war, denn das Grundstück lag ja extra murum civitatis und wurde erst später (um 1345) in die größere, bis zum Schloß reichende Umwehrung einbezogen. In welcher Bauart hat man sich nun Kirche und Kloster zu denken? Wenn auch anzunehmen ist, daß die eigentlichen Klostergebäude noch in der oben bezeichneten leichten Bauweise errichtet gewesen sind, so ist doch die Kirche, wie die späteren Ausführungen zeigen werden, aller Wahrscheinlichkeit nach von vornherein massiv ausgeführt worden. Es mag zunächst ein verhältnismäßig unscheinbares Backstein-Gebäude in dem damals bereits herrschenden gotischen Stil gewesen sein, das ein halbes Jahrhundert lang den frommen Mönchen zu ihren Andachtsübungen diente. Erst im folgenden Jahrhundert, dicht vor Beginn der Regierung des Herzogs Wenzel I. (1342—1364), erstand ein bedeutender Erweiterungsbau mit dem hohen Chor beginnend, über den wieder lediglich eine kurze Notiz im Bitschen'schen Geschoßbuch Aufschluß gibt. In dieser Notiz bringt der fleißige Stadtschreiber sogar den Namen des Baumeisters, erwähnt aber ganz gegen seine Gewohnheit nirgends den Bauherrn; nach der unmittelbar dahinter stehenden Notiz, von der oben die Rede war, sind ja auch die Gebäude von der Bürgerschaft (per cives veteres) aufgeführt worden. Bitschen mag emsig in alten Baurechnungen geforscht und aus diesen seine sehr ins einzelne gehenden Angaben geschöpft haben. Hiernach ist also im Jahre 1341 das Dach des Chores fertiggestellt und gleichzeitig das „Vorderteil“ der Kirche aufgemauert worden durch Meister Heinrich Lammeshaupt den Maurer<sup>1)</sup>.

Es wird hier gleich bemerkt, daß in späteren Nachrichten über die St. Johanniskirche Chor und „Vorderteil“ wiederholt als gleichbedeutend bezeichnet wird. Der Sprachgebrauch ist eben ein wechselnder gewesen. Bitschen hat jedoch zweifellos mit Chor und

<sup>1)</sup> Anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>XLI<sup>o</sup> est completum tectum chori ad sanctum Johannem et est murata ecclesia anterior ibidem per magistrum Hinricum lammeshewbt muratorem. (B. pag. 47) „murata“ dürfte hier in demselben Sinne gebraucht sein als in der Notiz über den Bau der Schloßtürme (Vergl. „Mitteilungen“ I Seite 127/128), da das Schiff der alten Klosterkirche wahrscheinlich nur höher aufgemauert worden ist.

Vorderteil verschiedene Teile der Kirche gemeint; die östliche Hälfte, der neue Chor, ist früher fertig geworden, die westliche, das Schiff der Kirche, war gleichzeitig in der Aufmauerung begriffen. Daß die Kirche nicht nach einheitlichem Plan, oder wie man sagt aus einem Guß erbaut ist, bezeugen einige Mitteilungen von Augenzeugen über das Äußere des Bauwerks, die hier in aller Kürze wiedergegeben werden sollen, da sie auch über andere wichtige Punkte aufzuklären geeignet sind.

Es handelt sich um Ausführungen in den im Literatur-Verzeichnis angegebenen „Memorialis über die hiesige Jesuiten-Societät de 1701“ (Nr. 275 des städt. Archivs). Dieses Aktenstück enthält in Abschriften Gutachten, juristische Schriftsätze und Beweisführungen betr. einen um die Wende des 17. Jahrhunderts entbrannten heftigen Federstreit über den Besitz der Johannis-Kirche, auf den später zurückgegriffen wird. Die Person des Bauherrn der erweiterten Kirche spielt dabei eine große Rolle. Die Jesuiten verfolgten in ihrer, allerdings tendenziös gefärbten Schrift mit allem Nachdruck die — übrigens auch durch die Überlieferung gedeckte — Ansicht, daß Herzog Wenzel der Bauherr des hohen Chores der Kirche gewesen sei und er in demselben auch seine letzte Ruhestätte gefunden habe. Da zur Zeit der Entstehung des fragl. Aktenstücks die Fürstengruft bereits in die Kirche eingebaut war, so kommt natürlich auch das Mausoleum wiederholt in den Schriftsätzen vor. So heißt es an einer Stelle:

„nachdem ist dieses Gebäude (nämlich die St. Johannis-Kirche)  
„vom Herzog Wenzel a. 1341 in besseren Stand gesetzt worden,  
„als er selbiges noch einmal so lang mit starken Pfeilern und  
„ansehnlichen Fenstern ausgeführet und daselbst ein ansehnliches  
„Chor gebauet, welches nunmehr durch das Piastische Monument  
„um ein großes ist verkürzet worden . . . .

ferner in einem Gutachten vom 21. Juli 1691:

„das Chor bei solcher Kirchen, wie es izo befindlich und  
„breiter als das Hinterteil der Kirchen ist (: woraus  
„zu schließen, daß schon vorhin die Kirche St. Johannis gewesen :)  
„hat Herzog Wenzel (: so anno 1364 mit Tod abgegangen :)  
„. . . . . erbauet, wie denn selbter in dieser Kirche be-  
„graben ist usw.

und:

„denn dieser Fürst (nämlich Herzog Wenzel) hatte an die kleine  
„St. Johannis-Kirche Anno 1341 den größten und schönsten  
„Theil erbauet und mitten in demselben ist seine Gruft, welche  
„bei dem letzten Bau Anno 1677 (nämlich des Piasteums) noch  
„ganz unversehrt gefunden; nunmehr aber bei Aufrichtung des  
„Piastischen monumenti der Altar darauf gebauet und also  
„gänzlich mit einem Gewölb verdeckt und vermauet worden.

endlich berichtet über den Bauzustand die Stelle:

„so findet sich selbe (nämlich die St. Johannis-Kirche) gutten  
„theil ruinos und geandert (?) ohne vollkommenen Glockenturm,  
„und brauchte das ganze Hintertheil eine neue Erbauung  
„und Ausgleichung mit dem Chor . . . . .

Zum Glück sind uns auch noch einige skizzenhafte Ansichten der alten Kirche erhalten, die das, was in den vorstehenden Auszügen über das Äußere des Bauwerks gesagt ist, zu bestätigen scheinen. So zeigt ein Stadtbild aus dem Ende des 16. Jahrhunderts<sup>1)</sup> eine Seiten- und Giebelansicht der mittelalterlichen Kirche, in der alle charakteristischen Teile ihres Äußeren deutlich genug veranschaulicht sind. So wenig zuverlässig im allgemeinen solche von unbekanntem Zeichnern gefertigte Ansichten sind, so naiv, ja offenkundlich falsch in Lage, Umrissen und Perspektive die einzelnen Gebäude meist zur Darstellung zu kommen pflegen, gewisse Einzelheiten der Bilder können nicht völlig aus der Luft gegriffen sein. So ist z. B. bei der Johannis-Kirche deutlich die Zweiteilung zu erkennen; das Chordach mit dem Dachreiter ist augenscheinlich höher gezeichnet als das mit einem abgetreppten Giebel verzierte Langschiff, oder wie es in den Abschriften heißt das „Hintertheil“ der Kirche. Auf einem andern etwas späteren Stadtbild sind die Strebepfeiler und die hohen gotischen Fenster so genau gezeichnet, daß man sie abzählen kann, auch tritt der achteckige Chorabschluß deutlich hervor. Letzterer ist ja zum Glück noch jetzt in natura vorhanden und die angestellten Untersuchungen an diesem Rest des alten Bauwerks im Zusammenhang mit den vorstehenden Berichten und Skizzen von Augenzeugen müssen uns zur Rekonstruktion der Kirche, entsprechend ihrem Aussehen vor etwa 300 Jahren, genügen.

Vorher seien zum besseren Verständnis der Zeit- und wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen der uns jetzt beschäftigende Erweiterungsbau des 14. Jahrhunderts zur Ausführung kam, hier noch einige allgemeine historische Bemerkungen eingefügt.

Im Mai 1338 hatte ein verheerender Brand fast die ganze Stadt vernichtet,<sup>2)</sup> ihm waren auch eine Anzahl öffentlicher Gebäude, so das Rathaus und die Niederkirche,<sup>3)</sup> zum Opfer gefallen. Das war für die verhältnismäßig noch junge Stadt ein harter Schlag, denn nicht bloß Gebäude verbrannten, sondern auf dem Rathaus unersehbliche Urkunden, Privilegien-Briefe, Schuldnachweise usw., wie Bitschen aus den Stadtbüchern festgestellt hat.

<sup>1)</sup> Das älteste, etwa aus 1590 stammende, ist in stark verkleinertem Maßstabe in Heft II der „Mitteilungen“ vor dem Inhaltsverzeichnis abgedruckt, ein zweites aus etwas späterer Zeit an gleicher Stelle im Heft I.

<sup>2)</sup> Nach einer Notiz Bitschens, abgedruckt bei Theb. I Seite 187, wo die durch den Brand angerichteten Schäden ausführlich geschildert sind.

<sup>3)</sup> Vergl. den Aufsatz von Zum Winkel in Nr. I der „Mitteilungen“ Seite 73.

In der Oberstadt war gerade der Neubauder Peterskirche nach dem genialen Plane des Meisters Wiland im Gange und erfuhr zunächst durch den Brand eine jähe Unterbrechung, um dann, leider unter Verzichtleistung auf die beabsichtigte Hochführung des Mittelschiffes mit um so größerer Eile zu Ende geführt zu werden.<sup>1)</sup> Die rege Bautätigkeit, die sich im Verlaufe der dem Stadtbrande unmittelbar folgenden Jahrzehnte entfaltete, gibt ein glänzendes Zeugnis für die ungemein große Lebenskraft und materielle Leistungsfähigkeit des städtischen Gemeinwesens, und zwar trotz der vielen Mißhelligkeiten und der beispiellosen Mißwirtschaft am herzoglichen Hofe unter Boleslaus III. und bis zum Tode Wenzels. Denn bald erhob sich die Stadt wie ein Phönix aus der Asche; auch die öffentlichen Gebäude erstanden nach und nach wieder. Die Peterskirche, deren Dachstuhl noch nicht errichtet gewesen war, und der daher der Brand nur wenig zu schaden vermocht hatte, wird zuerst — wengleich nur provisorisch — fertiggestellt; 1362 folgt der Neubau der Frauenkirche, 1379 der Rathausbau. Schon ist der erste Befestigungsgürtel für die aufblühende Stadt zu eng geworden; ein zweiter nach Osten, Westen und Norden weit ausladender Mauerring, der sich beiderseits an die Schloßbefestigungen anschließt, wird an der Südseite in Angriff genommen und bis Ende des Jahrhunderts stückweise zur Ausführung gebracht. Er umschließt im Norden bereits im Jahre 1345 das Grundstück des Johannis-Klosters, später im Südosten auch das von Boleslaus errichtete Dominikaner-Kloster zum heil. Kreuz.

Unser, seit 1294 bestehendes Johannis-Kloster, obgleich zur Zeit des Brandes noch außerhalb der Stadtmauer belegen, mag vom Feuer nicht ganz verschont geblieben sein; der Dachstuhl der Klosterkirche mochte verbrannt, das Dach zusammengestürzt sein. Das gab vielleicht den Anstoß zu einem Neubau in größeren Abmessungen, der — wenn man Bitschens Notiz folgt — auch bald darauf in Angriff genommen worden ist, denn 1341 war ja bereits das Dach des neuen Chorbaues eingedeckt.

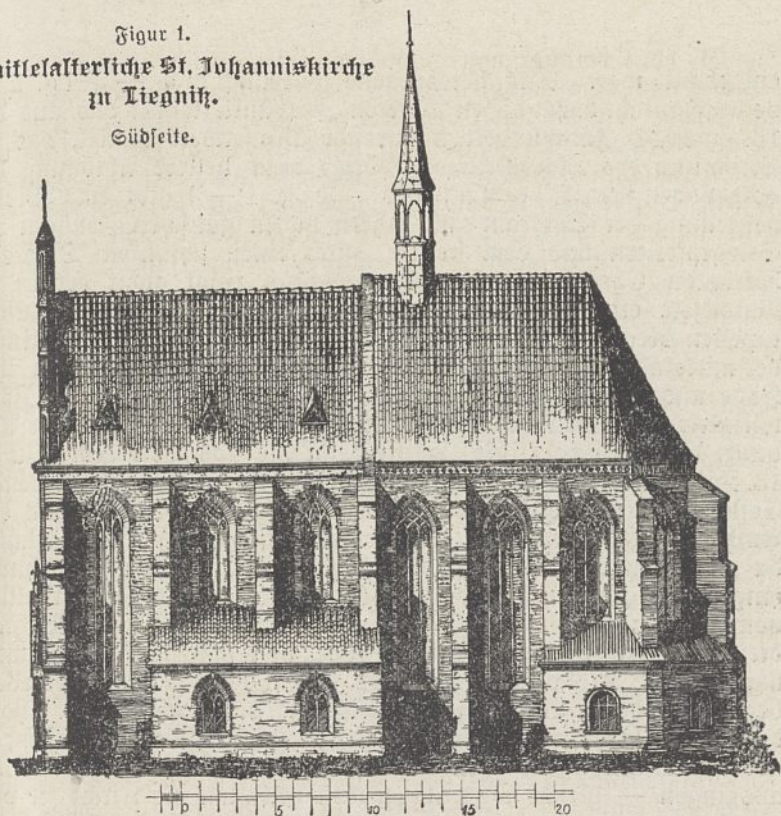
Wenn jetzt im Anschluß an die vorstehenden Erörterungen versucht wird, ein annähernd richtiges Bild der mittelalterlichen St. Johannis-Kirche zu entwerfen, so kann es sich selbstverständlich nur um den zur Zeit Herzog Wenzels errichteten Erweiterungsbau handeln, der den vorhergegangenen Massivbau unter Heinrich V., wenn auch in abgeänderter Form in der Hauptsache bestehen ließ. Aus praktischen Gründen und, weil die „Fürstengruft“ ihrer geschichtlichen und architektonischen Bedeutung wegen später einen besonderen Abschnitt beansprucht, ist für die zeichnerische Darstellung der Zeitpunkt gewählt, als das Mausoleum bereits in den Chorraum

<sup>1)</sup> Vergl. Zum Winkel: Die Stadt Liegnitz im Mittelalter. Mittg. II Seite 37/38.

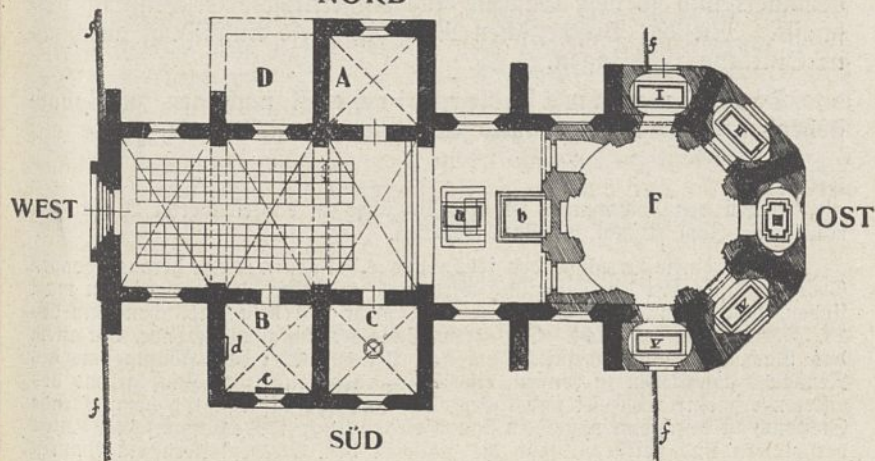
Figur 1.

Die mittelalterliche St. Johanniskirche  
zu Liegnitz.

Südseite.



NORD



Figur 2. Grundriß der Kirche mit dem Einbau der Fürstengruft.

A. Sakristei. B. Trojendorf-Kapelle. C. Tauf-Kapelle. D. Franziskaner-Kapelle.  
F. Fürstengruft. I. Herzogin Luise. II. Herzog Christian. III. Auferstehungs-Gruppe.  
IV. Herzog Georg Wilhelm. V. Herzogin Charlotte. a) Grabmal d. Herzogs Wenzel.  
b) Grabmal des Herzogs Friedrich II. c) Graf Hardeck. d) Trojendorf. f) Front-  
linien der neuen Kirche.

eingebaut war. Der beigegebene Grundriß — Fig. 2 — veranschaulicht daher diesen späteren Zeitpunkt, wobei das aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammende Mauerwerk dunkel, das zur Errichtung des Mausoleums gehörige durch hellere Abtönung hervorgehoben ist. Die Ansicht — Fig. 1 —<sup>1)</sup> gibt eine Wiederherstellung der Südfront mit ihren hohen gotischen Fenstern und Strebepfeilern und dem steilen, durch einen schlanken Dachreiter bekrönten Chordache. Der Chorabschluß trägt zwar der in der Barockzeit erfolgten Veränderung durch Einzeichnung der Grabkapellen Rechnung, die Chorfenster sind jedoch, um der Erscheinung der mittelalterlichen Kirche nicht allzuviel Abbruch zu tun, in ihrer Höhe und gotischen Ausgestaltung belassen worden.<sup>2)</sup> Die Zweiteiligkeit des Gebäudes kommt in den Zeichnungen klar zum Ausdruck; die westliche (linke) Hälfte zeigt die noch von dem Bau des 13. Jahrhunderts, der einschiffigen, kleinen Klosterkirche herrührenden Teile, deren Mauern vermutlich im Anschluß an den Chorbau eine Aufhöhung erfahren haben; Strebepfeiler sind auch hier eingezeichnet, da angenommen wird, daß die Kirche in ihrer ganzen Ausdehnung eingewölbt gewesen ist; die östliche Hälfte gibt eine Vorstellung von dem zur Zeit Herzog Wenzels errichteten hohen Chor. Während dieser Bauteil die ansehnliche Breite von 9,40 m i. L. aufweist, mag sich die Klosterkirche Heinrichs V. mit etwa 8 m lichter Weite begnügt haben. Vermutlich beabsichtigte der Erbauer des Chores anfangs wohl ein neues Langschiff in gleicher Breite anzuschließen, hat aber später aus irgend welchem Grunde — vielleicht weil die Mittel ausgingen — diesen Plan aufgegeben und, um die Kirche zu vollenden, nur die Umfassungswände des alten Baues höher aufgemauert und so dem Ganzen eine einheitlichere Erscheinung verschafft. Mit der Bitschenschen Notiz ist diese Auffassung durchaus in Einklang zu bringen.

Das Längenmaß der Kirche ist nach den zu Gebote stehenden Beschreibungen und bildlichen Darstellungen, sowie auf

1) Bei den Zeichnungen ist dem Verfasser in dankenswerter Weise Herr stud. arch. Zum Winkel zur Hand gewesen.

2) Bei einem Vergleich des jetzt noch aus der neuen Kirche herausragenden Chorabschlusses mit der Zeichnung wird man, wie hier gleich gesagt sein mag, finden, daß der noch stehende Rest nicht mehr voll dem stattlichen Bau des 14. Jahrhunderts entspricht. Die oberen Teile der Umfassungswände, vor allem das Dach, sind augenscheinlich, um den Altbau unter dem Hauptgesims des Neubaus abschließen zu können, erheblich herabgedrückt, das Hauptgesims des ersteren erscheint reduziert und tiefergelegt und das ursprünglich hochstrebende Steildach ist durch eine ungemein flau wirkende Kuppelabdeckung ersetzt. Unten verschleiern und verkürzen jetzt die zwischen den Strebepfeilern eingebauten Sargkapellen die schönen Formen des altertümlichen Gebäudes, so daß von den „starken Pfeilern und ansehnlichen Fenstern“ des Wenzelschen Baues nicht mehr viel übrig geblieben ist.



Grund baulicher Untersuchungen,<sup>1)</sup> angenommen worden; danach ist das Bauwerk — ausschl. des noch jetzt aus dem Neubau heraus tretenden Chor-Endes — nur so lang gewesen, als die neue Kirche breit ist.<sup>2)</sup> Der Grundriß zeigt ferner die von Wahrendorff erwähnten, zum Teil aus späterer Zeit stammenden Kapellen- und Sakristei-Anbauten, die, soweit die dürftigen Beschreibungen Anhalt gewährten, an den betreffenden Stellen eingezeichnet sind, und zwar südlich die *Taufkapelle* (über der — wohl in späterer Zeit — ein niedriger hölzerner Glockenturm gestanden hat) und die der Reformationszeit angehörige *Trozkendorff-Kapelle* mit den Grabmälern des großen Schulmannes Valentin Friedland v. Trozkendorff († 1556) und des berühmten Ingenieurs Grafen Hardeck († 1535), Erbauers der großen Stadt-Umwallung unter Friedrich II. Auch Hans von Schweinichen hatte sich an dieser Kirchenseite sein Erbbegräbnis anlegen lassen und wurde hier im Jahre 1616 beigesetzt. Auf der Nordseite war die Sakristei angebaut (wahrscheinlich in etwas größeren Abmessungen als die Zeichnung angibt),<sup>3)</sup> auch mag hier die später für die Franziskaner eingerichtete Kapelle (möglicherweise identisch mit der in den Schöppenbüchern mehrfach erwähnten St. Martins-Kapelle) gestanden haben, als die grauen Mönche die Kirche den Domherren überlassen mußten, deren Kollegiat-Kirche,<sup>4)</sup> drohender Kriegsgefahren wegen, abgebrochen worden war.

Am Westgiebel hatte entweder der Haupteingang von vorn herein gelegen, oder war dort bei dem großen Umbau zur Zeit Herzog Wenzels angebracht worden; vermutlich erhielt damals auch dieser Giebel bei seiner Höherführung eine reichere Bekrönung durch Abtreppe, wie sie die Stadtbilder zeigen. Das erste Joch hinter dem Eingang war mit einer Empore versehen, das in der Chronik mit „Singechor“ bezeichnet wird. Aus dem Langschiff führten einige Stufen zum hohen Chor. Die Lage der fürstlichen Grabmäler in letzterem wird in der „Liegnitzer Kirchenchronik“ von Schwebel, einem Augenzeugen, so genau beschrieben, daß hiernach ihre Einzeichnung in den Grundriß erfolgen konnte. Ganz vorn in dem erhöhten Chorraum befand sich das Grabmal des Herzogs Wenzel und seiner Gemahlin. Vor dem Bau des Pflasterums stand das altertümliche Mauerwerk ganz frei

1) Bei Nachgrabungen an der Westfront der neuen Kirche im Pfarrgarten stieß man auf keinerlei alte Fundamente.

2) Vergl. hierzu die Ansicht der neuen Kirche mit der eingezeichneten Umrißlinie des Altbaues. Fig. 3.

3) Über der Sakristei wurde später, vermutlich unter Georg Rudolph, ein zweites Geschoss errichtet, das die von dem bücherliebenden Herzog begründete Bibliothek aufzunehmen bestimmt war. (Vergl. Büsching, Geschäftsreise — pag. 81/82.)

4) Ein Teil der Domgebäude mochte schon um 1426 bei drohender Hussitengefahr abgebrochen worden sein. Der Dom selbst wurde erst 1530 abgebrochen.

und auch die Umschrift war gut leserlich.<sup>1)</sup> Obenauf lagen die Rundfiguren des Herrscherpaares in Lebensgröße aus Sandstein gearbeitet. Da diese Figuren die einzigen noch auf uns gekommener Denkmäler der mittelalterlichen St. Johannis-Kirche sind — sie befinden sich jetzt in einer der südlichen Kapellen der Peter-Paul-Kirche —, mögen hier einige Bemerkungen über das, Chronisten und Altertumsforschern so manches Rätsel aufgebende Grabmal, ihren Platz finden.

Zunächst bedarf mit Rücksicht auf die Grabschrift und das vom Herzog im Arm gehaltene Kirchenmodell eine Vorfrage schon von Alters her der Aufklärung: Ist Herzog Wenzel nach seinem im Jahre 1364 erfolgten Tode in der Johannis-Kirche, oder ist er im Dom zum heil. Grabe beigesetzt worden? und damit im Zusammenhang: War Wenzel der Stifter und Protettor oder gar der Erbauer der erweiterten Kirche bezw. des Chores, oder bezieht sich die an seinem Grabmal befindlich gewesene Aufschrift auf die Stiftung der Domkirche? Die meisten Chronisten, an ihrer Spitze *Wahrendorff* und *Thebesius*, vertreten — im Gegensatz zu einigen älteren, besonders *Schickfuß* — die Ansicht, der Herzog sei in der Domkirche, die er auch gestiftet habe, begraben worden. Dabei ist es auffällig, daß beide oben zuerst genannten Historiker sich auf eine und dieselbe Stelle bei *Schickfuß* (Lib. II, Kap. 8, pag. 44) beziehen, *Thebesius* in positivem (*Theb.* I, pag. 22), *Wahrendorff* in negativem Sinne (*W.* pag. 75). Die betr. Stelle bei *Schickfuß* lautet: Herzog Wenzel starb 1364 und ward zu St. Johannes in der Domkirche, welche er auch gestiftet, fürstlich begraben. *Thebesius* liest nur „in der Domkirche“ heraus, übersieht jedoch zu St. Johannes, glaubt sich daher auf *Schickfuß* als seinen Gewährsmann berufen zu dürfen; *Wahrendorff* dagegen, der die betr. Stelle aufmerksamer gelesen hat, sagt folgerichtig: Wenzel wurde nicht, wie *Schickfuß* sagt, in St. Johann, sondern in der Domkirche beigesetzt.

Ist nun *Thebesius*, wie wir sehen, schon bei der Wahl seines Gewährsmannes recht unglücklich gewesen, so steht seine weitere Beweisführung erst recht auf schwachen Füßen. Er behauptet nämlich unter Hinweis auf den seinen Jahrbüchern auf Seite 222 beigegebenen Kupferstich, daß das von dem Herzog auf seinem Grabmal im Arm gehaltene Kirchenmodell augenscheinlich das Modell der Domkirche darstelle, schon „der abgedachten Kapellen und der Tür wegen, die mit dem Chor der Johannes-Kirche keineswegs übereinstimmen“. Nun ist aber, wie ein Vergleich des Kupfers mit dem noch vorhandenen Original sofort erweist, die Zeichnung in den Jahrbüchern so ungenau wie

<sup>1)</sup> Sie lautete: Anno Dni MCCCLXIII secunda die Mensis Junii obiit inclytus Dux Wenceslaus Dnus. Lignic. Fundator praesent. Ecc. et Illustris Anna ejus conthoralis obiit MCCCLXVII . . . . . VIII.

möglich. Der Herzog hält dort ein wenig charakteristisches, mit rundbogigen Tür- und Fensteröffnungen versehenes, augenscheinlich 3-schiffiges Kirchenmodell ohne Turm im Arm, während das Original ein sorgfältig, fast minutiös ausgearbeitetes Modell einer einschiffigen, gotischen Kirche zeigt, und zwar einen durch ein Dachreitertürmchen bekronten Chorbau, in dessen seitlicher Eingangstür eine Mönchsfigur in langer Kutte, den Rosenkranz haltend, steht. Auf dieses Modell kann sich niemand berufen, der den Beweis führen will, Wenzel sei in der Domkirche beigesetzt worden und auch unser Thebesius hätte es schwerlich getan, wenn er statt der stümperhaften, augenscheinlich aus dem Gedächtnis gezeichneten Abbildung das Original vor Augen gehabt hätte. Jedem vorurteilsfreien Beschauer muß vielmehr der Gedanke kommen, es sei das Modell des Chors einer Klosterkirche, welches der Herzog im Arm hält. Die Ähnlichkeit des Modells mit unserer Kirche muß auch schon früher aufgefallen sein. Ein Chronist, welcher der gegenteiligen Ansicht des Thebesius ist, schreibt nämlich: „Man sieht dieses Monument geschmückt mit den Statuen des Herzogs und seiner erlauchten Gemahlin, und zwar hält der Herzog in der Rechten das Abbild der Kirche (sc. der Johanniskirche) mit ebensoviel Fenstern, als das Vordertheil dieser Kirche besitzt usw.<sup>1)</sup> Thebesius nennt dies jedoch nur einen scheinbaren Beweis und bleibt bei seiner Behauptung.

Nun hat bekanntlich Herzog Wenzel mit Genehmigung seines Bruders Ludwig in der That das Kollegiat-Stift zum heil. Grabe in der Nähe des Schlosses gegründet. Der Dom ist jedoch erst lange nach Wenzels Tode a. 1397 unter seinem Sohn Rupprecht zu bauen angefangen und gar erst im Jahre 1425 geweiht worden; der Herzog konnte also unmöglich bald nach seinem Tode in der Domkirche beigesetzt werden, und es nehmen die dem Thebesius beistimmenden Historiker auch an, der Herzog sei zunächst nur provisorisch in St. Johann beigesetzt und später nach Fertigstellung der Domkirche dorthin translociert worden. Beim Abbruch des Domes in der Reformationszeit sei dann das Monument wieder in die Johanniskirche zurückgebracht worden. Wenn diese Ansicht zutrifft, dann bleibt es nur zu verwundern, daß nicht auch andre fürstliche Epitaphien, z. B. das des Herzogs Rupprecht und seiner Gemahlin, von denen wir es bestimmt wissen, daß sie im Dom begraben lagen, nicht auch mit herüber genommen worden sind. Von dem zweimaligen Hin- und Herschaffen der sterblichen Reste Herzog Wenzels und seines Grabmals müßte doch auch irgendwo in den Chroniken etwas verzeichnet sein, und Bitschen, der wahr-

<sup>1)</sup> Monumentum hoc Statuis lapideis ipsius Wenceslai, cum illustri conjuge, ei accumbente, exornatum visitur, et quidem Wenceslai, habentis in Dextera Formam Templi, tot Fenestris, quot Basilica interior (soll wohl anterior heißen) ista D Johannis illustratur, adornatam . . . .

scheinlich die erste Translokation erlebt haben würde, hätte gewiß dieses Vorkommnisses gelegentlich Erwähnung getan. Wie ist schließlich auch die Mönchsfigur in der Tür des Modells zu erklären; deutet sie nicht vielmehr auf eine Kloster- als auf eine Domkirche? Zu allem spricht der für das Grabmal in der Johanniskirche gewählte Platz mitten im Chor, wo immer die Stifter beigesetzt zu werden pflegen, und der Umstand, daß das Monument trotz baulicher Veränderungen in der Kirche seinen Platz bis zuletzt behauptete, mehr dafür, daß der Herzog als Begründer zwar nicht der ersten, wohl aber der erweiterten Kirche (praesentis ecclesiae), nicht bloß von vornherein in St. Johann beigesetzt worden, sondern auch dort geblieben ist. Wenn man nicht aus Pietät davor zurückschreckte, das Grabmal von seinem angestammten Platze zu entfernen, was ein Leichtes gewesen wäre, welche Veranlassung hätte sonst wohl vorgelegen, dem Hochaltar bei seiner Umstellung einen so ungewöhnlichen Platz zu geben, und ihn über das Monument, wobei die Figuren sichtbar blieben, zu setzen. Näheres darüber folgt im 2. Abschnitt.<sup>1)</sup>

Noch ein zweites, interessantes Denkmal befand sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts im Chor der St. Johanniskirche, das Hochgrab des Herzogs Friedrich II. († 1547) und seiner Gemahlinnen. Von ihm ist nichts mehr auf die Nachwelt gekommen und wir müssen uns mit den Beschreibungen der Chronisten begnügen. Schwebel schreibt darüber in der „Liegnitzer Kirchenchronik“ Seite 291: „Herzogs Friederici Grabmal stehet gleich hinter dem Altar (der damals bereits seinen neuen Platz auf dem Benzel-Grabmal innehatte), ist ein Stein in Manneshöh, schön ausgearbeitet und mit einem starken, eisernen Gitter umgeben und gezieret. Obenauf liegt der Herzog (mit einem großen, grauen Bart) zwischen seinen 2 Gemahlinnen in Stein ausgehauen, darumb folgende Schriften, so vergüldeet zu lesen sind“: es folgen seine und seiner Gemahlinnen kurze Grabschriften (I. E l i s a b e t h, Tochter des Königs Casmir,

<sup>1)</sup> Anmerkung: Einiges Bedenken erregt das am Modell von einer Engelsfigur gehaltene Schildchen mit dem deutlich darauf bezeichneten Buchstaben M, welches Gegner der hier ausgesprochenen Ansicht auf Maria, die Kompatronin der Domkirche, beziehen. Es wäre jedoch auch denkbar, daß mit dem fraglichen Buchstaben sich die Stifter des Denkmals verewigt hätten, als welche hier möglicherweise die fratres minores in Betracht kommen. Die ziemlich rohe, fast handwerksmäßige Ausführung der Grabfiguren läßt auf keinen bedeutenden Künstler schließen und man geht vielleicht nicht fehl, den Verfertiger des Denkmals im Kreise der Minderbrüder zu suchen, die etwa aus Dankbarkeit dem Verschönerer ihrer Kirche das Denkmal gewidmet haben könnten. Ein aus derselben Zeit stammendes Grabmal, das, in der Ausführung dem unsrigen sehr ähnlich, den Herzog Bolko III. mit seiner Gattin darstellt, befindet sich in der ehemaligen Minoriten-Kirche zu Oppeln und es wäre nicht ausgeschlossen, daß auch hier, wenn nicht derselbe, so doch ein anderer, kunstverständiger Minderbruder als Verfertiger in Frage kommt. (Vergl. Luhs Fürstenbilder.)

† 1517, und II. Sophie, Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, † 1537).<sup>1)</sup>

Der Hochaltar, auch aus der Reformationszeit stammend, ein Kunstwerk aus schönem roten Marmor, war früher ein Epitaph gewesen [für die hier verstorbene Gemahlin des Markgrafen Georg von Brandenburg] und vom Herzog Georg Rudolph (1613—53) zu einem Altar angelegt worden (Vergl. W. pag. 149/151). Dieser Hochaltar, der anfänglich ganz am östlichen Ende der Kirche dicht an der Wand gestanden hatte, wurde — wie bereits erwähnt — beim Neubau des Piassteums verlegt und über das Grabmal des Herzogs Wenzel gesetzt. Auch von diesem Kunstwerk ist keine Spur auf die Nachwelt gekommen.

Wenn man Wahrendorffs Beschreibung von dem Innern der Kirche liest, die Aufzählung all' der Epitaphien, Bilder und Erinnerungszeichen, welche die Wände und Pfeiler der Kirche und ihrer Kapellen bedeckten, so staunt man, wie das alles in der verhältnismäßig kleinen Kirche hatte Platz finden können.<sup>2)</sup> War doch unsere Kirche seit dem Abbruch des Carthäuser-Klosters (um 1548) nicht bloß endgültig Gruftkirche des Herzoglichen Hofes geworden, sondern diente auch mehr und mehr verdienstvollen und angesehenen Persönlichkeiten aus allen Ständen als Begräbnisort. Dazu kam, daß beim Abbruch des Domkirchhofs im 15. Jahrhundert und später der Domkirche im Jahre 1530 u. ff. zahlreiche Epitaphien und Denksteine nach St. Johann überführt und dort an den noch freien Stellen der Wände und Pfeiler eingemauert wurden. Auch die Särge und Epitaphien der in der Carthause beigesetzt gewesenenen fürstlichen Personen wurden nach der Johanniskirche geschafft, u. a. Ludwig's II. († 1436) und Friedrichs I. († 1488),<sup>3)</sup> sodaß zuletzt die Ruhestätten fast sämtlicher Mitglieder des Herzogshauses von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab in der Johanniskirche vereinigt waren.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Ihr und des Herzogs Bildnis befindet sich in Stein ausgemeißelt über dem Schloßportal.

<sup>2)</sup> Noch mehr muß man sich darüber wundern, daß nichts von all' diesen Epitaphien und sonstigen Erinnerungszeichen auf die Nachwelt gekommen ist. Bei dem durch den Jesuiten-Orden im Jahre 1714 erfolgten Abbruch der alten Kirche ist eben leider sehr gründlich verfahren worden.

<sup>3)</sup> Auch die Gemahlinnen des Herzogs Friedrich II. kamen damals herüber und wurden neben dem 1547 verstorbenen Fürsten wieder beigesetzt; alle drei erhielten später das oben beschriebene gemeinsame, prächtige Monument im Chor der Kirche.

<sup>4)</sup> Die fürstlichen Särge standen zum Teil in Einzelgrüften, wie Friedrichs II. und die von der Carthause herübergekommenen, der größte Teil jedoch aus der Zeit von 1565—1675 — also von Friedrich III. bis Georg Wilhelm — in 2 Sammelgrüften (im Aktenstück der Ritterakademie Nr. 5 des Literatur-Verzeichnisses „die größere und kleinere Gruft“ genannt). Die letzteren mußten bei der Errichtung des Piassteums wahrscheinlich aus baulichen Gründen beseitigt werden, und wurden dann später sämtliche Särge in der neuen, unter dem Mausoleum angelegten, sehr geräumigen Gruft vereinigt, worüber das Nähere im II. Abschnitt folgt.

Unsere ursprüngliche Kloster-Kirche war also seit der Beisetzung Friedrichs II. endgültig Hof- und Begräbniskirche des herzoglichen Hofes geworden, hatte aber schon seit der Verlegung des Domstiftes die Bezeichnung „Stiftskirche“ erhalten, ja nach Abbruch des Domes wurde ihr sogar fernerhin und mit Recht der Beinamen „Domkirche“ zugelegt.<sup>1)</sup> Herzog Georg Rudolph wandelte die Kirche schließlich um 1629 noch zur Pfarrkirche um und überwies ihr gewisse Straßen als Sprengel.

Wie eng das Schicksal der Kirche aber jederzeit mit dem des herzoglichen Hofes verbunden gewesen, wird aus dem folgenden Abschnitt noch besonders erhellen.

## II. Der Neubau der Fürstengruft.

[Monumentum Piasteum.]

a. 1677—78.

Am 21. November 1675 war Herzog Georg Wilhelm von Liegnitz, Brieg und Wohlau, der letzte Sproß des uralten Piastengeschlechtes, nach kurzer, schwerer Krankheit im jugendlichen Alter von 15 Jahren zu Brieg gestorben. Erst vor Jahresfrist hatte der Fürst, ausnahmsweise früh als mündig erklärt, die Regierung angetreten nachdem er vom Kaiser Leopold am Wiener Hofe in feierlicher Audienz die Lehn der Herzogtümer empfangen hatte. Seine Mutter, die Herzogin Luise, seit dem Tode des Herzogs Christian (a. 1672) bereits verwitwet, war mit ihrer Tochter Charlotte gerade auf einer Reise nach Wien begriffen und erhielt die Trauerkunde viel zu spät um, trotz eiliger Rückkehr, noch helfen oder pflegen zu können. Ihre Tränen mischten sich in die Trauer der verwaisten Herzogtümer, denen mit dem hoffnungsvollen Jüngling auch der letzte Rest ihrer politischen Selbständigkeit dahingeschwunden war. Mehr, unendlich viel mehr hatte die Mutter verloren, nicht bloß an Ansehen und Geltung vor der Welt; der Tod ihres Sohnes beraubte sie ihres letzten Trostes, der Stütze ihres Alters; sie stand fortan vereinsamt da, war doch ihre Tochter, seit 1673 bereits verheiratet, durch ihre übereilte Ehe den Ihrigen mehr und mehr entfremdet worden. Jetzt hieß es Abschied nehmen von fast all' ihren Würden, ihrem Hofstaat, ihren Schlössern und Eintünften. Der Wiener Hof hatte es eilig genug mit der Besitznahme der nach seiner Meinung ihm rechtlich zugefallenen Herzogtümer — von dem a. 1537 abgeschlossenen Erbverbrüderungsvertrag des

<sup>1)</sup> So schreibt Schickfuß (1625), wie wir oben gesehen haben: „Herzog Wenzel sei zu St. Johann in der Domkirche beigelegt worden. Auch Lucae braucht noch diese Bezeichnung zum großen Ärger Thebesius' (Theb. I, S. 21), der St. Johann nicht als Domkirche gelten lassen will.

Herzogs Friedrich II. mit dem Hause Brandenburg, vom Kaiser ohnehin niemals anerkannt, wurde nicht mehr gesprochen — Schlesien war damit vollständig vom Wiener Hofe abhängig geworden.

Bald nach den Beisetzungs-Feierlichkeiten — die Leiche des jungen Herzogs war am 8. Februar 1676 mit großem Gepränge nach Liegnitz in die Johanniskirche überführt worden<sup>1)</sup> — fand die Hulldigung der Stände vor den kaiserlichen Kommissaren statt; gleichzeitig wurde mit der Herzogin Luise wegen einer Abfindungssumme verhandelt. Dabei mag die Fürstin wohl die Empfindung gehabt haben, daß ihre baldige Abreise von Liegnitz erwünscht sei. Wenn sie daher noch etwas erreichen wollte, mußte schnell gehandelt werden und kurz vor ihrer Abreise tat sie den ersten Schritt zur Erfüllung eines wohl schon längst gehegten Herzenswunsches und legte den Grundstein zu dem geplanten großartigen Mausoleum, das nicht bloß die Särge ihres geliebten Gatten und Sohnes aufnehmen, sondern dereinst auch ihr und ihrer Tochter als letzte Ruhestätte dienen sollte. Noch mehr, das Mausoleum war dazu bestimmt, ein Ehren- und Ruhmesmal für das ganze uralte Herzogsgeschlecht zu bilden — die Plaster sollten nicht so klanglos vom Schauplatz der Geschichte verschwinden; die hochgesinnte Fürstin wollte es den Zeitgenossen und der Nachwelt zum Bewußtsein bringen, was das Piasteische Haus für Schlesien, für das Deutschtum, ja für die ganze Kulturwelt geleistet in Krieg und Frieden — keiner seiner Ruhmestitel sollte verloren gehen. Zudem schlummerten in den unterirdischen Grüften der Johanniskirche die Vorfahren ihres Gatten zum Teil seit mehr als zwei Jahrhunderten; die verfügbaren Gewölbe waren überfüllt und die würdige Unterbringung der zahlreichen noch vorhandenen Särge war nicht bloß dringendes Bedürfnis, war Ehrenpflicht; alles Grund genug, einen baldigen Neubau der fürstlichen Gruft ins Auge zu fassen.

Wie mochte nun der Plan des Ganzen zustande gekommen sein? In den Hauptzügen ist die Idee sicherlich von der Herzogin selbst ausgegangen, die nähere Ausarbeitung wird von der Überlieferung dem bekannten, dem fürstlichen Hofe nahestehenden schlesischen Dichter Caspar von Lohenstein<sup>2)</sup> zugeschrieben.

<sup>1)</sup> Näheres über das Leichenbegängnis zu finden im Aufsatz des Verfassers in „Bunte Blätter aus dem Schlesierlande“ II. Bd. Breslau. Max Woywod 1903, Seite 207.

<sup>2)</sup> Daniel Caspar von Lohenstein, geb. den 25. Januar 1635 zu Nimptsch in Schlesien, lebte seit 1657, in welchem Jahre er sich mit einer reichen Erbin vermählte, als kaiserl. Rat und Syndikus der Stadt Breslau teils auf seinen Gütern, teils in der schlesischen Hauptstadt, wo er am 28. April 1683 starb. Seine Lebensanschauung und dichterische Begabung ist j. Zt. stark überschätzt worden. In seinen ungemein schwülstig geschriebenen Dramen und Gedichten verweilt er mit Vorliebe bei der Ausmalung allerlei unsittlicher und grausamer Scenen. Sein Hauptwerk, der damals hochberühmte, historische Riesen-Roman „Arminius und Thusnelde“ dürfte jetzt schwerlich noch viele Leser finden.

Zum Glück stand der Bauherrin aber auch ein echter Künstler zur Seite, *Mathias Rauchmüller*,<sup>1)</sup> der als ausübender Architekt, Bildhauer und Maler wie geschaffen war, die Gedanken der kunstsin- nigen Fürstin und ihres Beraters zu verwirklichen.<sup>2)</sup>

Als Baustätte kam lediglich die fürstliche Hof- und Be- gräbniskirche Zu St. Johannis in Frage; von einem neuen selbständigen Umbau mußte jedoch, der hohen Kosten und der natur- gemäß zu viel Zeit beanspruchenden Ausführung wegen, Abstand genommen werden. Das nächstliegende war daher ein Einbau in die bestehende Kirche und dann natürlich in deren hohen Chor. Damit fand sich der Architekt vor die schwierige Aufgabe gestellt, die ernstesten, schlichten Formen des mittelalterlichen Baues mit dem prunkhaften, form- und farbenfrohen Stil der damaligen Zeit — dem Barock — in Einklang zu bringen, und zwar ohne konstruktive Schädigung und wesentliche Beeinträchtigung des alten Bauwerks und seiner äußeren Erscheinung. Wie diese Aufgabe in genialster Weise ihre Lösung gefunden hat, soll nachstehend kurz geschildert werden.

Die Freilegung der Baustelle — die Arbeiten mochten 1677 ihren Anfang genommen haben — hatte zunächst eine Reihe von Veränderungen im Innern des Altbaues im Gefolge; vor allem mußte der Hochaltar seinen Platz räumen und im westlichen Teil des Chors neu aufgestellt werden. Hier stand bereits, wie im ersten Abschnitt ausgeführt wurde, in der Mittelachse der Kirche das Hochgrab des Herzogs Friedrich II. und seiner Gemahlinnen, und unmittelbar davor das Grabmal des Herzogs Wenzel und seiner Gattin. Man war pietätvoll genug, diese Grabmäler nicht von ihren Plätzen zu entfernen und, da der Altar nicht noch weiter vorgeschoben werden konnte, blieb nichts anderes übrig, als eines der Grabmäler zu überbauen. Das jüngere und vermutlich künst- lerisch wertvollere Monument des verdienstvollen Herzogs Friedrich wollte man wohl den Blicken nicht entziehen; es war in seinen Abmessungen auch zu umfangreich; so entschloß man sich denn zu der durch die Verhältnisse aufgezwungenen Lösung und überbaute das Grabmal des Herzogs Wenzel mit dem Altar. Wie die

1) Über Rauchmüller erschien eine Monographie im Repertorium für Kunstwissenschaft, XXV. Bd., 1. und 2. Heft. Verlag von Georg Reimer, Berlin 1902, unter dem Titel „Mathias Rauchmüller, der Bildhauer“, von Berthold Handke. In dieser Abhandlung wird der Künstler als ein Tiroler bezeichnet und ausschließlich seine Bedeutung als Bildhauer gewürdigt. Die Statuen der Piasien im Mausoleum finden darin eine erschöpfende Beurteilung.

2) Die Herzogin hatte sich in einem uns erhaltenen Schreiben am 18. Fe- bruar 1677 (Krafft III, S. 282) an Bürgermeister und Rat der Stadt Liegnitz mit der Bitte gewandt, ihr zum Bau etwa 50 Mille Ziegelsteine und einiges Rüstholz zu überlassen. Es sei das gleichsam der letzte Dienst, den die Stadt ihrem gewesenen Landesfürsten aus Dankbarkeit leisten könne und die Stadt werde sich damit selbst ehren. Dem Antrag wurde auch entsprochen.



Ausführung dieser ebenso ungewöhnlichen wie unschönen baulichen Maßnahme erfolgt ist, läßt sich schwer sagen. Nach den unzulänglichen Beschreibungen der Augenzeugen wurde das ganze Postament des Denkmals wahrscheinlich durch den Stufen-Unterbau und den Tisch des Altars vollkommen verdeckt, sodaß nur die beiden Figuren unter einer Überwölbung, wie in einer Höhle liegend, ungenügend sichtbar blieben, die Grabchrift aber gänzlich vermauert wurde.<sup>1)</sup>

Auch alle übrigen Epitaphien, Gedenktafeln, Botingegenstände usw., die bisher in der Umgebung des Altars an den Wänden eingemauert oder sonstwie befestigt gewesen waren, wohl auch die aus früheren Zeiten stammenden Chorgestühle mußten entfernt und zum Teil in der vorderen Hälfte des Chorraumes zu beiden Seiten der fürstlichen Grabmonumente wieder angebracht werden.

Jetzt war der Platz frei und die winkligen, im Achteck zusammenstoßenden Wände des gotischen Chores mit seinen hohen Fenstern und spitzbogigen Gewölben konnten für den geplanten Neubau ihre Umwandlung erfahren. Ein im Grundriß kreisförmig gestalteter, mit einer Halbkugel abgeschlossener Rundbau sollte die Grundform des geplanten Mausoleums bilden. Hierzu war zunächst die Errichtung einer ganz neuen Abschlußwand gegen den verbleibenden Rest des Chores bezw. das Langschiff der Kirche erforderlich, die innen im Kreisbogen, nach der Kirche zu geradlinig, auszubilden war. Die unteren Teile der alten Außenwände wurden durchbrochen und dafür rundbogige Arkaden eingebaut, endlich die langen gotischen Fenster zur Bildung der neuen Fensteröffnungen oben und unten teilweise zugemauert. Nach Einwölbung der Kuppel, anstelle der abgebrochenen alten Gewölbe, erinnerte im Inneren dann nichts mehr an den ersten mittelalterlichen Bau.

Für die Unterbringung der Särge eigneten sich vortrefflich die tiefen Zwischenräume zwischen den mächtig ausladenden Strebepfeilern des Außenbaues. Hier konnten hinter den Arkaden fünf im Grundriß oblonge Kapellchen eingebaut werden, die von außen durch breite, rundbogig geschlossene Fenster ihr Licht erhielten. Die Arkaden des Kapellenkranzes setzen sich dann auch in der Ab-

<sup>1)</sup> So schreibt Thebesius um das Jahr 1687 (II. Kap. 38, pag. 222) . . . . . wiewol iho wegen des letzteren Herzogs Mausolei der Altar auf dieses Grabmal gesehet ist, da allein die 2 Statuen, jedoch unter demselben überwölbet sehr wenig, die Schrift aber gar nicht mehr zu sehen ist.

Schwebel beschreibt auf Seite 288 der „Liegnitzer Kirchenchronik“ die Situation wie folgt: Mitten in der hintersten Kirchen liegt Herz. Wenceslaus begraben, über welches etwas erhöht ein großer Leichstein liegt, worauf er mit seiner Gemahlin in Lebensgröße ausgehauen zu sehen ist. Er hat in der rechten Hand eine Kirche, welches das Wahrzeichen ist dieses Stifters der Kirchen. Ringsherum ist eine alte Schrift zu lesen, welche nunmehr vermauert ist.

schlußwand fort und umrahmen hier die Eingänge des Mausoleums.<sup>1)</sup> Es bilden sich dergestalt acht vollkommen symmetrische, gleich breite Felder des kreisrunden Raumes, die zwischen Sockel- und Hauptgesims durch eine Pilasterarchitektur umrahmt werden. Wie die Arkaden sind auch die Oberfenster in der Abschlußwand durchgeführt, sodaß sich 3 Fenster nach dem Kirchenschiff öffnen und von dort einen freien Einblick nach der Kuppel gewähren.<sup>2)</sup> Zwischen den Arkadenbögen und den Oberfenstern mußten als Abschluß der Sargkapellendächer Teile der Fenster vermauert werden; diese geschlossenen Wandteile lieferten später, wie wir sehen werden, willkommenen Platz für die Anbringung der historischen Wandgemälde. Werfen wir nun einen Blick auf die Innen-Architektur.

Acht im korinthischen Stil ausgebildete Pilaster gliedern über den Arkaden die Wandflächen und geben in ihrer verhältnismäßig streng gehaltenen Ausführung den mit barockem Ornamentwerk eingefassten Fenstern und Bildflächen einen ruhigen Hintergrund. Die Wandarchitektur setzt sich über dem Hauptgesims in der Kuppel fort; hier teilen acht breite, kräftig vorspringende, mit den Pilastern korrespondierende Rippen oder Grate die mittlere Fläche des Gewölbes und tragen oben einen mächtigen Abschlußkranz. Diese Rippen setzen erst in einer gewissen Höhe an, da das weit ausladende Hauptgesims sonst — von unten gesehen — ihre unteren Teile verdeckt haben würde. Es mußte also über dem Gesims zunächst innerhalb der Kuppelfläche eine Art Tambour gebildet werden, der den aufsteigenden Graten gleichsam als Sockel dient. Die Flächen dieses 1,25 m hohen „Tambours“ sind von unten nicht zu überblicken und daher vollkommen glatt gehalten, während im übrigen alle sichtbaren Flächen reiche Stuckverzierungen erhielten.

Nachdem im Vorstehenden sozusagen das architektonische Gerüst des genialen Baues geschildert worden ist, soll jetzt auf seine innere Ausstattung näher eingegangen werden, die neben der Architektur ihren glänzenden Abschluß in künstlerischer und historischer

<sup>1)</sup> Wie beim letzten Wiederherstellungsbau festgestellt wurde, war anfänglich auch die in der Hauptachse zwischen den Eingangstüren belegene Arkade offen gedacht. Wäre diese architektonisch richtige Lösung zur Ausführung gekommen, dann würde man vom Altbau aus durch die nur durch Gitterwerk geschlossenen 3 Türöffnungen einen weit umfassenderen Einblick in das Innere des Mausoleums gewonnen haben. Man mußte die mittlere Öffnung wohl des gerade davor stehenden Grabmales des Herzogs Friedrich wegen schließlich aufgeben, auch brauchte man im Innern einen geeigneten Platz für die Anbringung der Widmungsinchrift.

<sup>2)</sup> Da die Abschlußwand aus architektonischen Gründen, wie schon bemerkt, außen gradlinig, innen kreisförmig begrenzt sein mußte, ergeben sich sowohl bei den Eingängen, als den darüberliegenden Fensteröffnungen unregelmäßig gestaltete Nischen, die oben beiderseits durch Fenster abgeschlossen werden mußten, sodaß sich dort im Grundriß trapezförmig gestaltete, vollkommen unzugängliche Hohlräume bildeten.

Beziehung durch die anderen bildenden Künste, die Skulptur und in erster Linie die Malerei, gefunden hat.

Zunächst ein Wort über die Wandbekleidung und die verwendeten Baustoffe. Alle Gliederungen, der größte Teil der Gesimse, die Pilaster mit ihren Kapitälern, die Bilderrahmen und sonstigen Ornamente sind in feinstem angetragenen Gipsstuck ausgeführt, dessen Oberfläche bei Hauptarchitektur-Teilen, z. B. den Pilastern, eine an Politur grenzende Glätte zeigt. Sockel und Kämpfergesimse bestehen aus Sandstein; aus gleichem Material bauen sich die Postamente der Statuen auf. Der Fußboden der Rotunde ist mit Marmorplatten belegt. —

Wenn jetzt zur Würdigung der Einzelheiten der künstlerischen Ausstattung übergegangen wird, so erscheint es zweckmäßig, mit der Kuppel zu beginnen, zumal auch die historischen Gemälde dort ihren Anfang nehmen.<sup>1)</sup> Die vorhin erwähnten acht mit reichem Stuckornament bekleideten Grate endigen oben in mächtigen, mit geflügelten Engelsköpfen bekrönten Voluten, die den gewaltigen, schön profilierten Schlußkranz tragen. Dieser Kranz, der von den Engelsflügeln gleichsam schwebend gehalten wird, umrahmt ein 4 m im Durchmesser großes allegorisches Rundgemälde, das in feinsinniger, wenn auch etwas überschwänglicher Weise das Erlöschen des ruhmreichen Geschlechtes versinnbildlicht. Der Sonnengott auf einem mit feurigen Rossen bespannten Wagen ist bei seiner Reise durch den himmlischen Tierkreis beim Sternbild des Krebses angekommen, das den Gott zur Umkehr zwingt — der Gipfelpunkt seiner Fahrt ist erreicht. In hoherhobener Hand die Zügel des Viergespannes haltend wirft Helios die aufbäumenden Rosse zurück, um die Wendung des Wagens zu bewirken. Darunter erblickt man ein von Engeln gehaltenes, in den Wolken flatterndes Schriftband mit folgender bedeutsamer Inschrift:

Regales Periisse Domus;  
Fieri Astra Favillas.  
Miraris? Soli Stat Quoque  
Fixus Obex<sup>2)</sup>

Das Rundbild gibt gleichsam den Auftakt zu der in zwei Reihen historischer Decken- und Wandgemälde verherrlichten Ruhmesgeschichte der Päpsten.

<sup>1)</sup> Man vergleiche hierzu das Titelbild dieses Heftes, das die Kuppelarchitektur nebst allen Gemälden nach ihrer vor 20 Jahren erfolgten Wiederherstellung zeigt.

<sup>2)</sup> Von einem zeitgenössischen Poeten wie folgt übersetzt:

„Ach! morsche Sterblichen, was wundert ihr euch viel!  
„Daß königlicher Stamm hier wird zu Staub und Erden;  
„Daß Sterne dieser Zeit zu leichter Asche werden?  
„Hat doch die Sonne selbst ihr vorgestektes Ziel.

Die obere Reihe ist in die Kuppelarchitektur eingefügt. Acht phantastisch gestaltete, mit Fürstencronen und vergoldeten Palmenzweigen bekrönte, durch Blumengewinde gleichsam an den großen Deckenfranz geheftete Kartuschen umrahmen die Bilder. Sie bringen durch wenige Figuren charakterisierte Darstellungen aus der ältesten, der polnischen Geschichte der Piasten vom 9. bis 12. Jahrhundert, beginnend mit der Thronerhebung des Stammvaters Piastus und dann zeitlich geordnet die Kriegs- und Ruhmestaten seiner Nachfolger, wie die Siege Ziemowits über Deutsche, Ungarn und Polen, die Einführung des Christentums durch Miecziſlaus, die Königskrönung des Boleslaus durch den deutschen Kaiser Otto bis zu Boleslaus Kriwusti. Lateinische Beischriften in Distichonform unter den Bildern erläutern dem Beschauer die einzelnen Begebenheiten, auf die einzugehen hier zu weit führen würde. Es möge statt dessen auf Wahrendorff Bezug genommen werden, der die Gemälde mit ihren Unterschriften in historischer Reihenfolge verzeichnet und dabei einen kurzen Überblick über die Geschichte der Piasten gibt. (W. pag. 29—46.)

Unter den Hauptfenstern und unmittelbar über den Arkadenbögen ist die zweite Gemälde-Reihe angeordnet. Die einzelnen Bilder, in ihren Abmessungen erheblich größer und von quadratischen Barockrahmen eingefasst, bringen 8 Darstellungen aus der späteren, speziell schlesischen Geschichte vom 12. bis 17. Jahrhundert, die unserem Interesse schon erheblich näher liegen und daher, soweit die Originale uns erhalten sind, mit einigen Worten beschrieben werden sollen. Gleich das erste Bild zeigt den vor Kaiser Friedrich Barbarossa a. 1158 stattgehabten Vergleich zwischen Herzog Boleslaus Crispus und seinem aus Schlesien verbannten Bruder Wladislaus, wobei dem letzteren, bezw. dessen Söhnen Schlesien endgültig zugesprochen wurde — ein wichtiges Ereignis, bedeutet doch diese Loslösung von Polen den Beginn der Selbständigkeit Schlesiens unter eigenen, dem Deutschtum zugehörigen Herzögen.<sup>1)</sup>

Bild II und III sind neu und werden im letzten Abschnitt behandelt werden. Die Bilder IV bis VI über den Eingangsthüren haben sich — Dank ihrer geschützten Lage abseits der Fenster — am besten erhalten; das populärste Bild IV über dem südlichen Eingang bringt den Opfertod Heinrich's des Frommen in der Tartarschlacht bei Wahlstatt a. 1241. Der Herzog, von der Lanze eines Asiaten durchbohrt, sinkt vom Rosse. Die Beischrift auf dem darunter befindlichen Arkadenbogen beleuchtet in treffender Weise die Bedeutung dieses Ereignisses für das Schicksal Schlesiens und der Stadt Liegnitz.

<sup>1)</sup> Bild I liegt über der Mittelnische, also dem Eintretenden gerade gegenüber; die übrigen schließen nach rechts hin, chronologisch geordnet, sich an. Nach dem gleichen Grundsatz sind auch die Kuppelbilder geordnet.

Tartarico occumbens Henricus Acinace vincit  
Nam Vallum patriae exsanguie cadaver erat.

Zu deutsch: Unter tartarischem Speer hinsinkend, sieget Henricus, denn sein entseelter Leib ward ja dem Vaterland Wall.

Bild V zeigt Heinrichs IV siegreichen Einzug in Krakau.

Bild VI die Lehnsübernahme der in Zwietracht zerfallenen schlesischen Fürsten vor dem böhmischen Könige in Prag.

Bild VIII, das letzte alte Bild, das wenigstens noch zur Hälfte aufgedeckt werden konnte: Georg Wilhelm in Wien vom Kaiser Leopold die Lehn empfangend.

Zu verwundern bleibt es und zu bedauern, daß von den geschichtlich hervorragendsten Pflastern der letzten 1 $\frac{1}{2}$  Jahrhunderte, von einem Friedrich II., Georg Rudolph und Ludwig IV. keine Notiz genommen ist.

Die in bunten, satten Farben al fresco gemalten Bilder machen nach ihrer Auffrischung noch jetzt in ihrer vergoldeten Stuckumrahmung einen prächtigen Eindruck und beleben vortrefflich das zwar vornehme, aber doch kalte und monotone Weiß und Gold der Wände. Dagegen ist der künstlerische Wert der Gemälde — man kann sich dieser Empfindung nicht verschließen — kein hoher; am besten gelungen erscheint noch Bild V, während andere, namentlich IV und VI, merklich abfallen; Verzerrungen und Fehler in der Perspektive machen sich häufig bemerkbar; wie unschön wirkt z. B. auch der große Pferdekadaver im Vordergrund des Bildes IV. Möglich, daß bei einzelnen Gemälden andere Hände beteiligt waren, zumal bei der knappen zur Verfügung stehenden Ausführungszeit; jedenfalls lag der Schwerpunkt von Rauchmüllers künstlerischem Schaffen mehr auf dem Gebiete der Architektur und Plastik.

Bevor wir uns im Weiteren mit den plastischen Kunstwerken des Mausoleums befassen, seien noch den für die Ausnahme der Sarkophage bestimmten Seitenkapellen einige Worte gewidmet. Die flachen, im Grundriß elliptischen Kuppeln dieser Neubauten waren analog der Hauptkuppel mit Stuck-Ornamenten und sinnigen kleinen Mittelbildern ausgestattet, auf denen aus Wolken auftauchende Engeln flatternde Spruchbänder mit kurzen Sinsprüchen hielten. Nur vier dieser Seitenkapellen waren für die Unterbringung der Prachtsärge bestimmt, die fünfte in der Mittelachse der Kirche belegene umschloß anfänglich ein plastisches Kunstwerk, das dem Ganzen einen weihvollen Abschluß und Mittelpunkt gewähren sollte. Wir kennen dieses Kunstwerk leider nur aus der Beschreibung Wahrendorffs; es stellte eine Gruppe dar: in der Mitte die Gestalt des dem Grabe entsteigenden über den Tod triumphierenden Heilandes; die Grabplatte ist hinweg gewälzt; von den beiden zur Seite sitzenden Wächtern scheint der eine zu schlafen, der andre hat sich aufgerafft und wengleich vom göttlichen Glanze

geblendet und fast gelähmt, nach dem Schwert gegriffen.<sup>1)</sup> Es bleibt zu bedauern, daß von diesem gewiß hochstehenden in Stud., vielleicht nur als Modell ausgeführten Werk, das nach einer aufgefundenen Notiz noch am Ende des 18. Jahrhunderts vorhanden war, nichts auf unsere Tage gekommen ist.

Die Frage der Gruppierung der Särge in den vier zu beiden Seiten der Mittelnische liegenden Kapellchen ist in treffender Weise gelöst: zur Rechten des auferstehenden Heilandes sollten die Eltern, zur Linken die Kinder ihre letzte Ruhestätte finden. Nach demselben Grundsatz sind auch die Statuen der beigesezten Personen angeordnet, so zwar, daß die überlebend gebliebenen Frauen ihre im Tode vorangegangenen Lieben gleichsam umschließen. Die Reihenfolge der Bildwerke und Särge ist demnach folgende: Herzogin Luise, Herzog Christian — Herzog Georg Wilhelm, Herzogin Charlotte.<sup>2)</sup> Die lebensgroßen Bildnisse dieser fürstlichen, die Familie der letzten Piasten darstellenden Personen sind in Alabaster gearbeitet und stehen neben ihren Sarkophagen in Kämpferhöhe der Arkadenbögen auf wuchtigen Sandsteinkonsolen. Ganz im Sinne des lebensfrohen Zeitalters, das sie geschaffen, zeigen sie die fürstlichen Personen in ihren modischen Prachtgewändern, die Damen mit ihren Geschmeiden und alle mit der Fürstenkrone geschmückt. Sie scheinen zu leben, noch mehr, Haltung und Mienenspiel im Zusammenhang mit den an den Sockeln angebrachten Sinnsprüchen deuten auf eine geführte Unterhaltung: „*Heu mihi soli*“ — „*Ach ich Einsame*“ ruft die gramerfüllte Witwe zu ihrem Gatten gewendet aus; „*Nescia gnati?*“ — „*Vergißt du des Sohnes?*“ versucht dieser, nach dem Sohne deutend, sie zu trösten; „*At sequor ipse*“ — „*Ach ich folge selbst!*“ klagt in banger Vorahnung der Sohn, und in dem „*Spes ubi nostrae*“<sup>3)</sup> „*Wo blieben unsere Hoffnungen?*“ faßt die Tochter die trostlose Lage der zurückgebliebenen Frauen zusammen. Um kurz auf einige Einzelheiten einzugehen, so hat künstlerische Galanterie die Herzogin Luise wohl etwas zu jugendlich gestaltet, erscheint sie doch nur um wenig älter, als ihre

<sup>1)</sup> In W. S. 137 heißt es: „In diesem (nämlich dem fünften Kapellchen) ist die Auferstehung Christi von Gips mit der Kelle sehr kunstreich aus freier Faust verfertigt, zu sehen, da Christus, der Herr siegreich aufersteht, unten aber zwei Hüter sitzen, davon einer schläft; der andere aber siehet den triumphierenden Heiland gleichsam halb schlafend an und hat in der Hand einen Dolch.“

Aus der Bunzlauer Monatschrift de 1723:

In dieser Nische steht die Auferstehung mit ihren gewöhnlichen Attributen dem Welterlöser mit der Siegesfahne, als eine gut ausgeführte Statue von Gips. . . . Möglicherweise ist die Siegesfahne eine spätere Zutat, da Wahrendorff dieses Attribut wohl kaum unerwähnt gelassen hätte.

<sup>2)</sup> Deren Sarg allerdings nicht zur Aufstellung kam.

<sup>3)</sup> Die Beischriften sind im Rhythmus des „Adonischen Verses“ (versus Adonius) verfaßt, der eine Totenlage ausdrückt.

zu ihr herüberschauende Tochter; dabei liegt in der ganzen Haltung der überaus zierlichen Figur etwas recht Geziertes, Gefünsteltes. In würdevoller Ruhe steht dagegen Herzog Christian da, umwallt von einem hermelinbesetzten Mantel deutet er mit der den Marschallstab haltenden Rechten auf den Sohn. Georg Wilhelm in mächtiger Allonge-Perücke ist in voller jugendlicher Frische vortrefflich zur Darstellung gekommen; sein fast schwärmerischer Gesichtsausdruck hat etwas ungemein Hoheitsvolles, Selbstbewußtes. Bei der Herzogin Charlotte fesseln in erster Linie die prächtige, mit Stickerei besetzte Gewandung, die wunderbar herausgearbeiteten Arm- und Halsketten, die zierliche, mit dem Halsgeschmeide spielende Rechte. Die sonderbare Haartracht läßt nur einen kleinen Teil der Stirne unbedeckt und beschattet fast zu stark das ernst und trübe blickende Auge. Im übrigen entspricht die theatralische Haltung der Figuren durchaus dem damaligen Zeitgeschmack.

Schon zwei Jahre nach Vollendung des Baues a. 1680 bettete man die edle Stifterin des Mausoleums an der Seite ihres Gatten zur ewigen Ruhe. Ihren Sarkophag hatte die Fürstin schon bei Lebzeiten in Auftrag gegeben; er stand vermutlich schon fertig in der für ihn bestimmten Kapelle, und die in deutscher Sprache verfaßte Inschrift war sogar auf dem Deckel bereits eingraviert, es fehlte nur noch die Ausfüllung des Todesdatums.<sup>1)</sup>

Wir sind damit zu der letzten Gruppe von Kunstwerken gelangt, die dem geschilderten Prachtbau erst seine volle Zweckbestimmung verleihen, zu den Sarkophagen. Ihre Gruppierung entspricht, wie schon bemerkt, genau den Statuen, die Kopfenden sind der Mittelnische zugekehrt. Von den für die Gruft bestimmten Särgen sind nur drei zur Aufstellung gekommen; es sind Meisterwerke der Kupferschmiedekunst. Namentlich ist der ganz versilberte, nur in einzelnen Teilen vergoldete Sarg der Herzogin Luise von hervorragendem Kunstwert. Trotz seiner gewaltigen Größe besitzt er, dank seiner weichen Umrißlinien und zarten Ornamente etwas ungemein Anmutiges, und selbst die ernstesten Totenköpfe an den Ecken des Deckels werden durch die entzückenden Engelsfiguren darunter gemildert. Die Langseiten des Sarges schmücken die in Blumen gebetteten Wappenschilder von vier Ahnen, unter denen der anhaltische die erste Stelle einnimmt, war doch Luise eine deutsche Prinzessin aus dem Hause Anhalt.

Im zweiten Kapellchen steht der in kantigen, strengeren Formen gehaltene, stark vergoldete Sarkophag des Herzogs Christian († 1672). Auch hier sind die vier Ahnenwappen, aber auf die vier Sargseiten verteilt, angebracht; am Kopfende das Stammwappen der Pfaffen, auf der Schaufseite wieder der anhaltische Schild von der Großmutter mütterlicherseits, Elisabeth

<sup>1)</sup> Die Inschrift ist bis heute noch nicht vervollständigt.

von Anhalt; im übrigen sind Sarg und Deckel mit schön getriebenen Ornamenten und sinnigen Emblemen geschmückt. Sechs heraldische Adler mit weitausgebreiteten Flügeln bilden die Füße des Sarges. Die Inschrift auf dem Deckel ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Das Spruchband an der Decke der Kapelle trägt die Aufschrift: „Superavit vindice Christo“. „Überwunden mit Hilfe des Herrn.“

Wir schreiten an der Mittelnische vorüber, von deren Decke uns das einfache und doch so viel bedeutende Wort „Surrexit“ — „Auferstanden“ — entgegenleuchtet, und stehen vor der Ruhestätte des letzten Piasten. Hier hat sich die Phantasie des Künstlers mit besonderer Liebe bei der Ausschmückung des kostbaren Sarges betätigt. Vier hingelagerte, weibliche Figuren, die Kardinaltugenden verkörpernd und entsprechende Embleme haltend, dienen, nebst 2 kleinen Engelsfiguren, dem reich vergoldeten Sarkophag als Stütze, darüber versinnbildlichen, die Sargkanten verdeckend, vier in versilberten Muscheln liegende Knabengestalten die „Eitelkeiten“, durch die in den Händen gehaltenen Embleme. In der Mitte der Vorderfläche strahlt uns das stark vergoldete, große Brandenburgische Wappen auf silbernem Grunde entgegen, das Stammwappen der Großmutter väterlicherseits, Dorothea Sibylla von Brandenburg, von vergoldeten Palmenzweigen umrahmt; an den Seiten daneben zwei auf den beigesezten jungen Fürsten bezügliche Embleme: links eine blühende Agave mit der Beischrift: „Dum florui, morior“ — „In der Blüte gestorben“, rechts das zerbrochene Schach des Piastenwappens mit der Fürstenkrone. „Demto fracta rege“ — „Zerbrochen beim Tode des Herrschers“. An den Deckelkanten vier goldene Sonnenblumen in silbernen Schalen, in der Mitte ein Totenkopf mit einem brennenden Licht, das von Winden ausgeblasen wird. Oben auf dem Deckel befand sich eine lange lateinische, sehr schwülstige, wahrscheinlich von Lohenstein verfaßte Inschrift, die bei Wahrendorff (S. 128—130) nachgelesen werden kann.<sup>1)</sup> Das Spruchband an der Kapellendecke verkündet „Terras mutavit Olympo“. „Mit dem Himmel vertauschte er die Erde.“

Die fünfte Nische hat den für sie bestimmten Sarg niemals aufgenommen; Prinzess Charlotte hat es vorgezogen, an einer andern Stätte ihre letzte Ruhe zu suchen. Bereits im Jahre 1673 mit einem Herzog von Holstein — wie es heißt — heimlich verheiratet, war sie wohl ihrem Gatten zu Liebe zum katholischen Glauben übergetreten, hatte sich später nach unglücklicher, schon 1680 wieder geschiedener Ehe nach Breslau zurückgezogen und war nach ihrem 1707 erfolgten Tode auf ihren aus-

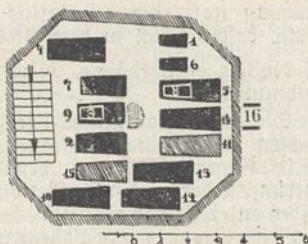
<sup>1)</sup> Die Inschrifttafel ist mit vielem andern Bei- und Schmuckwerk im Laufe der Zeit entwendet worden. Näheres darüber im Abschnitt 4.



drücklichen Wunsch in der Klosterkirche zu Trebnitz zu Füßen der heiligen Hedwig beigesetzt worden. — Die Nische blieb also leer und nur das Spruchband an der Decke verkündete mit seinem „Serie, non ultima laude“ — „Der Reihe, nicht dem Ruhme nach die Letzte“ —, daß das liebende Mutterherz auch für sie die Stätte bereitet hatte — leider umsonst —.

Über die in der unterirdischen Gruft ehemals untergebracht gewesenen Särge gibt uns ein bei der Ritterakademie befindliches Altentstück de 1604 (Nr. 5 des Literatur-Verzeichnisses) genaue Auskunft. Danach waren die seit 1565 in der Johannis-kirche beigesetzten fürstlichen Personen bis zum Neubau des Pflaustums, wie schon bemerkt, in zwei Gewölben untergebracht gewesen; in der größeren Gruft standen 11 Särge, u. a. von Friedrich III. und Friedrich IV. nebst ihren Gemahlinnen, in der kleineren die Särge der letzten Herzöge von Georg Rudolph bis Georg Wilhelm. Nach Fertigstellung des Pflaustums wurden dann am 8. November 1678 sämtliche Särge bis zu Herzog Ludwig — 15 an der Zahl — in die neue geräumige Gruft unter dem Mausoleum gestellt, während die Herzöge Christian und Georg Wilhelm ihren für sie bestimmten Platz in der oberen Gruft erhielten.<sup>1)</sup> Was mit all' diesen Särgen geschehen und noch auf die Nachwelt gekommen ist, darüber wird im dritten Abschnitt gehandelt werden.

Grundriß der unterirdischen Gruft mit den früher darin aufgestellten Särgen.



Frühere Stellung der Särge.

- |   |   |
|---|---|
| 1. 3., 6., 8. Kinder-Särge,                                       | 11. Sophie Elisabeth, I. Gemahlin Georg Rudolphs (jetzt in der oberen Gruft), |
| 2. Herzog Friedrich III., † 1570,                                 | 12. II. Gemahlin Georg Rudolphs,  |
| 4. dessen Gemahlin,   | 13. Georg Rudolph, † 1653.  |
| 5. Gemahlin Heinrichs XI.,  | 14. Schwester Georg Rudolphs,   |
| 7. I. Gemahlin Friedrichs IV.,                                    | 15. Herzog Ludwig IV., † 1663, (jetzt in der oberen Gruft).                   |
| 9. II. Gemahlin Friedrichs IV., darüber runde Öffnung im Gewölbe, | 16. Fenster.  |
| 10. Friedrich IV., † 1596,  |   |

<sup>1)</sup> Vergl. die auf der beigegebenen Grundrißstizze nach den Angaben des Altentstücks skizzierte Stellung der Särge. — Vor der Umstellung waren einige Särge geöffnet worden. Die Leiche Friedrichs IV. war noch wohl erhalten

An der Eingangfront, den Sargnischen gegenüber, fällt uns zwischen den Türen noch eine große, schön umrahmte Marmortafel ins Auge. Die lange, in lateinischer Sprache, von Lohenstein verfaßte Inschrift, bildet die eigentliche Widmungsurkunde des Mausoleums, zugleich gewissermaßen sein Bauprogramm. Nachdem mit Piaßus beginnend, das hohe Alter, die geschichtliche Bedeutung und die vielfachen Verdienste des erloschenen Herzogs-Geschlechtes um die Kulturwelt in kurzen, bezeichnenden Zügen ins rechte Licht gesetzt sind, wird der Zweck des errichteten Mausoleums, unter besonderer Hervorhebung der Namen der bereits beigesezten Herzöge Christian und Georg Wilhelm, sowie der Stifterin des Prachtbaues Luise und ihrer Tochter Charlotte, Herzogin von Holstein, kurz umschrieben und das ganze mit dem Gedanken geschlossen, daß zwar das Piaßen-Geschlecht an sich berühmt genug sei, um eines derartigen Ruhmes-Denkmal's entbehren zu können, daß es aber errichtet worden sei, weil „die Sterblichen in ihrer Bergeßlichkeit und Undankbarkeit schneller verstummeten als Steine.“<sup>1)</sup> Man sieht, bei aller Lapidarität und künstlerischen Schönheit der Inschrift blickt doch die ganze Überschwänglichkeit des geschmeidigen Hofdichters überall hindurch.<sup>2)</sup>

und werden ihre Bekleidung und die ihr beigegebenen Schmuckgegenstände genau beschrieben. Bei dieser Gelegenheit soll ein goldenes Armband abhanden gekommen sein. Es fand eine von Rauchmüller selbst geleitete Untersuchung statt, die resultatlos verlief. Das Original des betreffenden Protokolls befindet sich in dem Aktenstück.

<sup>1)</sup> Nullius ergo Indigis, Nisi Mortalium Oblivio vel Ingratitudo Saxis citius obmutesceret.

<sup>2)</sup> Die Petro-Paulinische Kirchenbibliothek enthält in einem mit N. 697 bezeichneten Bande eine Druckschrift von Christian Pauli betitelt *Castrum doloris Georgii Wilhelmi*, den 30. Januar 1676. Diese bringt wertvolle Beschreibungen der in der Fürstengruft vorhandenen Gemälde pp., denen zuletzt Abschriften interessanter Schriftstücke nachgeheftet sind. Unter letzteren befindet sich ein Brief Caspars von Lohenstein, d. d. Breslau, vom 24. 8. 1679 an die Herzogin Luise, womit er den Entwurf zu der „Widmungsinschrift“ übersendet und um deren Beurteilung und gegebenenfalls Abänderung untertänigst bittet. Der Brief wird hier auszugsweise wiedergegeben.

P. P.

„Ich überliedere hierbei die von Ew. pp. gnädigt anbefohlene lateinische „Überschrift nebst einer deutschen Übersezung aber sonder Vermessenheit: „daß ich geschickt sei, diesem beinahe ältesten Hause in der Welt den Schatten „seines gehabten Glanzes zu entwerfen, oder etwas einem so prächtigen „Gedächtnis-Male anständiges zu erfinden.

Im weiteren entschuldigt der Verfasser die gewählte lapidare Form der „Überschrift“ sowie die Weglassung aller Titel.

„die mir abgemessene Tafel ist ohnedies viel zu klein gemacht usw. Dar- „auf folgt:

Wir verlassen jetzt den Grufthau und werfen noch einen Blick auf die Außenseite der das Mausoleum vom Kirchenschiff trennenden Abschlußwand. Von den zeitgenössischen Berichterstattern beschreibt am ausführlichsten Schwebel in der „Liegnitzer Kirchenchronik“ (Seite 292 ff.) die Ausstattung dieser Frontwand.<sup>1)</sup> Ihre architektonische Gliederung in drei Feldern scheint im Wesentlichen dem Innern des Rundbaues entsprochen zu haben. Auch hier befand sich zwischen den Pilastern über den rundbogig geschlossenen Eingangstüren und den sich nach der Grufth hin öffnenden Oberfenstern eine Bilderreihe. Es waren, der Dreitheiligkeit der Front entsprechend, drei Gemälde, die, nach den Beschreibungen, sinnige Allegorien auf Tod und Vergänglichkeit mit poetischen Hindeutungen auf die im Mausoleum beigesezten fürstlichen Personen zur Darstellung brachten.

Auf dem mittleren Gemälde sah man den Tod mit der Zeit Schach spielen. Die Figuren des Spiels waren durch die Wappentiere der fürstlichen Stammwappen personifiziert. Die Wappen selbst liegen um die Kämpfenden herum, in Stücke zerschlagen. Der Tod wirft gerade einen aus dem Spiel genommenen schlesischen

Der Herzogin selbst concipirte und eigenhändige Antwort

Wohl Edler

Mein liebwerther Herr von Lohenstein

Mein Verlangen hätte niemals können besser erreicht, noch mein vernügen zu völligerem Maß gebracht werden als durch erlangung der aus Seiner unvergleichlichen Feder hergesfloßenen vortrefflichen Überschrift, wodurch Er das Gedächtniß Seiner beiden Landesfürsten beehret, mich aber als deren hinterbliebenen Wittiv und Mutter verbunden und trösten wollen. Es wird damit dem aufgerichteten Mausoleo ein merkwürdiges Ansehen und Zierde mitgeteilt werden, und außer diesen das ganze Werk einen großen Abgang erlitten haben. Mein Vorhaben würde ohne dessen gewaltigen Beithat übel sein von statten gangen und das neuerbaute Gedächtnißmal, welches ich zu ehren der werten überbleibung meiner liebsten beiden Seelig verstorbenen aufführen lassen, würde schwerlich solchen allgemeinen wohlgefälligen Beifall erlanget haben, wenn des Herrn von Lohenstein geschickte hand mir nicht zu Hilfe kommen; zu bezeichnung aber wie hoch Ich dieselbe halte, hab ich gesucht eine derselben gleichförmige zu bewegen, welche demselben in meinen Namen eine würdige Danlagung überschreiben sollte. Indem diese aber sich dessen entzogen, ist mir leid, daß Ich Ihm hier meinen Dank also später und dazu auf eine so unvollkommene Weise abstaten soll, versichere aber dagegen, daß sich niemals kein Mangel weder in meinen willen noch vorsatz äußern wird, vermöge welchen mich nach äußerster möglichkeit zu erweisen verlangt

Deß Herrn

Dhlau 29 Aug

1679

schuldwilligste

(gez.) Louise.

<sup>1)</sup> Auch das vorerwähnte „Castrum doloris“ gibt genaue Beschreibungen der dort befindlich gewesenen Gemälde.

Adler zu Boden, wo bereits ein anderer Adler liegt. Die matt-gesezte Zeit hebt noch verzweifelnd einen Hammer auf, als wollte sie das Schachspiel in Stücke schlagen. Die Beischrift lautet: „Ludit in humanis Fatum“. — „In menschlichen Dingen spielt das Fatum.“

Von dem linksseitigen Bilde erzählt Schwebel nur, daß hier ein „Pfaue steht auf einer urna abgemahlet, auf dessen Brust zu lesen: Ossa Principum, die Gebeine der Fürsten, daneben stehen allerhand Pyramides“.

Auf dem dritten Bilde war ein Scheiterhaufen dargestellt, auf dem vier fürstliche Leichen in offenen Särgen stehen; darüber der gestirnte Himmel, von dem „zwei Straußsterne, die den schlesischen Adler in sich haben“, sich hervorheben (Die Seelen der beiden Fürsten). Aus dem Holzstoße schwingen sich ferner zwei Schwäne zum Himmel (die Seelen der Fürstinnen) mit der Beischrift: „Exuviis positiss anima occupat Astrum“. — „Nach Ablegen der irdischen Hülle strebt die Seele zum Himmel.“ Hoch oben über den Fenstern stand geschrieben:

### Monumentum Pyastaeum

Anno MDCLXXIIX absolutum

P. M. S.

(Piis manibus sacrum).

Die edle Stifterin der Fürstengruft überlebte, wie schon bemerkt, die Vollendung ihres Werkes nur kurze Zeit; am 25. April 1680 folgte sie ihrem Gatten und Sohne in die Ewigkeit. Sie starb auf ihrem Witwensitz in Ohlau und wurde bald darauf in der Liegnitzer Fürstengruft an der von ihr bestimmten Stelle an der Seite ihres Gatten beigelegt.<sup>1)</sup>

Die Johanniskirche blieb nach dem Tode der Fürstin noch fast zwei Jahrzehnte in den Händen der Evangelischen, während die fürstliche Hofkapelle auf dem Schloß schon bald nach dem Tode Georg Wilhelms für den reformierten Gottesdienst geschlossen und 1677 zum katholischen Kultus eingeweiht worden war.<sup>2)</sup> Das gleiche Schicksal hätte wohl auch die Johanniskirche getroffen, wenn man darüber klar gewesen wäre, wem die Erbschaft der ehemaligen Hof-

<sup>1)</sup> In den auf ihrem Sarkophag eingravierten Inschrift heißt es am Schluß: „Befahl die verweßliche Wohnung Ihrer Seele, in diesem von ihr verordneten Hause zu verwahren mit der Bitte an die Nachwelt: Daß das verweßete bis zur Wiederkunft des schönen Geistes allhier unbehindert ruhen möge.“ — —

<sup>2)</sup> Einer der letzten Hofprediger war Friedrich Lucae, der bekannte, so heftig von Thebesius bekämpfte Chronist.

kirche zufallen solle. Es steht fest, daß noch bis zum Jahre 1698 evangelische Geistliche bei der Kirche amtierten.<sup>1)</sup>

Zuletzt haben die Patres der Jesuiten-Societät die alte Hofkirche noch bis in das zweite Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts in Benutzung gehabt, ohne daß an dem Baubestand der Kirche etwas wesentliches verändert worden wäre. Was schließlich zu dem Abbruch des größten Theils der alten Kirche und zu ihrem Neubau führte, wird im nächsten Abschnitt erläutert werden.

### III. Der Bau des 18. Jahrhunderts.

Der Kampf um den Besitz der Johanniskirche, der am Schluß des vorigen Abschnitts bereits angedeutet wurde, hatte um die Wende des Jahrhunderts eingesetzt; die beiden sich Befehdenden Gegner waren das Breslauer Domkapitel und der vom Kaiser begünstigte Jesuitenorden. Das Domkapitel berief sich auf die in der Reformationszeit erfolgte Übertragung des vom Herzog Wenzel a. 1348 begründeten Kollegiat-Stiftes auf die Johanniskirche. Ein sichtbarer Beweis dieser Übertragung seien die zahlreichen Epitaphien von Domherren, die mit vielen Bildern, Statuen und Inschriften bei Gelegenheit des Domabbruches in die Johanniskirche überführt worden seien; ja das Grabmal des Stifters der Domkirche, Herzog Wenzels, sei damals mit herüber geschafft worden.<sup>2)</sup> Die noch lebenden Domherren hätten bis zu ihrem Tode bei St. Johann weiter amtiert und die Franziskaner-Mönche hätten ihnen Platz machen müssen; ihnen wäre eine besondere Kapelle für ihre Andachtsübungen eingeräumt worden usw., kurz die Johanniskirche habe die volle Erbschaft des Domes angetreten. Dem gegenüber vertraten die Jesuiten den Standpunkt, daß die Kirche stets mit dem Fürstenhause in engster Verbindung gewesen sei. Der Stifter der erweiterten Johanniskirche sei Herzog Wenzel selbst, die Kirche bis zum Tode des letzten Piasten Hof- und Begräbniskirche des herzoglichen Hofes, aber niemals Domkirche gewesen. Der Stifter sei auch in der Kirche begraben und sein Grabdenkmal (wenn auch jetzt durch den Altar verdeckt) befinde sich noch im Chore der-

<sup>1)</sup> Vgl. W. pag. 23, wo die Namen der letzten beiden Pastoren angegeben sind.

<sup>2)</sup> Auch die in Stein gemeißelte Stiftungsurkunde kam damals sicher in die Johanniskirche, wo sie an einem Pfeiler eingemauert wurde, und manchen Historiker irre geführt hat (Theb. I 20/21.)

Sie lautete:

Anno Dom. MCCCXLVIII fundatum & dotatum est istud collegium per inclytos Præps. Wenceslaum & Ludovicum, fratres etc.

Anno Dom. MCCCXCVII incepta est fabrica hujus ecclesiae, quae Anno Dom. MCCCCXXV consecrata est in Honore St Sepulcri Dominici, Beatae Mariae Virginis, S. Wenceslai, Hedwigis & Mariae Magdalenaе Beatarum.

selben. Die Versetzung der Domherren, für die eben kein anderer Platz gewesen, an die St. Johanniskirche beweise nichts.

Das bereits mehrfach erwähnte Aktenstück: Memorialis über die hiesige Jesuiten-Sozietät de 1701 gibt über den interessanten Streit, der schließlich vom Kaiser zu Gunsten des Ordens entschieden wurde, nähere Auskunft. Im Jahre 1698 wurde die Johanniskirche endgültig auf Befehl des Kaisers Leopold für den evangelischen Gottesdienst geschlossen und im Jahr darauf feierlich den Jesuiten übergeben, die dann noch bis zum Jahre 1714 ihren Gottesdienst im alten Gebäude abhielten.<sup>1)</sup>

Mit dem Übergang der Kirche an den Orden war auch das Schicksal des mittelalterlichen Baues entschieden. Der mächtige, von der neuen Regierung und dem Wiener Hofe aus politischen und konfessionellen Gründen in jeder Beziehung unterstützte, dazu über unbeschränkte Geldmittel<sup>2)</sup> verfügende Orden beabsichtigte die Errichtung eines umfangreichen Kollegien-Gebäudes auf dem Grundstück des alten Klosters. Dazu gehörte aber auch eine stattliche Kirche. Das kleine alte Kloster-Kirchlein paßte nicht mehr in den Rahmen dieser hochfliegenden Pläne, paßte nicht mehr in die moderne Zeit. Dazu kam, daß der westliche Teil der Kirche, wie schon oben bemerkt, tatsächlich Spuren von Baufälligkeit zeigte.<sup>3)</sup> Zunächst handelte es sich jedoch um den Neubau des Kollegiengebäudes, für welches im Zusammenhang mit dem Kirchen-Projekt bereits ausführliche Baupläne ausgearbeitet worden waren. Einer dieser Pläne — er entspricht hinsichtlich des Kollegiengebäudes ungefähr der Ausführung — von einem Breslauer Baumeister Johann Georg Knoll d. d. 10. November 1700 herrührend, ist uns erhalten. Danach war die ganze Länge des Grundstücks bis zur Einmündung des Steinmarktes in die Mauerstraße durch das Bauprojekt in Anspruch genommen. Das Hauptgebäude wäre bei einer Frontlänge von etwa 200 m, wenn ganz zur Ausführung gekommen, der größte Monumentalbau von Liegnitz geworden. Im Jahre 1700 waren alle Vorarbeiten soweit gediehen, daß die feierliche Grundsteinlegung des Kollegiengebäudes erfolgen konnte, das dann

<sup>1)</sup> Die in den Jahren 1699—1714 verstorbenen Patres wurden auch in der Johanniskirche in den vor der Fürstengruft belegenen Grabgewölben beigesetzt, wie eine im Jahre 1911 bei Gelegenheiten von Innenarbeiten vorgenommene Untersuchung erwiesen hat. In einem vor dem nördl. Eingang zum Pflaustum belegenen Gewölbe fanden sich Sarg- und Leichenreste, darunter ein Zinkfäßchen mit dem Namen eines Paters (Schönfelder) und der Jahreszahl 1703.

<sup>2)</sup> Diese beruhten hauptsächlich in der Springenstein-Stiftung. Der österreichische General Freiherr von Springenstein († 1636) und seine Gemahlin geb. Gräfin von Harrach († 1645), denen die Herrschaft Deutsch-Wartenberg gehörte, hatten, da sie kinderlos waren, ihr gesamtes Vermögen den Jesuiten zur Stiftung eines Seminars für arme Studierende vermacht.

<sup>3)</sup> Nach W. (pag. 22) ist die Kirche bereits 1594 „sehr baufällig“ gewesen, so daß sie von Herzog Friedrich IV. „verbessert“ werden mußte.

bis zum Jahre 1706<sup>1)</sup> in dem Umfange, in dem es auf unsere Tage gekommen ist, im Wesentlichen fertiggestellt wurde. Nun hatte auch die letzte Stunde der alten Kirche geschlagen. Den Anstoß zum Abbruch des ehrwürdigen Baues soll der im Februar 1714 erfolgte Einsturz eines Theils des Kirchengewölbes während des Gottesdienstes gegeben haben. Der Abbruch, der nunmehr alsbald in Angriff genommen wurde, erstreckte sich jedoch nur auf den westlichen Teil der Kirche bis zur Fürstengruft. Letztere mußte gemäß besonderer Bestimmung der kaiserlichen Überweisungsurkunde vom 2. Mai 1699 erhalten bleiben.<sup>2)</sup> Gründe der Pietät mochten hier wohl in erster Linie mitgesprochen haben, auch mußte der Stimmung des Volkes, die der Vernichtung der erst vor wenigen Jahrzehnten errichteten Ruhestätte seines alten Herzogs-Geschlechtes mit Recht widerstrebt haben würde, Rechnung getragen werden. Im Übrigen ist bei dem Abbruch der alten Kirche recht wenig pietätvoll verfahren worden. Zahlreiche, zum Teil künstlerisch und historisch wertvolle Epitaphien, wie das Grabmal Friedrichs II., der schöne Hochaltar mit dem Grabmal der Markgräfin von Brandenburg, die Grabsteine eines Trozendorff, eines Hardeck und Hans von Schweinichen sind spurlos im Bauschutt der alten Kirche verschwunden oder haben gar als Baustoff beim Neubau Verwendung gefunden.<sup>3)</sup>

Der Orden hatte also bei seinen Bauplänen mit der Beibehaltung der Fürstengruft zu rechnen. Aber Platz, sehr viel Platz beanspruchte die neue Kirche und vor allem das Kollegiengebäude. Bei Errichtung des Kirchen-Neubaues in der Längsachse der alten Kirche — was am nächsten lag —<sup>4)</sup> wäre einmal der knappe Bauplatz nicht genügend ausgenützt worden, andererseits hätte eine derartige Lösung den zweckmäßigen Anschluß des Kollegiengebäudes und die Entwicklung seiner Hauptfassade an der Straße ungemein erschwert. Der Architekt des Ordens sah sich daher genötigt, die Hauptachse

<sup>1)</sup> Die Jahreszahl ist durch die, ein Chronogramm enthaltende, Widmungsinschrift im Giebelfelde des Eingangs-Risalits sichergestellt.

<sup>2)</sup> Vgl. den bei Kraffert III S. 296/99 abgedruckten kaiserlichen Donationsbrief vom 2. Mai 1699, wo es heißt: der Jesuiten-Orden „solle das in der Kirche S. Johannis aufgerichtete Mausoleum der abgestorbenen Liegnitzer Fürsten in suo esse bauständig zu erhalten und nichts daran zu ändern, einzureißen oder zu verbauen, unter was Prätext es auch geschehe, schuldig und gehalten sein.

<sup>3)</sup> Nur vom Grabmal des Herzogs Wenzel und seiner Gattin sind die beiden Figuren erhalten geblieben und wahrscheinlich schon damals in die Peter-Paul-Kirche überführt worden. Das Trozendorff-Denkmal soll nach einer Notiz bei Kraffert III, S. 124, dem Rektor Gottfried Thilo in Brieg geschenkt worden sein. Dort eingezogene Erkundigungen haben aber zu keinem Resultat geführt.

<sup>4)</sup> und was zu einer ähnlichen Lösung geführt haben würde wie bei der Klosterkirche zu Grüssau, wo die Fürstengruft hinter dem Hochaltar liegt und durch 2 beiderseits des Altars befindliche Türen zugänglich gemacht ist.

der neuen Kirche quer und annähernd rechtwinklig zur Längsrichtung des Altbaues anzunehmen. Hierbei kam auch die wichtige Turmfront, die das Schaustück des Ganzen bilden sollte, mit den Eingängen hart an die Straße zu liegen und gestattete dort eine besonders prunkvolle Ausgestaltung der Architektur. Die Ordens-Niederlassung in einer Stadt wie Liegnitz, neben Breslau der wichtigsten Stadt Schlesiens, forderte zu einer Glanzleistung auch auf architektonischem Gebiete geradezu heraus, und der herrschende, damals seinem Höhepunkt zustrebende Barockstil begünstigte die Erreichung dieses Zieles ganz besonders. Der Schwerpunkt der Außenarchitektur wurde, wie bei den meisten Kirchen des Barocks, auf die Entwicklung der Eingangsfront gelegt, die wie üblich und bei Jesuitenbauten fast traditionell, in einer zweitürmigen Anlage gipfelte. Da die Türme bei angemessenem Abstände von einander den übrigen Stadt-Türmen gegenüber in der Höhenabmessung nicht merklich zurückstehen durften, mußte ihr Unterbau, wie überhaupt die ganze Westfront des Neubaus eine stattliche Breite erhalten. Hierzu kamen konstruktive Rücksichten: Die weitgespannten Gewölbe des Hauptschiffes erforderten ungemein kräftige Widerlager bezw. Strebebögen, die nicht, wie bei gotischen Bauten nach außen heraustreten durften, sondern in das Innere hereingezogen werden mußten. Hierdurch wurden die tiefen Seitenkapellen bedingt, so daß sich schließlich für die Gesamtbreite der Kirche das Maß von fast 30 m ergab. Schließlich nötigten örtliche Verhältnisse, namentlich die Einmündung der Johannisstraße in den Steinmarkt, dazu, den gesamten Gebäude-Komplex von Kirche und Kollegiengebäude möglichst weit nach Osten hinzuschieben. Das Eingangsportal zu letzterem mit dem architektonisch reich ausgebildeten Giebelvorbau, so dicht derselbe sich auch an die Kirche anschmiegt, konnte zwar nicht genau in die Achse der vom Ringe her gerade auf den Eingang zu laufenden Straße gerückt werden, kam jedoch, je weiter nach Osten, in desto freiere Lage, um mit dem die Widmungsinchrift enthaltenden Giebel von der Straße, ja vom Ringe aus noch gut übersehen werden zu können. Andernfalls wäre das Eingangsportal hinter der Ostfront des Akademie-Gebäudes verschwunden und auch die Türme der Kirche hätten sich vom Markte aus nicht mehr so günstig präsentiert. All' diese Verhältnisse waren bestimmend für die Lage des Neubaus und zwangen schließlich dazu, die im Wege stehende Fürstengruft, da sie nicht beseitigt werden konnte, etwa zur Hälfte zu überbauen, so daß sie nur soweit noch vortrat, als es die Fensterlage der Lichtzuführung wegen unbedingt erforderte.<sup>1)</sup> Damit kam die Kuppel des

<sup>1)</sup> Beral. hierzu die beigelegten Abbildungen Figur 3 und 4. Bei Figur 3 ist die Umrißlinie der alten Kirche, wie sie vor dem Abbruch aussah, in die neue Fassade eingezeichnet, bei Figur 4 die Mittelachse des Altbaues angedeutet.



Fig. 3.

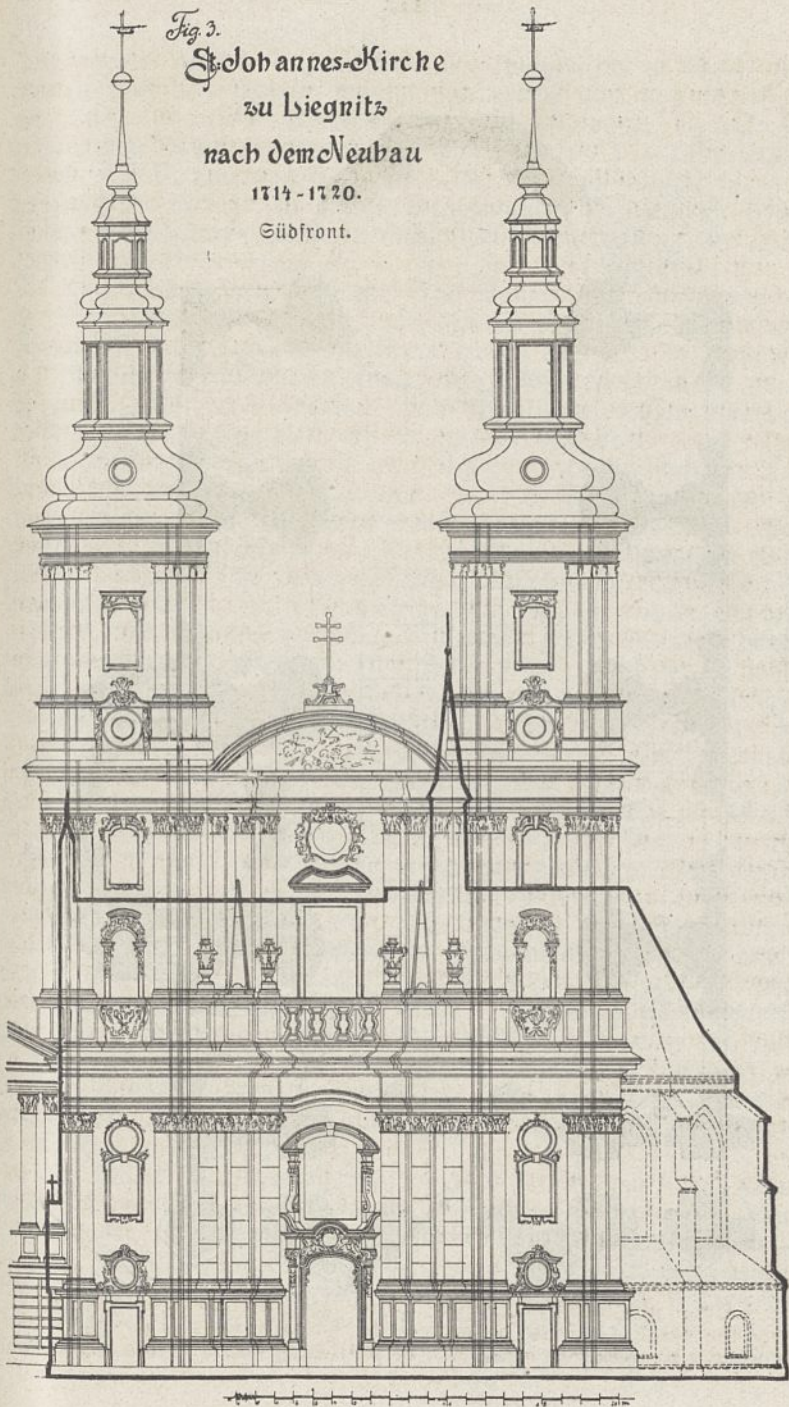
S. Johannes-Kirche

zu Liegnitz

nach dem Neubau

1714 - 1720.

Südfront.



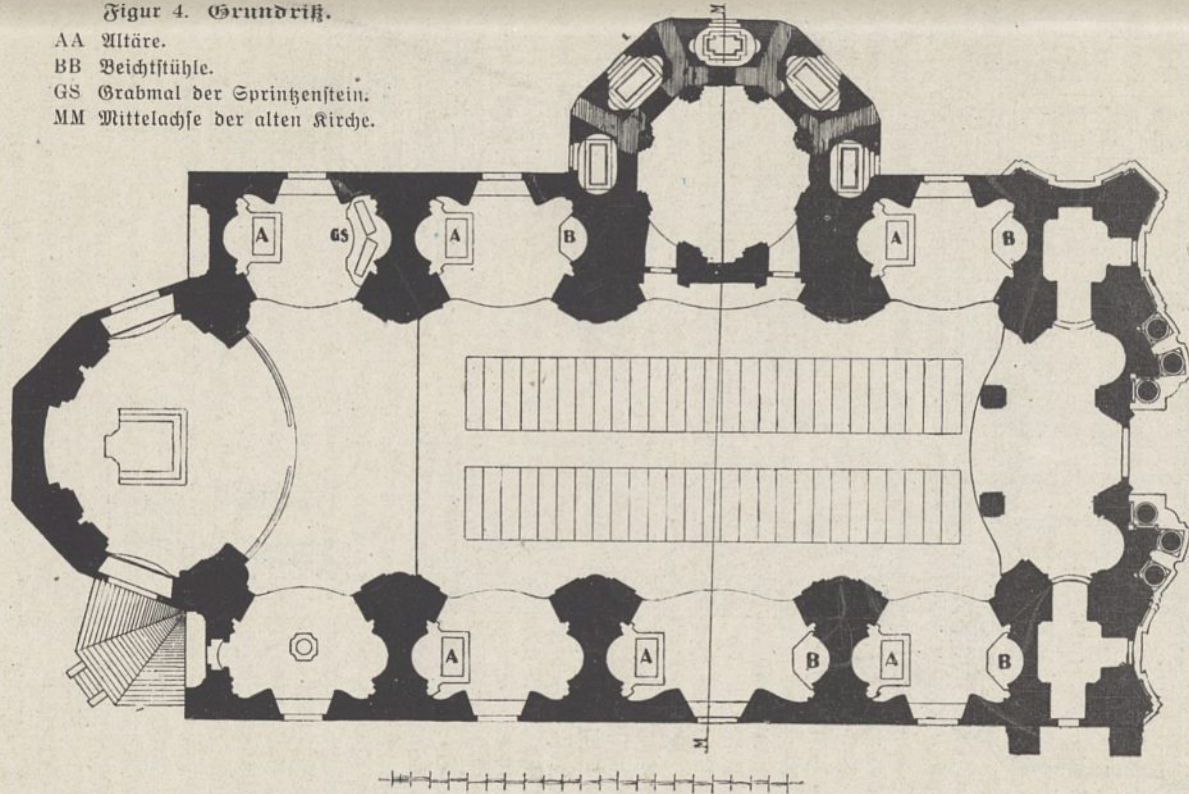
Figur 4. Grundriß.

AA Altäre.

BB Beichtstühle.

GS Grabmal der Sprinzenstein.

MM Mittelachse der alten Kirche.



Mausoleums halb unter das Dach der Hauptkirche zu liegen, halb ragt sie noch aus letzterer heraus und wurde dort aus technischen wie architektonischen Gründen mit einem niedrigen, bogenförmig gekrümmten Dache abgedeckt. So war denn der 3<sup>1/2</sup> Jahrhunderte ältere, dereinst hochragende Chorbau des Herzogs Wenzel zu einem bescheidenen Anbau der Kirche herabgedrückt, der jetzt in seinem schlichten Backsteingewände in auffälligem Gegensatz zu der prunkvollen Barockkirche steht.

Der Neubau war im Jahre 1720 soweit fertiggestellt, daß am 30. März des gen. Jahres, zu Ostern, die Jesuiten mit dem Venerabile ihren feierlichen Einzug halten konnten; der während der Bauarbeiten im Refektorium abgehaltene Gottesdienst wurde eingestellt. An der Turmfront wurde inzwischen noch weitergebaut und ihre Vollendung fand erst im Jahre 1727 statt.

Betrachten wir nun zuerst das **Außere** des großartigen Neubaus, und zwar die **Südf r o n t** — die Seitenfronten bieten mit ihren schlicht gepuzten Flächen wenig Bemerkenswertes —. Diese Haupt- und Straßenfront, in allen wichtigen Bauteilen aus Werksteinen konstruiert, ist zu einem architektonischen Glanzstück herausgearbeitet worden; namentlich ist die Wirkung der unteren Turmgewölbe durch das unvergleichliche Linienspiel der im Grundriß bogenförmig nach innen gekrümmten Umfassungswände, durch die auf hohem Sockel sich aufbauenden doppelten Pilasterstellungen mit ihren kraftvollen Gesimsen und Balustraden, ihren reizvollen Tür- und Fenster-Verdachungen usw. aufs Höchste gesteigert. Fast noch reicher ist der Zwischenbau über dem Haupteingang gegliedert; hier löst sich die Pilasterstellung in mächtige, stark vortretende Vollsäulen auf, die das zurückliegende Portal kraftvoll flankieren und über dem nach Kühner Unterbrechung meisterhaft zurückgekröpften Gesims durch Spitzsäulen und mächtige Vasen bekrönt werden. Den Hintergrund zu letzteren bildet das obere Geschöß mit seiner ruhigen Pilasterstellung, dessen flachbogiger Giebelabschluß, den Dachfirst des Kirchenschiffes verdeckend, in der Mitte ein hohes, schön geformtes doppelarmiges Kreuz trägt. Die wuchtige Architektur des unteren Geschosses mildert sich augenscheinlich nach der Höhe zu stufenweise und die von der Fassade losgelösten Türme zeigen bereits schlichtere Formen, um zuletzt mit ihren kupfergedeckten, doppelt durchbrochenen Spitzen bei trefflich abgestimmter Verjüngung in die Luft auszuklingen.

Es bleibt zu bedauern, daß der enge Straßenzug keinen geeigneten Standpunkt bietet, um den Prachtbau mit einem Blicke überschauen, seine Schönheit in ruhiger Sammlung genießen zu können. Aus zu großer Nähe — etwa von der gegenüberliegenden Straßenseite aus — betrachtet, machen die grotesken Formen des Unterbaues einen verwirrenden, fast beängstigenden Eindruck und der nach oben schweifende Blick verliert jegliche Übersicht; seitlich aber,

und von größerer Entfernung, erscheint die Architektur in zu starker Verkürzung, die zusammengedrängten Glieder verdecken sich gegenseitig, und es geht viel von der Schönheit des Ganzen verloren.

Treten wir jetzt durch das Hauptportal in das Innere der Kirche, so werden wir geradezu überrascht durch die schönen Verhältnisse, die Weiträumigkeit und Helligkeit des Hauptschiffes. Dasselbe ist — wenn man von dem schmalen Turmjoch absieht — 4jochig, wobei das zweite, in der Achse der Fürstengruft belegene Joch auffallend breiter als die übrigen ausgebildet ist.<sup>1)</sup>

Die massigen Pfeiler sind durch paarweis schräggestellte Pilaster, vor dem Altarraum durch frei vortretende Säulen auf hohem Sockel in trefflicher Weise gegliedert und wirken hierdurch leichter und raumöffnender. Die mit schönen Kapitälern und verkröpften Gesimsen endigenden Pilaster und Säulen würden noch überzeugender wirken, wenn sich auf sie die das Gewölbe früher gliedernden, stark vortretenden Gurtbögen noch stützten. Die schön geformten Emporenbögen mit ihren Brüstungen, in der Mitte leicht vortretend, schmiegen sich den Pfeilern ungezwungen an und scheinen, auf Konsolen aufsetzend, die letzteren kaum zu belasten.

Durch die tiefen Seitenskapellen bekommt das Innere fast den Charakter einer dreischiffigen Anlage, auch wird die Wirkung der Weiträumigkeit durch die bedeutende Höhenlage der Emporen noch verstärkt. Vom Langhaus steigt man zu dem um eine Stufe höher liegenden Altarraum hinauf und betritt zunächst einen querschiffartigen, von Westen nach Osten durchgehenden Vorplatz, an dessen westlichem Ende der Taufstein aufgestellt ist und die Tür zu der (übrigens erst im Jahre 1878 angebauten) Sakristei sich öffnet. Unter diesem Querschiff — wie hier gleich bemerkt werden soll — zieht sich in dessen ganzer Länge ein düsteres Gruftgewölbe hin, fast zur Hälfte ausgefüllt mit zerfallenen Särgen und modernem Gebeinen. Hier ruhen seit Eröffnung der neuen Kirche diejenigen Mitglieder des Ordens, die während der wenigen Jahrzehnte seines Bestehens am hiesigen Orte verstorben sind.<sup>2)</sup> Der Zugang zu dieser Gruft befindet sich fast unmittelbar vor der bereits erwähnten Stufe im Mittelgang des Schiffes und ist mit einer großen Steinplatte geschlossen, die aber 1911 mit dem Plattenbelag des Ganges bei Gelegenheit seiner Erneuerung überdeckt wurde und jetzt vollkommen unsichtbar ist.

Die eigentliche Altarnische, wieder um eine Stufe erhöht, ist innen halbrund, außen polygonal geschlossen, kugelförmig über-

<sup>1)</sup> Um die Eingänge zum Mausoleum nicht zu verbauen, war diese Anordnung notwendig; sie ermöglichte, nebenbei Teile der Fundamente, ja vielleicht sogar des aufgehenden Mauerwerkes des Altbaues für die neue Kirche zu benutzen.

<sup>2)</sup> Vielfach liegen bei den Sargresten noch die kleinen Zinktäfelchen, auf denen Namen und Todestag der beigesetzten Patres eingraviert waren.

wölbt und gegen den Vorplatz durch eine bogenförmige Brüstung — die Kommunionbank — abgetrennt.<sup>1)</sup>

An der Südseite des Schiffes ist zwischen den Türmen die Orgelempore eingebaut. An der westlichen und östlichen Langseite, in letzterer nur durch die Fürstengruft unterbrochen, ziehen sich in gleicher Höhe Seiteneemporen hin, die bis in den Altarraum reichen und durch die oberen Fenster der Seitenfronten gut beleuchtet werden. Während der Zugang zur Orgelbühne und westlichen Seiteneempore vom Kollegiengebäude aus erfolgt, vermittelt diesen bei der anderen Empore eine im östlichen Turm befindliche hölzerne Wendeltreppe.

Die um eine Stufe gegen das Schiff erhöhten Seitenkapellen sind durch hohe Fenster erhellt, die im Zusammenhang mit den Emporenfenstern dem Mittelschiff eine reichliche, gut verteilte Tagesbelichtung gewähren. Die flachen Gewölbe dieser Kapellen tragen zugleich den Fußboden der Emporen.

Die Decke des Mittelschiffes war ursprünglich massiv und wurde durch quergelegte böhmische Kappen zwischen breiten, von Pfeiler zu Pfeiler gespannten Gurtbögen gebildet, die bei einer Weite von etwa 15 m, wie schon oben bemerkt, einen gewaltigen Seitenschub ausüben mußten. Das Gewölbe erwies sich denn auch sehr bald als zu kühn konstruiert, erhielt Risse und stürzte im Jahre 1744 zum Teil ein, und zwar allem Anschein nach zuerst das breitere Feld vor der Fürstengruft.<sup>2)</sup> 1793 stürzten weitere Teile ein (Kraffert III S. 232). Nur das über der Orgelempore befindliche Gewölbe, dem die Türme ein sicheres Widerlager boten, blieb fest und besteht heute noch; im übrigen wurde bei der Instandsetzung des Kirchenschiffes eine auf Holzschalung gepuzte Decke angebracht, deren dürftige Bemalung die monumentale frühere Gliederung leider nicht zu ersetzen vermag.

Von den älteren Ausstattungsstücken der Kirche können nur wenige den Anspruch auf künstlerische Bewertung erheben, so die in einen der westlichen Pfeiler eingebaute Kanzel und einzelne Seitenaltäre. Letztere stammen zum Teil aus früheren Kloster-

<sup>1)</sup> In der Mitte steht der aus neuerer Zeit stammende Hochaltar, dessen Hintergrund eine in klassizistischen Formen gehaltene Säulenstellung mit hohem, mittlerem Aufsatz bildet, die sich in ihrer gebogenen Grundrißanordnung der Nischen-Rundung anschließt. Dieser Hochaltar ist nach einer Zeichnung Gaudenzio Ferrari's im Jahre 1880 begonnen und aus Marmor und farbigem Stuckmarmor auf Holzunterlage errichtet worden. (Vgl. Zum Winkel: „Die Stadt Liegnitz seit 1809.“ Liegnitz, Verlag der Stadtgemeinde. 1913, Seite 536.) Bei aller Monumentalität und Gediegenheit wirkt der Hintergrund ziemlich nüchtern und ist erst in neuester Zeit durch die Einstellung von Figuren in die Interkolumnien wesentlich verbessert worden.

<sup>2)</sup> Nach den Rathausakten hat auch eine fehlerhafte Dachkonstruktion den Bauunfall mit verschuldet.

kirchen;<sup>1)</sup> auch ist in der zweiten westlichen Kapelle der Fürstengruft gegenüber der ursprüngliche Hochaltar zur Aufstellung gekommen.

Von Holzarbeiten sind das Kirchengestühl des Mittelschiffes, sowie die in einigen Seitenkapellen stehenden Beichtstühle beachtenswerte Erzeugnisse der Holzbildhauerkunst. Endlich ist der in der Mitte des Schiffes schwebende Messingkronleuchter von künstlerischen Wert. Im übrigen macht das ganze Innere der Kirche mangels einer stilgerechten Ausmalung einen unfertigen Eindruck. Das Element der Farbe ist eben von den, auf sinnliche Wirkung ganz besonders eingestellten, Kirchenbauten der Barockzeit so untrennbar, daß alle Schönheiten der Architektur dafür keinen Ersatz bieten können. Dazu kommt hier die Ede des unmonumentalen Holzgewölbes mit seiner aus neuerer Zeit stammenden nüchternen Bemalung, der geringe Kunstwert vieler Ausstattungsstücke, wie der Figuren und Stations-Bilder an den Wänden u. a. m., was die günstige Wirkung des weiträumigen Mittelschiffes herabzustimmen geeignet ist.

Bevor die geschichtlichen Vorkommnisse des 18. Jahrhunderts weiter verfolgt werden, mögen hier noch einige Bemerkungen über das mit der Kirche so eng verknüpfte Kollegiengebäude Platz finden.

Von dem großartigen Plan, der dem Wohn- und Lehrgebäude des Ordens zugrunde lag, ist schon oben die Rede gewesen. De unmittelbar an die Kirche angrenzende Teil auf etwa 120 m Länge sollte nach dem aufgefundenen Plan ein einheitliches, 3geschossiges Ganze bilden; die Fassade am Steinmarkt war gegliedert durch ein 2achsiges Mittel- und zwei gleichartige 3achsige Seitenrisalite, dazwischen waren zwei Rücklagen von je fünf Fensterachsen projektiert. Nur eine dieser Rücklagen mit dem östlichen Seitenrisalit ist zur Ausführung gekommen, vom Mittelrisalit nur das östliche Pilaster-Paar. Die Architektur besteht in einer durch die beiden Obergeschosse reichenden Pilasterstellung über dem kräftig gequadrerten Untergeschoß und schließt sich in ihrer gediegenen Ausführung durchaus würdig und organisch der Kirchen-Architektur an. Die Straßenfront bricht jetzt beim Haupttreppenhaus ab, also beim Ansatze des nach der Mauerstraße hin sich erstreckenden Westflügels; der übrige westliche Teil des Grundstücks ist teils unbebaut geblieben, teils später anderweitig bebaut worden. Nur am äußersten westlichen Ende des Grundstücks ist damals noch das in schlichteren Formen gehaltene Seminar-Gebäude errichtet worden.

<sup>1)</sup> So die der beiden ersten Kapellen (östlich und westlich) dem St. Franciscus und St. Antonius geweihten Altäre aus der früheren Franziskaner-Klosterkirche vor dem Haynauer Tore; in den beiden hinter der Fürstengruft belegenen Kapellen, ein St. Hedwigs- (mit neuerem Altarbild) und St. Annen-Altar vermutlich aus der Kirche des früheren Benediktinerinnen-Klosters (jetzt Saal der Oberrealschule).

Der ganze Nordflügel des Hauptgebäudes, der die zweite Verbindung des Westflügels mit der Kirche herstellen und somit den großen Mittelhof gegen die Mauerstraße abschließen sollte, ist unausgeführt geblieben; nur die am Westflügel und an der Kirche im Rohbau stehen gebliebenen Ansatzstellen lassen erkennen, wie der Ausbau dieses Flügels gedacht gewesen ist.

\*                      \*                      \*

Seit dem schlimmen Bauunfall im Jahre 1744 stand die Johannis-Kirche fast sechs Jahrzehnte lang wüste und leer; zu den von Sturm und Wetter eingedrücktten Fenstern strich Regen und Schnee herein, das Dach wurde schadhaft, der innere Putz fiel teilweise ab und die Mauern bekamen Risse, die Stuckornamente verwitterten. Im Äußeren hielten nur die Sandsteinornamente, vor allem die zum größten Teil in diesem soliden Material erbaute Turmfassade den Witterungseinflüssen stand. Um die Unterhaltung kümmerte sich, namentlich seit Aufhebung des Jesuitenordens (1773), niemand mehr, so daß die Kosten einer etwaigen Wiederherstellung nach und nach fast unerschwinglich wurden. In diesen für den Baubestand des kaum fertig gewordenen Neubaus so verhängnisvollen Jahrzehnten mag auch der noch bestehende Rest des Altbaues mit der Fürstengruft großen Schaden genommen haben. Auch hier wird durch zertrümmerte Fenster und schadhafte Dächer Regen, Schnee und Kälte eingedrungen sein und Gemälde wie Stuckornamente, namentlich in dem aus dem Neubau heraustretenden Teile des Mausoleums, beschädigt haben. Die beim letzten Instandsetzungsbau gemachten Beobachtungen sowie der Zustand der Gruft vor dieser Instandsetzung bestätigen diese Annahme.

Der katholischen Kirchengemeinde war nach Einführung der Reformation keine Pfarrkirche in Liegnitz übrig geblieben; nur die frühere herzogliche Hauskapelle auf dem Schloß war schon 1676 für den evangelischen Gottesdienst geschlossen und vom 25. Januar des folgenden Jahres an den Katholiken zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen und geistlichen Amtsverrichtungen überwiesen worden. Als diese Kapelle dem großen Schloßbrande im Jahre 1711 zum Opfer fiel, benutzte die Gemeinde bis 1727 mit Unterbrechungen die Klosterkirche „zum heiligen Kreuz“, später die inzwischen fertiggestellte am Bischofshofe belegene Kuratalkirche St. Johannes Nepomuk, die sich aber für die zahlreicher werdende Gemeinde gegen Ende des Jahrhunderts als zu klein erwies. In ihrer Bedrängnis wandte sich die Gemeinde durch Vermittlung des damaligen Staatsministers in Schlesien, Grafen von Hoym, an den König Friedrich Wilhelm III. mit der Bitte um Überlassung der wüst stehenden Jesuiten-Kirche nebst dazugehörigem Kollegiengebäude. Der König willfahrte dem Gesuch und im Jahre 1801 erfolgte die erbetene Schenkung, zugleich die Genehmigung, in ganz Schlesien

eine Kollekte zur Aufbringung der Baukosten zu veranstalten. Der Erfolg dieser Kollekte, an der sich auch die Evangelischen rühmlichst beteiligten, war ein so glänzender, daß mit den kostspieligen Instandsetzungsarbeiten sehr bald begonnen werden konnte. In wenigen Jahren waren diese beendet und schon am 12. August 1804 konnte die wiederhergestellte St. Johanniskirche ihre feierliche Weihe erhalten, um von da ab katholische Stadt-Pfarrkirche zu bleiben.

Wenn man von der durch ein Holzgewölbe ersetzten Steinwölbung absieht, war das Innere in allen wesentlichen Teilen unverändert geblieben, ebenso die Außen-Architektur, nur wurde das wahrscheinlich haufällige Dachreitertürmchen über dem hohen Chor, das dem an sich so überaus langweiligen Kirchendach noch einen gewissen Reiz verliehen hatte, leider beseitigt.

Zu einer ausreichenden Instandsetzung der Fürstengruft mochten die Mittel nicht mehr gereicht haben, vermutlich sind nur die aller-notwendigsten Ausbesserungsarbeiten an den Fenstern und am Dach des Mausoleums damals vorgenommen worden.

Wie wenig Interesse und Pietät der ehrwürdigen Gruft des alten Herrschergeschlechtes entgegengebracht wurde, beweisen die bedauerlichen Vorkommnisse, die sich im ersten Jahrzehnt des verfloffenen Jahrhunderts in den Räumen des Mausoleums abgespielt haben und über denen noch jetzt ein vielleicht niemals mehr aufzuhellendes Dunkel schwebt. In den Jahren 1807 bis 1809, „höchstwahrscheinlich während der feindlichen Invasion — wie es in der Pfarr-Matrikel heißt —, ist nämlich ein Teil der Särge aus der unterirdischen Gruft entwendet und anderweitig verbracht worden.“ Wie schon im zweiten Abschnitt mitgeteilt wurde, standen beim Übergang der Johanniskirche an den Jesuiten-Orden noch 15 Särge fürstlicher Personen aus dem 16. und 17. Jahrhundert in der unteren Gruft; sie mochten inzwischen — soweit aus Holz bestehend, also wohl die wenigen Kindersärge — bereits zerfallen und vermorscht gewesen sein, zweifellos befanden sich aber auch viele Metallsärge darunter; diese bis auf zwei sind vermutlich in der genannten Zeit entwendet worden. Es ist anzunehmen, daß die Räuber durch die Kapellenfenster in das Mausoleum und dann nach Abhebung der damals in der Mitte des Fußbodens liegenden Verschlußplatte in die unterirdische Gruft eingedrungen sind. Dort müssen dann die Särge zerschlagen und die Stücke durch die enge Öffnung im Gewölbe hinausbefördert worden sein. Da die fürstlichen Leichen zum Teil mit Schmucksachen — Armbänder und Ringe werden ausdrücklich genannt — beigelegt gewesen waren, so mögen die Diebe reichliche Beute eingeheimst haben. Man fragt sich nun mit Recht, wie konnten solche aller Pietät hohnsprechende Handlungen ohne Wissen und sozusagen unter den Augen der kirchlichen Pfarrbehörde unbehindert zur Ausführung kommen? Es ist nur anzunehmen, daß die Diebereien entweder ganz geheim betrieben wurden und daher



unbemerkt blieben, oder daß die Aufsichtsbeamten der Gewalt weichen mußten. Tatsache ist, daß alle später angestellten Untersuchungen resultatlos verliefen und schließlich mit Genehmigung des Königs ganz eingestellt wurden.<sup>1)</sup>

Erst im Jahre 1819 scheint man sich zum ersten Mal einer Unterhaltungspflicht dem fürstlichen Mausoleum gegenüber ernstlich bewußt geworden zu sein; wenigstens meldet die Pfarrmatrikel aus diesem Jahr, daß „das Innere der Fürstengruft ausgebessert worden sei und die Reparaturkosten 150 Thlr. betragen hätten.“ Hierbei wurden — wie es an einer anderen Stelle heißt — „die ganz verwitterten Gemälde vollends überweißt.“ Es beginnt damit eine bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts sich hinziehende Reihe von „Renovationen“, die das edle Bauwerk zwar vor gänzlichem Verfall bewahrt, aber auch schrittweise zu seiner Verstümmelung beigetragen haben. Welchen Grad der Vernachlässigung und Verschandlung der Prachtbau der Herzogin Luise vor etwa 20 Jahren aufwies, wird im letzten Abschnitt ausführlicher dargetan werden. Hier sei nur in großen Zügen noch der Hauptereignisse gedacht, die mit der Geschichte unserer Kirche und der Fürstengruft im Zusammenhang stehen.

Die Berauber der Fürstengruft hatten aus irgend welchen Gründen zwei Zinksärge<sup>2)</sup> im unteren Gewölbe stehen gelassen, und bei der im Jahre 1819 wohl zum ersten Mal stattfindenden gründlichen Instandsetzung der Gruft mag man auch die Frage erörtern haben, was soll mit diesen Särgen geschehen? Von den fünf Sargnischen der oberen Gruft standen damals zwei ganz leer; die aus Stuck gefertigte Auferstehungsgruppe in der Mittelnische, wo sie am Ende des 18. Jahrhunderts noch gesehen worden war, mochte inzwischen so schadhast geworden sein, daß man sie beseitigt hatte<sup>3)</sup>, und die fünfte Nische war seit der Erbauung des Pflasterums aus den im Abschnitt II. angegebenen Gründen noch immer unbesezt. Es lag daher nahe, diese voraussichtlich sonst für immer leer bleibenden Kapellchen mit den beiden letzten, überhaupt noch vorhandenen Pflastersärgen zu besezen, um sie so der Nachwelt zu erhalten. In der unterirdischen Gruft wären sie wegen der dort herrschenden Feuchtigkeit doch in absehbarer Zeit verdorben und verfallen. Es ist das Verdienst des damaligen Stadtpfarrers Ober, die Umstellung der beiden Särge vorgenommen zu haben, wobei

1) Da in der Zeit von 1773 (Aufhebung des Ordens) bis 1804 die Kirche sozusagen herrenlos war, ja bereits seit 1744 unbenuzt stand, ist es nicht ausgeschlossen, daß schon früher Beraubungen der Särge stattgefunden haben, fallen doch der zweite Schlesiße und der Siebenjährige Krieg in diese Zeit.

2) Der Fürstin Sophie Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Georg Rudolph († 1622) und des Herzogs Ludwig IV. († 1663).

3) Büßhing auf seiner „Geschäftsreise“ im Jahre 1811 hat sie schon nicht mehr gesehen, er sagt ausdrücklich, daß die dritte Nische leer sei. (Seite 85.)

der Sarg des Herzogs Ludwig — wie aus einigen Andeutungen auf der Rückseite des Sarkophages hervorgeht — instandgesetzt und fest verlötet wurde. Dieser Sarg erhielt seinen Platz in der 5. Nische, während der andere in der Mittelnische Aufstellung gefunden hat. Gleichzeitig mag man damals zu dem Entschluß gekommen sein, die infolge Übertünchens der unteren Gemälde unerträglich kahlen Bildflächen mit Inschriften zu versehen, die dann bis zum Schluß des Jahrhunderts dem Beschauer nur noch die trocknen Daten über Namen, Geburt und Tod der in den darunter befindlichen Kapellen beigesetzten fürstlichen Persönlichkeiten vor Augen führten und die Erinnerung an die hinter den Aufschriften zum Teil noch vorhandenen Gemälde nach und nach ganz verblässen ließen. Wahrscheinlich wurden mit den letzteren auch die verwitternden Wand- und Stuckverzierungen samt der Vergoldung „vollends überweißt“, und das ganze Innere war damit in ein ödes, bläulich-graues Leichentuch gehüllt; die angebrachten Inschriften bildeten so die passende Grabchrift zu der eingesargten „fürstlichen Gruft“.

Bei späteren „Renovationen“ wechselte man nur mit der Farbe der Tünche, die, mehr oder weniger grau, schließlich alles mit einer dicken Kruste überzog. Auch bauliche Schäden nahmen überhand. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts war die Verglasung und Vergitterung der Kapellenfenster so schadhaf geworden, daß Unbefugte unschwer von Außen in die Gruft eindringen konnten. In dieser Zeit mögen wohl die obenstehenden Säрге, namentlich der des letzten Pflasters, vieler Ornamente und Inschriften beraubt worden sein. Auch die Verstümmelung der Statuen fällt wahrscheinlich in diese Periode, kurz, das einst so glanzvolle Mausoleum mag sich damals dem so beklagenswerten Zustande genähert haben, in welchem es bei der letzten Instandsetzung im Jahre 1899 vorgefunden wurde.<sup>1)</sup>

Wir erfahren nun, daß im Jahre 1859 die schadhafte Fenster der Sargkapellen ganz herausgenommen und die Öffnungen vor den Gittern einfach vermauert wurden. Damit war nun freilich ferneren Einbrüchen vorgebeugt, aber auch dem unteren Teil des Mausoleums Luft und Licht vollständig entzogen, der Wandfeuchtigkeit und damit der Verwitterung der Sandsteingliederungen und Stuckornamente in hohem Grade Vorschub geleistet. Die

<sup>1)</sup> Nach der Säkularisation (um 1820) waren alle Bau- und Unterhaltungsarbeiten an Kirche und Fürstengruft auf den preußischen Staat als Patronatsbehörde übergegangen, deren technische Beamte die erforderlichen Gutachten und Kostenanschläge aufzustellen und alle Bauarbeiten zu leiten hatten. Die letzte Notiz in der Pfarrmatrikel über bauliche Instandsetzungen datiert von 1826, in welchem Jahre das Dach der Fürstengruft und der Seitenkapellen ganz erneuert wurde; alle späteren Nachrichten sind aus den Akten der Staatsbehörden geschöpft.

Sargnischen, deren schöne, innere Abschlußgitter wohl bei Gelegenheit der Fensterzumauerung beiseite gestellt worden waren, starrten den Besucher jetzt als dumpfige, finstere Höhlen entgegen, in deren Dunkelheit die staubbedeckten Metallsärge kaum noch zur Geltung kommen. Nimmt man hinzu, daß auch von den äußeren Oberfenstern die beiden an die Kirche angrenzenden — wahrscheinlich schon beim Neubau der letzteren — fast zur Hälfte aus konstruktiven Gründen zugemauert, daß die Kapellendächer bei einem Umbau zu steil angelegt und in die Fenster — diese verdunkelnd — hineingebaut worden waren, so kann man sich die mangelhafte Belichtung des Innern wohl erklären. Freilich gab es hier auch wenig Erfreuliches mehr zu sehen, ja, das Betreten der Gruft wurde allmählich mit Gefahr verbunden. Leider hatte sich nämlich die Verwitterung des Stuckes im Laufe der Zeit auch auf die Kuppel erstreckt, deren in wenig solider Weise befestigte, zum Teil überaus schwere Ornamente abbröckelten und herunterzustürzen drohten. Zu einer ordnungsmäßigen Herstellung dieser Bauteile fehlten augenscheinlich die Mittel, auch war wohl das Interesse an der Erhaltung des edlen Bauwerks nach und nach ganz geschwunden.

So war das Jahr 1875 herangekommen, als man sich dazu entschloß, den Bauzustand der Kuppel einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen, der natürlich eine vollständige Berüstung des Innern bis zur Decke vorausgehen mußte. Jetzt stellte es sich heraus, daß tatsächlich ein großer Teil der Ornamente nur noch lose mit dem Kuppelgewölbe zusammenhing; die zum Teil mit Rohrbündeln unterlegten kolossalen Stuckkörper waren nur mit von Rost zerfressenem Draht und Nägeln an der Wölbung befestigt, die starken Grate im Wesentlichen nur mit Mörtel angeklebt. Ein Belassen dieses Zustandes war nicht angängig und hätte die größten Gefahren für Gesundheit und Leben der Gruftbesucher im Gefolge gehabt. Da nun eine Ausbesserung bezw. Erneuerung des Stuckes ungewöhnliche Kosten verursacht hätte, zu deren Bestreitung damals keine genügenden Mittel zur Verfügung gestellt werden konnten, mußte man sich zu einer einschneidenden Maßregel entschließen und die gesamte Stuckarchitektur der Kuppel beseitigen. Freilich fiel damit wieder ein wertvolles Stück des inneren Schmuckes, aber man tröstete sich damit, daß bei der schlechten Tagesbeleuchtung der Gruft von der Pracht der Kuppel doch nicht viel zur Wirkung käme, lag doch die Decke so im Dunkel, daß man ihre plastischen Ornamente kaum noch von Malerei unterscheiden konnte. Bevor die letzten Reste<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Der Versuch, zusammenhängende Stücke der Ornamente im Ganzen behufs Aufbewahrung herunter zu schaffen, war mißglückt. Die Abbruchmassen, zusammen mit dem vom Kuppelrüden abgeräumten Schutt, erforderten 48 Fuhrn.

der herrlichen Architektur voraussichtlich für immer beseitigt wurden, war man pietätvoll genug, von einem der besterhaltenen Felder noch eine Photographie aufzunehmen, die — wenn auch in kleinem Maßstabe gehalten —, doch eine Vorstellung von der genialen Dekoration vermittelte und, wie wir sehen werden, später zur Wiederherstellung der Kuppel unentbehrlich war.

Nach Beseitigung des Stubes wurde das Gewölbe neu verputzt und getüncht und, da es in diesem fahlen Zustande doch zu stark von der Wandarchitektur abgestochen hätte, durch aufgemalte Ornamente belebt. Den großen Mittelkranz markierte man durch ein breites gemaltes Band, in das man die aufgefundenene Inschrift „Regales periisse etc.“ in großen Lettern hineinsetzte, auch die acht Grate wurden mittels aufgemalter Ornamente charakterisiert und anstelle des großen Mittelbildes breitete sich ein blauer Himmel mit eingestreuten goldenen Sternen aus. Mit diesem ärmlichen Ersatz für das zerstörte Kunstwerk glaubte man sich abfinden zu müssen und der Nachwelt gegenüber genug getan zu haben. —

Einfacher lag die Aufgabe für den Restaurator bei den unterhalb des Hauptgesimses befindlichen Bauteilen. Hier handelte es sich mehr oder weniger nur um eine ungefähre Erhaltung des status quo, soweit sich dieser auch von dem ursprünglichen Zustande bereits entfernt hatte. Die verwitterten Gesimse und Architekturteile mußten erneuert oder ergänzt, der morsche Putz abgeschlagen und durch Neuputz ersetzt werden usw. Leider verwendete man dabei im Untergeschoß hauptsächlich Zementmörtel, der wegen seiner Undurchlässigkeit dem allmählichen Austrocknen der Wände geradezu entgegenwirkte und daher die Verwitterung des dahinterliegenden Ziegelmauerwerks nur beschleunigte. Nachdem auf diese Weise die Wandarchitektur notdürftig in Stand gesetzt war, überstrich man schließlich alles wieder mit einer graugelben Farbe, dabei nur die Gesimse und sonstigen Gliederungen durch hellere Tönung hervorhebend. Die anscheinend für ursprünglich gehaltenen, verblähten Inschriften in den Bilderrahmen wurden sorgfältig von Neuem angebracht.

So war denn die Fürstengruft wieder einmal gründlich restauriert worden und für einige Jahrzehnte glaubte man ihre Erhaltung gesichert zu haben. Aber die Feuchtigkeit nahm mangels ausreichender Lüftungsvorrichtungen (nur in die Kuppel hatte man im Mittelstelde ein großes viereckiges Luftloch eingeschlagen) dauernd überhand, der Stuck verwitterte weiter, die Anstriche blätterten ab, kurz das ganze Innere zeigte bald wieder das alte traurige Bild.

Inzwischen hatte man sich auch höheren Ortes<sup>1)</sup> davon überzeugt, daß, wenn überhaupt eine dauerhafte Erhaltung oder gar Wiederherstellung des historischen Monumentes ins Auge gefaßt

<sup>1)</sup> Im Juni 1890 besichtigte der staatliche Konservator der Kunstdenkmäler, Geheimrat Persius, die Gruft und erstattete darauf dem Ministerium eingehenden

werden sollte, vor allem dem bedenklichen Umsichgreifen der Wandfeuchtigkeit vorgebeugt und energische Schritte zur Trockenlegung, namentlich des unteren Geschosses, getan werden müßten. Daraufhin erfolgten im Jahre 1891 eine Reihe baulicher Sanierungsarbeiten. Die zu tief im Boden stekenden Umfassungswände des alten Grufthaues — das umliegende Gelände hatte beim Neubau der Kirche eine starke Aufhöhung erfahren — wurden durch einen gemauerten Luftkanal vom Erdreich isoliert und seine unter Grufthfußboden liegende Sohle mit der städtischen Entwässerungsanlage in Verbindung gebracht. Die zugemauerten Kapellenfenster erhielten, nachdem die Ausmauerung von 1859 samt den verrosteten Gittern entfernt waren, eine neue stärkere Ausmauerung, in welche man kreisrunde, 80 cm weite Fenster mit Luftflügeln einsetzte. An sämtlichen Dächern des Außenbaues wurden Traufrinnen angebracht und die Kapellendächer in flacherer Neigung behufs Freilegung der Oberfenster neu eingedeckt. Alle diese Maßnahmen waren gut, aber nicht durchgreifend genug; namentlich bleibt es zu bedauern, daß man sich nicht schon damals dazu entschloß, die unteren Fenster bis zur vollen Größe wieder zu öffnen. Immerhin war es mit Freude zu begrüßen, daß, Dank der nunmehr einsetzenden unermüdlchen Fürsorge der staatlichen Denkmalspflege, diese so notwendigen Vorarbeiten endlich zur Ausführung kamen, und die Frage einer würdigen künstlerischen Wiederherstellung des historischen Monumentes seitdem nicht mehr von der Tagesordnung verschwand. Gutachten und Berichte wurden eingefordert, Besichtigungen fanden statt und im Oktober 1898 ließ bei der hiesigen Regierung ein Ministerial-Erlaß ein, der für die bauliche und künstlerische Wiederherstellung des gesamten Innen- und Außenbaues der Fürstengruft die Aufstellung eines möglichst ausführlichen Kostenanschlages anordnete. Jetzt war es an der Zeit, sich mit der Gründungs- und Baugeschichte des ehrwürdigen Pflaster-Monumentes eingehender zu beschäftigen, alle in Chroniken, Akten und sonstigen Veröffentlichungen gebrachten Nachrichten über den früheren Zustand des Mausoleums zu studieren und im Hinblick auf die spätere Ausführung mit der bisher geübten Praxis des „Restaurierens“ endgültig zu brechen.

Noch im Dezember 1898 waren die Vorstudien und Vorarbeiten soweit gefördert, daß der eingeforderte Kostenanschlag mit vielen Anlagen dem Ministerium überreicht werden konnte, worüber der folgende Abschnitt alles Nähere bringt.

Bericht. „Das Innere mache zwar nicht den Eindruck des Verfalls, doch seien die früheren Restaurationen als dürftig und micklungen zu bezeichnen“, der Anregung des Staatsarchivars Dr. Grünhagen in Breslau zu einer würdigen Wiederherstellung wäre Folge zu leisten, zunächst aber seien bauliche Maßnahmen gegen die Wandfeuchtigkeit zu treffen.

#### IV. Die Wiederherstellung der Fürstengruft in den Jahren 1899 bis 1906.

Wer vor etwa 20 Jahren die Fürstengruft betrat, dem bot sich ein wenig erfreulicher Anblick; die finsternen, schmucklosen Grabkapellen, das ganze in monotonem Grau in Grau gehaltene Innere, das bis auf die verstümmelten und verstaubten Statuen fast jeglicher Werke der Kunst entbehrte; zu allem die aufdringlichen, nüchternen Inschriften über den Sargnischen ließen fast keine anderen Gedanken als an Tod und Zerstörung, hoffnungslose Vernichtung alles Schönen und Vergänglichkeit alles Irdischen in dem Beschauer aufkommen. Überall machte sich die jahrzehntelange Vernachlässigung bemerkbar; dicker Staub und Schmutz lagerte auf den verwitternden Ornamenten, bedeckte die beschädigten und beraubten Metallsärge, hatte die wenigen noch nicht vermauerten Fenster blind und undurchsichtig gemacht — das Ganze wohl eine Gruft, aber kein Mausoleum und nur der Schatten noch von dem Prachtbau der Herzogin Luise. Wenn noch etwas gerettet werden sollte, so war es hohe Zeit.

Dem am Schluß des vorigen Abschnitts erwähnten Ministerial-Erlaß war eine Denkschrift des Geheimen Archiv-Rates Dr. Grünhagen in Breslau beigelegt gewesen, dessen auf die Wiederherstellung des Gruftbaues bezüglichen Vorschläge berücksichtigt werden sollten. Gleichzeitig war auf die Matrikel der katholischen Pfarrkirche sowie auf die bei der staatlichen Baubehörde aufbewahrte photographische Aufnahme eines Kuppelfeldes — von der schon oben die Rede war — hingewiesen, welche Stücke gleichfalls bei den Vorarbeiten als Unterlage dienen sollten. Dr. Grünhagen, der in seiner Denkschrift hauptsächlich den historischen Standpunkt vertrat und sich besonders eingehend mit den in der Gruft befindlichen Särgen nebst den dazu gehörigen Inschriften beschäftigte, hatte über die ursprüngliche Gestaltung des Mausoleums nur wenige aus älteren Beschreibungen geschöpfte Angaben gemacht. Nach seiner Ansicht waren bei der Einstellung der Säрге in die Nischen Verwechslungen vorgekommen; z. B. stimme die Überschrift über der Mittelnische nicht zu dem darunter stehenden Sarge, der das Stammwappen einer Gräfin von Barby trage, also mit den Platten gar nichts zu tun habe. Auch gehöre dieser Sarg ebensowenig wie der des Herzog Ludwig in die obere Gruft und müßte in das untere Gewölbe zurückgestellt werden. Dafür empfahl er in Nische 3 einen Altar herzurichten mit einem Kreuz darauf, Nische 5 bliebe am besten ganz leer, oder werde mit einem Renotaph der Herzogin Charlotte besetzt. Die Inschriften, die zum Teil unrichtig seien, wären zu entfernen und die leeren Felder mit aufgemalten Ornamenten — etwa Kränzen — zu beleben. Endlich solle die Bildsäule der Herzogin Charlotte wieder in die richtige Lage

gebracht werden. Im Übrigen waren keinerlei Vorschläge für die künstlerische Wiederherstellung des gesamten Innern beigefügt und nur zum Schluß noch auf Wahrendorffs Chronik Bezug genommen, die für die Rekonstruktion des Mausoleums gewisse Anhaltspunkte biete. Das waren nun freilich recht unvollkommene Unterlagen für einen Wiederherstellungs-Entwurf und, wollte man nicht wieder halbe Arbeit machen und groß? Geldsummen in unwirtschaftlicher, unzweckmäßiger Weise aufwenden, mußte alles aufgeboten werden, um über die ursprüngliche Ausstattung des Mausoleums ins Klare zu kommen, mußten Mittel und Wege ausfindig gemacht werden, auf denen das große Ziel einer möglichst getreuen Rekonstruktion des durch den Zahn der Zeit und pietätlose Menschenhände geschädigten und verstümmelten Kunstwerkes zu erreichen war.

Es war vor allem die Wahrendorffsche Chronik von 1724, die dem Verfasser dieses Aufsatzes sowohl bei den Vorarbeiten, als auch später bei der Leitung des Wiederherstellungsbaues große Dienste geleistet hat. Das ganze 2. Kapitel der genannten Chronik handelt „Von der Fürstlichen Gruft“ und, wenn darin auch die historischen Erzählungen, die Beschreibung der Epitaphien mit ihren Inschriften und sonstigen Gedenktafeln die Hauptsache bilden, so bringt das Werk nebenher doch auch viele bauliche Mitteilungen von Wert. Die besten Unterlagen für die Projektbearbeitung boten jedoch die Untersuchungen am Bauwerk selbst; so fand z. B. die Frage, wo sich die untere Gemälde-Reihe befunden habe, schon in den ersten Tagen ihre Lösung. Die reichen Stuckrahmen über den Arkaden, jetzt nur die nüchternen Inschriften, zum Teil sogar ganz leere Flächen begrenzend, charakterisierten sich deutlich genug als Bilderrahmen, um zu einem Versuche, die vermutlich nur übertünchten Gemälde wieder aufzudecken, die Anregung zu geben. Der Versuch war vom besten Erfolge begleitet; bei vorsichtigem Abkratzen der übereinanderliegenden Lünchen traten an vielen Stellen noch Farbreste in dunkelrot, tiefblau, goldgelb, braun usw. zutage, die für die späteren systematischen Aufdeckungsarbeiten das Beste erhoffen ließen. Auch Bruchstücke der Original-Beischriften an den Arkadenbögen konnten hervorgerufen werden,<sup>1)</sup> die sich zum Teil zu ganzen Zeilen und Sätzen der aus der Chronik bekannten lateinischen Verse zusammensfügten. Jetzt brauchte man nicht mehr darüber nachzudenken, in welcher Weise die leeren Bildflächen durch Ornamente zu beleben seien, lag doch begründete Hoffnung vor, die Bilder selbst oder wenigstens einen Teil derselben an ihrer Stelle wieder erstehen zu sehen.

Auch über die ursprüngliche Färbung der inneren Wandflächen gaben schon die ersten Untersuchungen genauen Aufschluß. Über-

<sup>1)</sup> Das erste wieder aufgefundenene Wort lautete „Silesia“ aus Inschrift 6 — über dem nördlichen Eingang — man konnte es als gute Vorbedeutung auffassen.

all, wo man die alten Tünchen entfernte, kam nun der reine Stud-ton — ein helles Elfenbein-Weiß — hervor und — was besonders wichtig — an zahlreichen Stellen der Gesimse, Pilaster- und Stud-verzierungen echte Vergoldung. Das ganze Innere war somit — für die Frühbarock-Kunst besonders charakteristisch — in Weiß und Gold gehalten gewesen.

So konnte denn, wie schon bemerkt, noch vor Schluß des Jahres 1898 der Wiederherstellungsentwurf, von Kostenanschlag, Zeichnungen und Photographien begleitet, der Regierung bezw. dem Ministerium eingereicht werden. Eine ausführliche Denkschrift erläuterte die geschichtlichen Vorgänge, die s. Zt. zur Errichtung des Mausoleums die Veranlassung gegeben hatten, wies auf die aus Chroniken und älteren Schriftstücken geschöpften Einzelheiten hin, begründete die Abweichungen des Entwurfs von dem Grünhagenschen Gutachten und machte Vorschläge zu einer umfassenden Wiederherstellung des Ganzen. Diese Vorschläge gipfelten in folgendem: Wiederöffnung aller Fenster des Gruftbaues bis zur vollen Größe, Wiederherstellung des plastischen Schmuckes der Kuppel, Beseitigung aller Tünchen behufs Bloßlegung des ursprünglichen Studtones mit seiner Vergoldung, Aufdeckung der alten Bildreste, Erneuerung und Ergänzung der historischen Gemälde, Ausbesserung und Instandsetzung der Statuen und Sarkophage, Erneuerung der Heilandsgruppe in der Mittelnische, Wiederanbringung der Gitter vor den Sargkapellen und Auffrischung bezw. Erneuerung sämtlicher alten Inschriften nach den Angaben der Chronik.

Der damalige Provinzial-Konservator Lutsch in Breslau<sup>1)</sup>, dem Entwurf und Denkschrift zunächst zur Begutachtung vorgelegt worden war, erklärte sich mit den in der Denkschrift zum Ausdruck gebrachten Anschauungen und Vorschlägen in großen Zügen vollkommen einverstanden und gab wertvolle Fingerzeige für die Wiederherstellungsarbeiten, Auswahl der Werkleute und Künstler usw.

Erst im Herbst des folgenden Jahres kam der Bescheid des Ministeriums, er lautete günstig; vom Standpunkt der Denkmalspflege war gegen die von der Bauverwaltung unter Zustimmung des Provinzial-Konservators gemachten Vorschläge nichts zu erinnern; der Kostenanschlag solle, soweit er sich auf die b a u l i c h e n Wiederherstellungen bezog, alsbald zur Ausführung kommen, zu den künstlerischen Arbeiten, die zu niedrig veranschlagt schienen, dagegen noch ein neuer Anschlag eingereicht werden.

So konnte um Mitte September 1899 mit den eigentlichen Bauarbeiten begonnen werden, auf die hier nur in den Hauptzügen, und soweit Gegenstände und Ereignisse von allgemeinem Interesse in Frage kommen, eingegangen

<sup>1)</sup> Später ins Kultus-Ministerium nach Berlin berufen und zum Konservator der Kunstdenkmäler Preußens ernannt. An seine Stelle in Breslau trat Dr. Burgemeister.



werden kann. Nachdem eines der Kapellenfenster (in Nische 2) als provisorische Eingangstür für die Zeit des Baues ausgebrochen war, begann man zunächst mit der Aufstellung eines soliden bis in die Kuppel reichenden Gerüsts. Vorher erschien es jedoch notwendig, das unter dem Fußboden des Mausoleums befindliche Gewölbe auf seine Tragfähigkeit zu untersuchen. In der Mitte der Rotunde befand sich damals eine kreisrunde 85 cm weite, mit einer Sandsteinplatte geschlossene Öffnung, die den Zugang zur unteren Gruft vermittelte. Da letztere spätestens seit 1875 wohl nicht mehr betreten worden war, wurde zur Prüfung der Luftbeschaffenheit aus Vorsicht ein brennendes Licht in den vollkommen dunklen Raum hinuntergelassen. Die Luft erweist sich als vollkommen normal, man kann mittels einer Leiter hinabsteigen und befindet sich in einem kellerartigen, halbkreisförmig überwölbten, ziemlich niedrigen Raum. Der selbe ist vollkommen leer. Nur an der Wand zunächst der Kirche taucht eine breite Steintreppe aus dem Dunkel auf, die nach oben führt, jedoch unter dem Plattenbelag des Mausoleums endet. Die über der Treppe im Gewölbe liegende, mit Steinplatten abgedeckte Öffnung erscheint groß genug, um einen bequemen Zugang zur unteren Gruft zu ermöglichen, gegebenenfalls auch Särge auf der Treppe transportieren zu können.<sup>1)</sup> Auf der entgegengesetzten Seite erblickt man eine tiefe Fensterische mit einem vergitterten Fenster, letzteres ging früher ins Freie und führte dem Innern Licht und Luft zu, jetzt liegt es unter Erdoberfläche und ist vermauert. Sonst bietet der mit Steinplatten ausgelegte Raum nichts Bemerkenswerthes, nur möge, bevor wir ihn wieder verlassen, noch einer traurigen Entdeckung Erwähnung getan sein. In einem Winkel neben der Treppe fand sich zusammengefeigt ein Haufen Moder und Staub, aus dem beim Durchwühlen Knochenreste und — vier Schädel zum Vorschein kommen; die letzten Überreste der bei der Beraubung der Särge herausgeworfenen Leichen. — Sie wurden in einer im Fußboden ausgeworfenen Grube alsbald beigesetzt und dann mit den Platten überdeckt. — *Requiescant in pace.* —<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Die untere Gruft ist 7,80 m lang, 6,80 m breit, an den Ecken abgeschrägt und mit einem Tonnengewölbe überdeckt. Die Höhe bis zum Gewölbescheitel beträgt 2,30 m. Die Treppe ist 1,30 m breit und hat 12 Stufen. Die Austrittsöffnung ist 2,80 m lang und 1,30 m breit. (Vergl. die im Abschnitt II beigegebene Grundrisszeichnung der unteren Gruft.)

<sup>2)</sup> Erwähnt sei hier noch die einige Wochen später erfolgte Einstellung eines im oberen Mausoleum vorgefundenen, dorthin, wie überhaupt in die Piastengruft nicht gehörigen Kindersarges in die unterirdische Gruft. Er birgt nach der auf dem Deckel befindlichen, hier wiedergegebenen Inschrift die sterblichen Reste einer Prinzessin

Emilie  
de Sayn Wittgenstein Berleburg  
née le 29. Mai 1848 décédée le 24. Mars 1852  
Heureux les coeurs innocents,  
car ils reposeront dans le Sein  
du Seigneur.

Nach Vollendung des turmartigen, vollkommen freistehenden, etwa 15 m hohen Gerüstes, sah man sich alsbald vor die schwierigste, aber auch dankbarste Aufgabe des ganzen Wiederherstellungsbaues gestellt. Wenn das Innere des Mausoleums zu neuem Leben erwachen sollte, dann mußte vor allem die großartige Stuckarchitektur der Kuppel mit ihrem Gemälde-Schmuck, ihrer Vergoldung, ihren Inschriften wiedererstehen. Die wenigen, in den Bauakten enthaltenen Notizen hätten hiersür freilich als Unterlagen nicht genügt, nur eine genaue bildnerische Darstellung des früheren Zustandes konnte helfen und die war zum Glück vorhanden. Wie schon erwähnt, hatte man im Jahre 1875 vor der Beseitigung des baufälligen Stuckes vom Gerüst aus die Photographie eines noch wohl-erhaltenen Kuppelfeldes aufgenommen. Dieses etwa 20 cm im Quadrat große Bild bot Anhalt genug für die Anfertigung eines Modells in  $\frac{1}{10}$  der natürlichen Größe, an dem die plastische Wirkung der einzelnen Ornamente studiert werden konnte und das dem ausführenden Bildhauer später als Vorbild diente. Bevor jedoch an die Ausführung der Stuck-Verzierungen an Ort und Stelle gedacht werden konnte, mußte für dieselben zunächst in konstruktiver Hinsicht eine solidere Grundlage geschaffen werden, als es mit den vergänglichen Mitteln der Barockzeit zu erreichen gewesen war. Stein und Eisen trat jetzt an die Stelle der Rohrbündel und Drahtnetze, und statt der nur mit Mörtel angeklebten Grate wurden stabile Wölbungen ausgeführt, denen ein mächtiger, im Scheitel der Kuppel angebrachter Eisenring als Widerlager diente und der zugleich den Kern des gewaltigen, das große Mittelgemälde umrahmenden Kranzes bildete.

Inzwischen hatten sorgfältige Untersuchungen des alten Gewölbeputzes zu überraschenden Resultaten geführt. Wie sich bald herausstellte, war die Kuppelfläche im Jahre 1875 nach Beseitigung des Stuckes nicht vollkommen neu verputzt worden, sondern dort wo die Bilder sich befunden hatten, war der größtenteils noch fest-sitzende Putz nur mit einem dünnen Neuputz überzogen worden der sich leicht abstoßen ließ. So hatte man die ganz unvermutete Freude, am großen Mittelgemälde noch einzelne Reste des Originals wieder aufzudecken, u. a. die Figur des Sonnengottes, der in der hoherhobenen Rechten die Zügel der dahinstürmenden Rosse hält, den Kopf eines Pferdes und die ganze Original-Inschrift nebst der linken, das breite Spruchband haltenden Engelsgruppe. Auch an dem das Rundbild umgebenden Gemälde-Kranz konnten wertvolle Teile der Bilder 4, 5 und 6 wieder aufgedeckt werden (Bild 6 war außerdem durch die Photographie vom Jahre 1875, wenigstens in den Umrissen, gesichert).

Im unteren Geschoß war man inzwischen auch nicht müßig gewesen; die fünf Kapellenfenster waren bis zur vollen Größe ausgebrochen, die verwitterten Sargpostamente erneuert, der fehler-

hafte Zementputz der Kapellenwände und Arkadenbögen durch Kalkputz ersetzt worden usw. Das größte Interesse sollten jedoch auch hier die Arbeiten zur Aufdeckung der unteren Gemälde-Reihe erwecken. Nachdem die, den verschiedenen „Renovationen“ entstammenden Farbschichten nebst den ominösen Inschriften in den Bilderrahmen sämtlich beseitigt waren, kamen bei den drei über den Eingängen in geschützterer Lage gewesenen Bildern die nach der Voruntersuchung mit ziemlicher Sicherheit erwarteten Gemälde-Reste tatsächlich zu Tage, so Bild 4 über dem südlichen Eingang: Heinrichs II. Opfertod in der Mongolenschlacht, Bild 5 in der Mitte: Der Einzug Heinrichs IV. in Krakau und Bild 6 über dem nördlichen Eingang: Die Lehnsübernahme der schlesischen Herzöge in Prag. Die Hauptfiguren waren fast vollständig und von dem Beiwerk soviel erhalten, daß später der Künstler genügenden Anhalt für eine möglichst getreue Wiedergabe und Ergänzung der alten Bilder gewinnen konnte. Weniger glücklich war man bei den hinter den Inschriften über den Kapellen versteckt gewesenen Bildern. Hier mochten die Bitterungseinflüsse infolge der jahrzehntelangen Schadhastigkeit der Fensterverglasung eine allmähliche Zerstörung der Farben, vielleicht sogar des Putzes bewirkt haben; genug, bei den Bildern 2, 3 und 7 fand sich so gut wie nichts mehr vor, nur Bild 1 — der Vergleich zweier Pfaffen-Herzöge vor Kaiser Barbarossa und die Hälfte von Bild 8 — Lehnsübernahme des Herzogs Georg Wilhelm am Wiener Hofe waren noch leidlich erhalten.

Soweit war man in 3 $\frac{1}{2}$  monatlicher reger Tätigkeit bis zum Schluß des Jahres 1899 bezw. Anfang 1900 gekommen, als des Frostes wegen die Arbeiten eingestellt werden mußten. Erst Mitte März 1900 wurde es wieder lebendig in der Fürstengruft; jetzt begannen in großem Maßstabe die Stud- und Bildhauerarbeiten an der Kuppel, für die die Unterlage, gleichsam das Gerippe, durch Einwölbung der Grate und Anbringung des Deckenringes noch im verfloßenen Jahr geschaffen worden war. Nun konnten die Randleisten der 8 Grate, der mächtige, fast  $\frac{1}{2}$  m vor das Gewölbe vorspringende Mittelkranz in Kalk- bezw. Gipsmörtel gezogen werden; bald wurden Proben für das Rankenwerk der Gratfüllungen angefertigt usw. und im April beginnt der Bildhauer mit den Antragsarbeiten.<sup>1)</sup> Während für die kartuschenartigen Bilderrahmen und die darüber befindlichen Ornamente die glatt gepuzte Kuppelfläche unter Zuhilfenahme langer in die Fugen eingeschlagener Nägel als Unterlage genügt, müssen für die weiter ausladenden Voluten der Grat-Endigungen, zur Ersparung schwerer Massiv-Körper, mit Draht überzogene Gerüste aus Eisenschienen angebracht werden, denen der schon erwähnte Eisening als Stütze dient. Diese durch aufgebrauchten Rabizputz

<sup>1)</sup> Dieselben lagen in den Händen des Bildhauers Schwarzbach und seiner Schüler von der Breslauer Kunstschule.

zu Hohlkästen vervollständigten Gerüste bilden dann eine verhältnismäßig leichte und doch äußerst stabile Unterlage für die Voluten-Abschlüsse und den unteren Teil der Engelskopf-Verzierungen. Sämtliche Ornamente sind — wie hier noch besonders betont werden mag — aus freier Hand angetragen und geformt, Gußstücke aber sorgfältig vermieden.

Ende Juli 1900 war nach etwa 4 monatlicher Arbeit der gesamte Stuck fertig gestellt und damit der plastische Schmuck der Kuppel in alter Schönheit und jugendlicher Frische neuerstanden. Gleichzeitig waren auch die Stuckornamente der Wandflächen, Kapitäle, Fensterbekrönungen u. a. ausgebessert und ergänzt worden.

Im Untergeschoß traten beim Abschlagen des Putzes rechts neben der Widmungstafel und in der nördlichen Eingangsnische schön stilisierte plastische Ornamente zutage, die dann als Muster für die neuen Pfeilerfüllungen dienten. Von dem plastischen Schmuck der Kapellen-Decken war leider nichts mehr vorhanden, doch zeigten die Putzflächen hier und da Spuren von Vertiefungen, Nagellöchern usw., die auf das frühere Vorhandensein von Stuck deuteten und Anregung zu einer Erneuerung der Ornamente gaben.

Im folgenden Baujahr 1901<sup>1)</sup> wurden zunächst die Arbeiten an den Wandflächen fortgesetzt und die stark verwitterten Sandsteinkonsolen unter den Statuen zum großen Teil erneuert. Dabei mußte eine der Figuren, das Standbild der Herzogin Charlotte, von ihrem Platze vorübergehend entfernt werden; worüber das Nähere bei Besprechung der Statuen folgen wird.

Inzwischen war die Zeit gekommen, wo man an die künstlerische Vollendung der Kuppel herangehen konnte. Der mit der Komposition und Erneuerung der Gemälde betraute Künstler<sup>2)</sup> hatte die vorgefundenen Bildreite besichtigt, und zunächst ihre Umrisse und Farben durch aufgenommene Pausen und Skizzen an der Hand von Photographien genau festgelegt. Für die Mehrzahl der Bilder, namentlich für das große Mittelgemälde, mußten freilich ganz neue Entwürfe gefertigt werden, für die, abgesehen von den wenigen aufgedeckten Resten, lediglich Wahrendorffs karge Beschreibungen und die im Wortlaut bekannten Beischriften einigen Anhalt gewährten. Im Mai 1901 waren diese in Farben ausgeführten Entwurfs-Skizzen dem Ministerium bezw. dem Herrn Konservator der Kunstdenkmäler in Berlin zur Prüfung und Genehmigung übersandt worden und, nachdem die letztere im Wesentlichen erteilt war, konnten Ende Juli die künstlerischen Arbeiten an der oberen Gemälde-Reihe in Angriff genommen werden. Die Ausführung erfolgte in Kasein-Farben, und zwar auf ganz neu

<sup>1)</sup> Dem Bauleitenden stand in der ersten Hälfte des Jahres Reg.-Bauführer Herzog zur Seite.

<sup>2)</sup> Professor Joseph Langer, Lehrer an der königlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau, inzwischen leider verstorben.

hergerichtetem Malgrund. Die alten Bildreste konnten nicht benutzt werden, da der Malgrund durch die vorhergegangenen Auffrischungsversuche — die Bauverwaltung hatte hierbei auch Öl benutzt — unbrauchbar geworden war, auch die Farben auf teilweise altem, teilweise neuem Putz verschieden aufgetrocknet wären. So ist denn der Putz unter allen Bildflächen mitsamt den alten Bildresten — die ja, wie oben erwähnt, vorher aufs Genaueste durch die Aufnahmen festgelegt waren — abgeschlagen und dann vollständig erneuert worden. Was man also jetzt an der Kuppel sieht, sind alles Neuschöpfungen, doch sind Bild 4, 5 und 6, sowie beim großen Mittelgemälde die vorgefundenen Reste aufs Sorgfältigste als Unterlagen benutzt worden; im Übrigen treffen die lediglich nach der Chronik neu gemalten historischen Bilder so ganz den Charakter der Entstehungszeit der Originale, daß der vorurteilsfreie Beschauer zwanglos vor letzteren zu stehen glaubt.

Erheblich schwieriger gestaltete sich die Lösung der dem Künstler bei dem großen allegorischen Mittelgemälde gestellten Aufgabe. Hier waren nur einige wenige feste Richtlinien, wie die Umrisse am Kopf, Oberkörper und rechten Arm des Sonnengottes mit dem Ansatze der Zügel, Teile der Kasse, und eine das Spruchband haltende Engelsgruppe gegeben, alle sonstigen wichtigen Partien fehlten; wie mochte das Viergespann, der himmlische Tierkreis, das Sternbild des Krebses ausgestaltet gewesen sein? Waren noch mehr Himmelserscheinungen zur Darstellung gekommen; war eine zweite Engelsgruppe vorhanden gewesen usw.?) Wie mochte der alte Künstler all diese Motive verarbeitet haben? Man fragt sich weiter, ist es dem modernen Künstler gelungen, die allegorische Szene im Geiste der damaligen Zeit zur Erscheinung zu bringen? Nun schauen wir zu; der springende Punkt des Ganzen: die durch das verhängnisvolle Sternbild erzwungene Umkehr des Sonnengottes auf seiner Bahn ist zweifellos auf dem Bilde trefflich zum Ausdruck gekommen. (Vergleiche das Titelbild). Wild schnaubend häumt sich das dem Krebse zunächst angeschirrte Roß vor dem Hindernis auf, die anderen, von der Hand des Gottes herumgerissen, haben bereits in wilder Flucht den Rücklauf begonnen und stürmen unaufhaltsam in entgegengesetzter Richtung dahin. Ebenso charakteristisch ist die rechtsseitige, neukomponierte Engelsgruppe; angstvoll verbergen sich hier die Kleinen hinter dem flatternden Velum vor dem drohenden Himmelszeichen und suchen dem Schreckbild zu entfliehen. Den Hintergrund bildet das gewitterhaft umwölkte Firmament, dessen Abtönung bis zu den hellen Partien des Vordergrundes meisterhaft gelungen ist. Auffällig ist nur der schroffe Gegensatz zwischen dem ruhig

1) Wahrendorffs Beschreibung (S. 27) lautet: Ganz oben wird die „Verwandlung aller Dinge und wie alles sein vorgestektes Ziel hat. „entworfen, da die Sonne auf ihrem goldenen, mit Pferden bespannten Wagen „durch den Zodiacum fährt, bei dem Zeichen des Krebses aber stille hält. —

und gelassen dastehenden Gott und den durchgehenden Pferden — die Chronik spricht doch nur von einem „Stillhalten“ —, auch erscheint die neue Engelsgruppe gegenüber der alten zu bewegt und ausgelassen. Abgesehen von diesem doktrinären Bedenken bleibt der malerische Wert der Komposition ein bedeutender, das Ganze ein glänzender Abschluß der Kuppel- Dekoration wie der künstlerischen Gesamtausstattung des Mausoleums.

Während der fast sechswöchentlichen Tätigkeit des Malers war gleichzeitig die Vergoldung des Stufes an der Kuppel mittels Blattgold in Angriff genommen und im Wesentlichen vollendet worden. Als Anhalt diente auch hierbei die Photographie vom Jahre 1875, auf der sich die vergoldet gewesenen Partien in dunklen Tönen markiert hatten. Im übrigen gaben auch die überall an den Wänden wieder aufgedeckten Reste der Original-Vergoldung genügende Anleitung für die Neu-Vergoldungen, die in den Monaten Oktober und November im Anschluß an die Kuppelarbeiten auf der Wand-Architektur bis zum Kämpfergesims der Arkaden weitergeführt und beendet wurden.

Die oberen Gerüste waren bereits bald nach Anbringung der Inschrifttafeln unter der oberen Gemäldereihe nach und nach abgebrochen worden, jetzt folgten die unteren Gerüstböden einer nach dem andern nach, sodaß nunmehr die Blicke von unten aus unbehindert bis zur Kuppel emporschweifen konnten. Nur das untere Geschoß mit seinen Kunstwerken war noch instandzusetzen, da traten leider Verzögerungen ein; neue Kostenanschläge wurden eingefordert, auf Grund deren erst weitere Geldmittel für die Vollendungsarbeiten bewilligt werden sollten; auch erforderten die Vorstudien und Entwürfe für die unteren Gemälde, die Anfertigung von Modellen für die Ergänzungsstücke an den Statuen, endlich die Instandsetzung der Metallsärge ungewöhnlich lange Zeit, zumal die mit der Ausführung der Arbeiten betrauten Künstler und Kunsthandwerker zeitweise mit anderen Aufträgen überhäuft waren.

Es konnten daher im Jahre 1901 nur noch die Stuckarbeiten im Untergeschoß und in den Kapellen gefertigt werden. An den Flachkuppeln der Kapellen I und II waren Bilderreste aufgedeckt worden: in Wolken schwebende Engelsfiguren mit flatternden Spruchbändern<sup>1)</sup> auf scharf begrenzten, ovalen Bildflächen. Es lag nahe, die letzteren mit einer Umrahmung zu versehen und die darunter befindlichen Kuppelflächen mit entsprechenden Ornamenten zu beleben, zumal die von der Rotunde aus sichtbaren Kapellendecken jetzt durch ihre Kahlheit auffielen. Man mußte sich hierbei allerdings zu Neuschöpfungen entschließen, da, wie oben schon gesagt, nur

<sup>1)</sup> Von den in der Wahrendorffschen Chronik erwähnten Sinnprüchen kamen noch einzelne Worte und Silben zum Vorschein, in Kapelle I der Anfang des von W. n i c h t mitgeteilten Spruches: „Famae secu . . . . .“

unbestimmte Spuren auf das frühere Vorhandensein von Stuckverzierungen an den Gewölben hindeuteten. Die Decke der Mittelkapelle, die dereinst die Christus-Gruppe umschloß, wurde durch Anordnung geflügelter Engelsköpfe besonders hervorgehoben, während die übrigen Decken eine gleichmäßige Ausbildung des Rahmenwerkes und der aus stilisiertem Blattwerk und Palmenzweigen gebildeten Ornamente erhielten. Leider fehlten später die Mittel zur Auffrischung bzw. Ergänzung und Erneuerung der Deckenbilder, für die der Künstler bereits Skizzen angefertigt hatte, doch wirkt ihr Fehlen nicht gerade störend, da die oberen Teile der Kuppeln erst beim dichten Herantreten an die Sarkophage überhaupt ins Auge fallen.

Die folgenden Jahre 1902 und 1903 waren fast nur den Vorarbeiten und Vorbereitungen zur Wiederherstellung der unteren Gemälde, der Statuen und Sarkophage gewidmet. Im Mai 1902 wurden nach Fertigstellung des Stuckes und der Vergoldung im Untergeschoß die Arbeiten bis auf weiteres eingestellt. Das Plasteum war in haulticher Beziehung jetzt nahezu vollendet, und als die Herren vom Ministerium im Juli 1902 die Gruft besichtigten, handelte es sich im Wesentlichen nur noch um die Frage, wie weit man unter Rücksichtnahme auf die zur Verfügung stehenden Mittel mit der Vervollständigung der Kunstwerke des Untergeschosses noch gehen könne. Im übrigen fand die Ausführung der Renovation den Beifall des Herrn Konservators der Kunstdenkmäler, nur wirke der reine Stuckton der Wände zu grell und neu und müsse daher noch eine leichte Abtönung erhalten.

Bereits im Januar 1902 war der Sarg des Herzogs Georg Wilhelm auseinandergenommen und zur Instandsetzung nach Breslau geschafft worden.<sup>1)</sup> Dieser Sarkophag war in hohem Grade beschädigt und in der raffiniertesten Weise beraubt worden; die hintere Langseite war fast ganz kahl und an der sichtbaren Vorderseite des Deckels hatte man, um die Diebstähle möglichst zu verschleiern, beliebige an andern Stellen abgerissene Ornamente auf den kahlen Stellen befestigt. Dazu war das die Sargwände im Innern stützende Eisengerüst vollständig verrostet und drohte zu verfallen. Es handelte sich also um eine Hauptreparatur, die dann auch mehrere Jahre in Anspruch genommen hat. Der Prachtsarg bildete natürlich nur die äußere Hülle, in ihm stand ein noch wohlerhaltener eichener Sarg, der ohne Gefahr herausgehoben und abgestellt werden konnte. Sein Deckel war nur lose aufgesetzt und allem Anschein nach schon häufig abgehoben worden.<sup>2)</sup> Auch jetzt

<sup>1)</sup> Sämtliche Arbeiten an den Sarkophagen sind durch den Goldschmied und Eiselör Tillmann Schmitz in Breslau ausgeführt worden.

<sup>2)</sup> Schon Büsching fand auf seiner Geschäftsreise a. 1811 den Sarg offen stehend, ebenso konnte man damals in den Sarg der Herzogin Luise bequem hineinschauen; „man erblickte den ganzen zusammengesetzten Körper und glaubte noch die Züge des Gesichts in dem Schädel entdecken zu können. In ihrem

hatte man wieder einen Blick in das Innere geworfen. Da lag noch der zusammengetrocknete, mumifizierte Leichnam des jugendlichen Fürsten, bekleidet mit einem großen spanischen Mantelkragen aus schwarzem Sammet-Blüsch, im übrigen anscheinend ohne irgendwelche Beigaben; nur Teile der Fußbekleidung waren noch erhalten. Was mochten wohl ruchlose Hände dem Toten schon geraubt haben? — Nur kurze Zeit wurde von den wenigen bei der Öffnung des Sarges anwesenden Personen dieser ernstesten Besichtigung gewidmet, dann der Deckel wieder aufgelegt und fest verschraubt. Möchte die Ruhe des „letzten Pflasters“ in Zukunft nie mehr gestört werden! —

\* \* \*

Erst im März 1904 wurde es wieder lebhafter in der Fürstengruft. Von Berlin sind die von Langer entworfenen Kartons zu den großen Gemälden zurückgekommen und werden, um ihre Wirkung zu prüfen, in die Bilderrahmen eingesetzt; das Ministerium hatte einige Umarbeitungen gefordert und der Maler nimmt nach stattgehabter Besichtigung zwei der umzuarbeitenden Kartons mit nach Breslau. Im Juni werden Wände und Kuppel von Neuem herüstet, um die vorgeschriebene Abtönung vornehmen zu können. Nach Beendigung dieser Arbeit, vorläufig bis zum Arkaden-Gesims, beginnt anfangs September 1904 der Breslauer Künstler mit der Ergänzung und Auffrischung der wiederaufgedeckten alten Wandgemälde der unteren Reihe, zunächst der drei besterhaltenen Bilder über den Eingängen. Es war eine mühselige Arbeit, die alten *al fresco* gemalten, jetzt lückenhaften und verblichenen Bilder auf dem löchrig gewordenen Malgrunde durch sorgfältiges Übertupfen mittels Kasein-Farben wieder aufzuhellen und neu ins Leben zu rufen. Daß es dem Künstler gelungen ist, wird jeder Besucher der Fürstengruft bestätigen können.

Weitere Bilder konnten zunächst leider nicht in Angriff genommen werden, da zuvor der Herr Konservator die umgearbeiteten Kartons in Augenschein nehmen und dabei über die Bewilligung weiterer Geldmittel für die künstlerischen Wiederherstellungen Beschluß fassen wollte.

Inzwischen war noch die letzte der baulichen Arbeiten in die Wege geleitet worden, die Erneuerung des Marmorfußbodens. Ein großer Teil der aus bläulichem schlesischen Marmor bestehenden, etwa 42 cm im Geviert großen Platten war verwittert und abgelaufen, sowie an den Ranten abgebröckelt; sie mußten durch neue ersetzt werden. Die noch wohl erhaltenen, festen Platten sollten nachgeschliffen und wieder scharfkantig ge-

Schoße lag das Skelett eines Hündleins.“ (Büsching S. 85.) Das treue Hündchen mochte ihr auf besonderen Wunsch in den Sarg mitgegeben worden sein — — Auf einem in der Gruft vorgefundenen, jetzt im Schloß befindlichen Ölbilde ist die Fürstin mit ihrem Schoßhündchen dargestellt.



macht werden. Das konnte nur in der Steinmetz-Werkstatt geschehen; der gesamte Belag war daher schon im Mai 1904 aufgenommen und, soweit noch brauchbar, nach Bunzlau<sup>1)</sup> geschafft worden. Dort stellte es sich heraus, daß die Verwitterung des Materials doch schon weiter vorgeschritten war, als man angenommen hatte; bei zahlreichen Platten verlohnte sich nicht mehr die Überarbeitung und für etwa die Hälfte des Fußbodens mußten neue Fliesen gearbeitet werden. Zum Glück war in einem schlesischen Marmorbruche ein in Farbe und Aderung gut mit den alten Platten übereinstimmendes Material aufgefunden worden, das nunmehr zur Erneuerung des Fußbodenbelages Verwendung gefunden hat.

Doch kehren wir zunächst wieder zu den malerischen Arbeiten zurück. Erst am 2. September 1905 findet die endgültige Besichtigung der für die noch fehlenden Gemälde aus- bzw. teilweise umgearbeiteten Kartons an Ort und Stelle statt, wobei zwar die neuen Entwürfe die Billigung der maßgebenden Persönlichkeiten finden, ihre Ausführung jedoch vorläufig noch nicht angeordnet wird. Nur das durch die Aufdeckung fast vollständig gesicherte Bild 1 über der Mittelnische und das zur Hälfte aufgedeckte Bild 8, nebst der von Langer entworfenen Ergänzung, soll noch zur Ausführung kommen, während die drei ganz neu komponierten Gemälde 2, 3 und 7, sowie die kleinen Deckenbilder in den Kapellen aus Ersparnis-Rücksichten vorläufig unausgeführt bleiben müssen.<sup>2)</sup>

Im September 1905 kommt endlich der prächtig wiederhergestellte, gold- und silberstrahlende Sarkophag des Herzogs Georg Wilhelm aus Breslau zurück, wo er mehrere Jahre in der Werkstatt des Goldschmiedes, zuletzt in der Kunstschule in Arbeit gewesen war. Man hatte sich zur Herabminderung der Kosten auf die Instandsetzung und Ergänzung der 3 sichtbaren Seiten des Sarges beschränkt und die von der Gruft aus unsichtbare Rückseite ganz fahl gelassen, auch von der Wiederherstellung der Inschrift-Tafel auf dem Deckel Abstand genommen. Für die meisten Ergänzungen waren Vorbilder am Sarge selbst vorhanden gewesen, nur das große Emblem in der Mitte des Sargdeckels (Totenkopf, mit den ein Licht ausblasenden Winden), die Sonnenblumen an den Ranten des Deckels und Teile der Wappen und heraldischen Verzierungen am Kopf- und Fußende des Sarges mußten — z. T. nach alten, anderwärts gefundenen Vorbildern — ganz neu gearbeitet werden. Dabei ist es dem Breslauer Meister gelungen, alles Neue so geschickt dem Alten anzupassen und in

1) Die Firma Zeidler & Wimmel in Bunzlau hatte die Instandsetzung des Marmorfußbodens übernommen.

2) Die Wiederherstellung der Christusgruppe in der Kapelle 3 war schon früher aus gleichen Gründen endgültig aufgegeben worden.

die alte Umgebung hineinzuarbeiten, daß selbst sachkundige Augen die neuen Zutaten nicht herauszufinden vermögen. Die vergoldeten Ornamente füllen jetzt die den Hintergrund bildenden versilberten Metallplatten in so restloser, dabei dezenter Weise aus, daß das vordem so arg verstümmelte Werk wieder einen durchaus harmonischen, künstlerisch vollkommenen Eindruck erweckt. — Nun konnte auch der Innensarg mit den sterblichen Resten des letzten Pfälzen-*Herzogs* wieder in seine prächtige Hülle hineingesetzt und letztere hoffentlich für lange, lange Zeit dauerhaft verschlossen werden.

Noch im Oktober 1905 wird dann der gesamte Fußbodenbelag der Rotunde in Ordnung gebracht; in der Mitte muß eine etwa 40 qm große Fläche vollständig mit neuen Platten belegt worden; (wobei die alte, jetzt ganz entbehrliche Einsteigeöffnung zur unteren Gruft beseitigt wird), die alten, noch brauchbaren Marmorfliesen werden an den Seiten und in den Sargnischen wieder verwendet. Jetzt konnten auch die alten Gitter in den Arkaden-Öffnungen vor den Särgen wieder angebracht werden, nachdem sie durch Behandlung mit Öl in offenem Feuer von Rost befreit und neu geschwärzt worden waren. Das Mausoleum war damit — Ausgang des Jahres 1905 — in baulicher Beziehung vollendet.

Im Jahre 1906 kommt auch der Rest der künstlerischen Arbeiten — soweit ihre Ausführung höheren Ortes genehmigt war — zur Ausführung. Im März wird der Sarkophag des *Herzogs Christian* auseinander genommen,<sup>1)</sup> um zur Instandsetzung nach Breslau überführt zu werden. Es handelte sich bei diesem Sarge im Wesentlichen nur um Reinigung und Neuvergoldung, sowie geringfügige Ergänzungen der meist noch wohl erhaltenen Ornamente, Embleme und Wappen. Bereits im Juni konnte der instandgesetzte Sarkophag wieder auf seinen Platz in der Gruft gestellt werden.

Der am besten erhaltene Sarg der *Herzogin Luise* wurde nach Herausnahme des mit Sammet überzogenen Innensarges im Ganzen nach der Breslauer Werkstatt transportiert, da er nur

<sup>1)</sup> Bei dieser Gelegenheit machte man eine interessante Entdeckung; als die Inschrifttafel auf dem Deckel abgeschraubt wurde, traten unter derselben mit Kreide aufgeschriebene Namenszüge zutage, augenscheinlich die eigenhändigen Unterschriften der Sarg-Verfertiger. Im Schutze der Deckplatte hatten sich die so leicht verwischbaren Worte 234 Jahre lang erhalten:

Am Kopfende: Heinrich Krumborn, Kupferschmied,  
Gottfried Mende, Goldschmiedgesell,

Am Fußende: Hans Wolff Nagel v. Nürnberg.  
Anno 1672.

Man versuchte die Schriften zu fixieren, sie sind aber leider bei der Renovation verloren gegangen. Eine photographische Aufnahme ist jedoch bewirkt worden.

gereinigt und neu versilbert zu werden brauchte; Anfang August war auch er wieder an Ort und Stelle.

Die Zinksärge 3 und 5 wurden später im Mausoleum selbst gereinigt und in den Farben aufgefrischt.<sup>1)</sup>

Im März 1906 war noch einmal vor den Sargkapellen ein niedriges Gerüst aufgestellt worden, sollten doch noch die beiden Original-Gemälde 1 und 8 restauriert und die verstümmelten Statuen wieder instandgesetzt werden. Im April vollendete Langer seine Aufgabe und damit waren die fünf noch geretteten Bilder aus Meister Rauchmüllers Hand in alter Frische neu erstanden und erzählten wieder wie vor Jahrhunderten von den Taten und Schicksalen des ruhmreichen Piasten-Geschlechts. —<sup>2)</sup>

Die Gips-Modelle für die zu ergänzenden Gliedmaßen an den Statuen<sup>3)</sup> waren im Juli 1906 dem Konservator der Kunstdenkmäler von dem Breslauer Bildhauer an Ort und Stelle vorgeführt worden und hatten dessen Billigung gefunden. Hiernach erfolgte dann in Breslau die Ausführung der Fehlstücke in Malsbaster<sup>4)</sup> und Ende August die Anbringung der Ergänzungsstücke durch den Bildhauer selbst in der Fürstengruft.

1) Der in der Mittelnische stehende Sarg der Herzogin Sophie Elisabeth enthielt nur noch wenige Leichenreste, die schon im ersten Baujahr in einer Holzkiste gesammelt und nach Ausbesserung des Sarges in letzteren wieder eingelegt worden sind.

Der Irrtum in dem Grünhagenschen Gutachten, daß es sich hier um eine Gräfin Barby handle, ist darauf zurückzuführen, daß das ursprünglich am Kopfe angebracht gewesene Anhaltische Stammwappen abgerissen und, um den Diebstahl zu verschleiern, durch das an der Rückwand befestigt gewesene Barbische Wappen ersetzt worden war, was durch genaue Untersuchungen am Sarge selbst festgestellt werden konnte. Die Herzogin war eine geborene Prinzessin von Anhalt, ihre Großmutter väterlicherseits eine Gräfin v. Barby. Auch die beiden anderen am Sarge noch befindlichen Wappen sind richtige Ahnen-Wappen der Herzogin.

Es sei dem Verfasser, der damit nur eine tiefgefühlte Dankespflicht erfüllen möchte, an dieser Stelle gestattet, der unschätzbaren Dienste zu gedenken, die ihm der im Jahre 1909, für die Wissenschaft leider viel zu früh, verstorbene Major a. D. Herr Ludwig Schuch in Liegnitz bei allen genealogischen und heraldischen Untersuchungen und Feststellungen geleistet hat.

2) Die Arbeiten im Innern waren jetzt so weit gediehen, daß der während der ganzen Bauzeit benutzte direkte Zugang von außen durch die zweite Kapelle geschlossen und jeder fernere Verkehr zur Gruft wieder durch die Kirche geleitet werden konnte. Das Einsetzen des Fensters mit seiner Vergitterung an der genannten Kapelle am 19. Mai 1906 bildet somit einen wichtigen Meilenstein für den mit Unterbrechungen fast 7 Jahre währenden Wiederherstellungsbau.

3) Es handelte sich um den linken Unterarm der Herzogin Luise. Die Hand hatte, wie die aufgefundnen Spuren zeigten, an der Brust geruht; jener die rechte Hand des Herzogs Christian mit dem Marschallstab und bei Herzog Georg Wilhelm um den rechten Unterarm vom Ellbogen ab, mit der den Lorbeerzweig haltenden Hand. Die Ergänzungsarbeiten hatte Prof. Werner Schwarzbürg in Breslau übernommen. Von ihm stammt auch ein wohlgelegener Entwurf zur Christusgruppe.

4) Die Auffindung eines passenden Materials für diese Ergänzungsstücke war mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen. Der Künstler, durch Mineralogen

Die Statue der Herzogin Charlotte ist zwar ohne wesentliche Beschädigung auf uns gekommen, mußte jedoch aus anderen Gründen in den Kreis der Wiederherstellungsarbeiten gezogen werden. Sie war — wann und von welchen Händen, möge dahin gestellt bleiben — auf ihrem Postament um 90° herumgedreht worden, sodaß die Figur ihr Gesicht dem Eingang zuwandte und den übrigen Statuen den Rücken fehrte. Wenn man der Wahrendorffschen fast anekdotenhaft klingenden Erzählung trauen darf (W. S. 135/136), ist die Abwendung der Statue auf eigenen Wunsch der Herzogin Charlotte erfolgt, die sich nach dem Wechsel ihres Glaubensbekenntnisses im Jahre 1673 wohl nach und nach den Ihrigen innerlich entfremdet haben mochte. Immerhin muß in den ersten Jahren nach ihrer Eheschließung noch ein erträgliches Verhältnis mit ihrer Mutter bestanden haben, sehen wir sie doch im Jahre 1675 mit letzterer auf einer gemeinschaftlichen Reise nach Wien begriffen. Man darf daher annehmen, daß sie sich vor dem am 1. April 1680 erfolgten Tode ihrer Mutter schwerlich zu einer so augenfällig gehässigen und lieblosen Handlung entschlossen haben würde. Im August desselben Jahres fand aber bereits die Scheidung ihrer unglücklichen Ehe statt, ein Ereignis, das wohl eher geeignet gewesen wäre ihren Sinn wieder mehr ihren früheren Angehörigen und ihren Vorfahren zuzuwenden, zumal sie eine der letzten Abkömmlinge der Piasten war. Dem sei nun wie ihm wolle, mag die Abkehrung der Statue auf Veranlassung der Herzogin selbst oder ohne ihr Wissen geschehen sein, die Tatsache bestand einmal, und es handelte sich bei dem letzten Wiederherstellungsbau lediglich um die Frage: soll ein schon so lange bestehendes Denkmal der Impietät und Unduldsamkeit aus historischen Rücksichten für ewige Zeiten erhalten bleiben, oder soll die schon aus künstlerischen Gründen wünschenswerte Zurückstellung des Bildwerkes aus Pietätsgründen, ja man kann sagen, als Symbol einer Versöhnung zwischen der Tochter und ihren Angehörigen in letzter Stunde noch zur Ausführung kommen? Trotz mancher gewichtigen Stimme, die sich für die erstere Lösung aussprach, entschied sich die Leitung, — diesmal in Übereinstimmung mit dem Grünhagenschen Gutachten — für die letztere. Erleichtert wurde der Bauverwaltung ihr Entschluß durch den Umstand, daß die viel besprochene Statue, als einzige in der ganzen Gruppe, sowieso von ihrem Sockel abgehoben werden mußte, da der Sandsteinblock, auf dem sie stand, seiner großen Schadhastigkeit wegen unbedingt der Erneuerung bedurfte. Es war im Mai 1901 ein schweres, verantwortungsvolles Stück Arbeit gewesen, sowohl das Abheben der so ungemein

auf verschiedene Fundstellen aufmerksam gemacht, entdeckte schließlich im Alabaster-Steinbruch zu Neuland bei Löwenberg ein Material, das dem der Statuen in Farbe und Textur so verwandt ist, daß es vermutlich s. Zt. bei Herstellung der Bildwerke selbst Verwendung gefunden hat.

zart gearbeiteten, kunstvoll aus mehreren Stücken zusammengesetzten, dabei etwa 20 Zentner schweren Figur von ihrem Standort, als namentlich das Verschieben des Bildwerkes<sup>1)</sup> ohne Beschädigung seiner zerbrechlichen Gliederungen. Alles verlief jedoch ohne Unfall. Mehrere Wochen hat dann die Figur auf dem Gerüst dicht neben der Statue des Herzogs Georg Wilhelm gestanden, die Schwester, immer noch seitwärts blickend, neben dem Bruder. Da, am 3. Juni 1901 ist alles für die Zurückstellung des Bildwerkes vorbereitet; der neue Postamentstein an Ort und Stelle gebracht. Wieder tritt die Hebevorrichtung in Tätigkeit, die Figur schwebt, wird zur Seite geschoben und über dem neuen Sockel mit geringem Kraftaufwand in ihre normale, von der Stifterin und dem Künstler gewollte Stellung zurückgedreht. Das Werk gelang vollkommen. Jetzt blickt das früher so ernste, fast düstere Antlitz der jugendlichen Fürstin, vom Tageslicht besser getroffen, freundlicher; die Tochter schaut wieder liebevoll zur Mutter hinüber und begegnet sich mit ihr in der wehmütigen Klage, die noch auf ihren Lippen zu schweben scheint: „Spes ubi nostrae“.

\* \* \*

Mit der Instandsetzung der plastischen Bildwerke ist die Wiederherstellung des piasteischen Monumentes im Wesentlichen vollendet; in altem Glanze erstrahlt die „fürstliche Gruft“, ihre Kunstwerke und Inschriften reden wie ehemals zu dem Beschauer und die in der Widmungsinschrift der edelgesinnten Stifterin zum Ausdruck gebrachte, von ihren Beratern und Künstlern ins Leben gerufene Idee des Ganzen hat wieder ihre, wenn nicht voll gelungene, so doch pietätvolle Verkörperung gefunden.

Noch fehlte freilich die Auserstehungs-Gruppe in der 3. Kapelle, die den Mittel- und Kernpunkt der ganzen Anlage bilden sollte, noch umschlossen drei der unteren Gemälde-Rahmen leere Flächen, auch die Kapellendecken entbehrten des malerischen Schmuckes, aber man wollte höheren Ortes für diese Ergänzungen keine Mittel mehr zur Verfügung stellen, zumal es sich bei den noch fehlenden Kunstwerken lediglich um Neuschöpfungen gehandelt hätte, durch deren Ausführung möglicherweise ein fremder Zug in die künstlerische Ausstattung des Innern gekommen wäre.

\* \* \*

Dem regen Interesse, das der damalige Regierungs-Präsident Freiherr von Seherr-Thoß dem Wiederherstellungsbau allezeit entgegenbrachte, ist es zu verdanken, daß wenigstens die letzten drei historischen Gemälde später doch noch zur Ausführung gelangten.

<sup>1)</sup> Der mit Ketten betriebene Differential-Flaschenzug war an einer eisernen Rolle befestigt, die auf einem langen, quer über die Figur hinweggesteckten I Träger lief.

Auf ein von dem Herrn Präsidenten an den Herrn Fürstbischof in Breslau gerichtetes Schreiben hin, erklärte sich letzterer in entgegenkommendster Weise bereit, den für die Ausführung der Bilder nach den bereits genehmigten Kartons des Malers Langer noch erforderlichen Betrag von 1800 Mark zu stiften. Dank dieser hochherzigen Schenkung sah der April 1908 den Künstler noch einmal bei der Arbeit. Es entstanden nacheinander Bild 2, der Zweikampf zwischen Boleslaus Altus und dem Mailänder Riesen; Bild 3, Heinrich I. eine Abordnung der überwundenen Polen empfangend, daneben seine Gemahlin, die heilige Hedwig, mit dem Architekten des Trebnitzer Klosters verhandelnd; endlich Bild 7, Herzog Georg von Brieg mit Bauleuten vor dem Brieger Schlosse. Alle Gemälde, sind zwar im Geiste der alten entworfen, aber doch — namentlich Bild 7 — ihren neuzeitlichen Ursprung nicht verleugnend. Der letztere Umstand ist, da bei allem die Bilder keineswegs aus dem Ganzen herausfallen, eher als ein Vorzug dieser Neuschöpfungen zu bezeichnen.

Erst jetzt macht das Wiederherstellungswerk einen nahezu fertigen Eindruck; nur die Wiedererrichtung der Auferstehungs-Gruppe, ohne die das Ganze doch nur ein Torso bleibt, könnte ihn noch verstärken. Aber wann wird sich für dieses Kunstwerk ein Gönner finden — in jetziger Zeit? —

Unsere Heimatsprovinz, besonders die Stadt Liegnitz, bleibt der Staats-Regierung, die als Patronatsbehörde der Johanniskirche die zu einer so vollständigen Instandsetzung des Mausoleums erforderlichen, nicht unerheblichen Geldmittel bewilligte, zu größtem Dank verpflichtet. Die Ruhmeshalle des ehrwürdigen Piasten-Geschlechtes ist wiedererstande; möchte die hange Sorge der edlen Stifterin, es könnten „die Sterblichen in ihrer Vergeßlichkeit und Undankbarkeit schneller verstummen als die Steine“ nicht in Erfüllung gehen! Möchte aber auch über ihrer Stiftung, dem „Monumentum Piastaeum“ ein glücklicherer Stern walten, als vor zwei Jahrhunderten und es dem herrlichen Kunstwerke nie an pietätvollen Händen gebrechen, die es vor neuem Verfall schützen!



Die Fürstin von Liegnitz  
geb. Gräfin Auguste von Harrach.  
Marmorbüste im Niederschlesischen Museum.

(Phot. Foglar.)





## Die Fürstin von Liegnitz.

Von Karl Sella in Liegnitz.

Im zweiten Stockwerk des Liegnitzer Museums haben die städtischen Behörden auf Anregung des Geschichts- und Altertumsvereins zwei Räume als „Fürstin-Liegnitz-Zimmer“ eingerichtet, um die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms III., die den Namen unserer Stadt trug, pietätvoll zu ehren. Die schlichten Möbel stammen aus der Villa Liegnitz im Park von Erdmannsdorf, dem Witwensitz der Fürstin, und stellen eine Wohn- und Schlafzimmereinrichtung im Stile des Spätbiedermeier dar. Ganz besonders einfach sind die Waschgefäße und Vorhänge. Einige Bilder zeigen die Fürstin in den verschiedenen Lebensaltern, darunter ein Bild von Franz Krüger. Über dem Schreibtisch hängt ein großes Ölgemälde des Vaters, Grafen Ferdinand von Harrach.

Inmitten dieser anspruchslosen Erinnerungen fällt eine prächtige Marmorbüste der Fürstin aus jugendlicher Zeit in die Augen, ein Geschenk ihrer Nefen, der Grafen Leopold Harrach-Groß-Sägewitz und Ferdinand Harrach-Tief-Hartmannsdorf. Die Büste ist nach dem im Charlottenburger Schlosse befindlichen Original vom Bildhauer A. Dietrich in Berlin angefertigt worden.

Bis jetzt ist ein abgerundetes Lebensbild der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms III., der Nachfolgerin der Königin Luise, nicht erschienen. Die nachfolgenden Zeilen, aus ortsgeschichtlichem Interesse geschrieben, sollen diesen Mangel nicht ersetzen, sondern dem Geschichtsforscher Anregung geben, das Fehlende nachzuholen. Eine treffende Charakteristik der Fürstin gab der Maler Graf Ferdinand Harrach, als er an den Verfasser schrieb: „Ich bewunderte jederzeit an meiner Tante neben den edelsten Fraueneigenschaften die hohe Abstraktion von sich selbst, welche sich in natürlichster Weise dadurch dokumentierte, daß sie beinahe eine Scheu hatte, der Mittelpunkt der Ehrung und Verehrung aller ihr Nahestehenden zu sein. So sehr mein Bruder und ich es wünschen müssen, daß das Andenken der innig verehrten Verwandten auch in der Stadt, deren Namen sie trug, ein dauerndes sein und bleiben möge, so glaube ich recht zu tun, Sie zu bitten, dieser Ehrung eine Form zu geben, die zwar so sinnig als möglich, aber auch dem Charakter der edlen Frau entsprechend, das heißt: so bescheiden sei, als sie es selbst war.“

Die Aufzeichnungen sind entnommen aus einer Reihe von Zeitungsnotizen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und aus den Tagebüchern von Zeitgenossen der Fürstin. Das Königliche Haus-Archiv in Charlottenburg gestattete dankenswerter Weise Einsichtnahme und Abschrift der Briefe der Fürstin an König Friedrich Wilhelm IV.

Sowohl das Geheime Staats-Archiv wie das Herolds-Amt in Berlin erwiderten auf Anfrage, daß die Gründe, welche König Friedrich Wilhelm III. bewogen haben, seiner zweiten Gemahlin den Titel einer „Fürstin von Liegnitz“ zu verleihen, sich ihrer Kenntnis, bezw. Beurteilung entziehen.

Auguste Gräfin von Harrach wurde am 30. August 1800 als Tochter des am 4.<sup>1)</sup> Dezember 1841 verstorbenen Grafen Ferdinand von Harrach (jüngere Linie) und seiner am 8. Juni 1830 heimgegangenen Gemahlin Freiin Christiane von Raisky zu Prag geboren. Das altösterreichische Adelsgeschlecht der Harrachs wird als gräfliches schon in Urkunden aus dem 30jährigen Kriege erwähnt — auch die Gemahlin Wallensteins war eine Gräfin Harrach. Auguste, die ihre Erziehung in einem Kloster zu Preßburg erhalten, war 16 Jahre alt, als ihre Eltern nach Dresden verzogen, in dessen geselligen und ästhetischen Zirkeln ihre geistige Ausbildung gefördert wurde. Zeitgenossen schildern die jugendliche Gräfin als eins der sympathischsten Wesen, das, wo es erschien, durch seine Liebenswürdigkeit die Herzen mit sich fortriß. Ihr häufiger Sommeraufenthalt in Teplitz, dessen Bäder sie mit ihren Eltern aus Gesundheitsrücksichten benutzte, hatte sie dort so beliebt gemacht, daß König Friedrich Wilhelm III. bei seinen öfteren Besuchen des Bades Teplitz ihre Bekanntschaft suchte. Der eigentümliche Zauber, welchen die junge Gräfin durch eine reizende Mischung von Seelensadel und Anmut auf Alle, die mit ihr in Berührung kamen, ausübte, umstrickte bald auch den König, und der seit dem 19. Juli 1810 — seit 14 Jahren — verwitwete Monarch wünschte schließlich (unverbürgt wird berichtet auf Zureden seines treuen Kammerdieners Timm), sie zu seiner zweiten Gemahlin zu machen.

Der König war damals 54, die Gräfin 24 Jahre alt. Solange sich Friedrich Wilhelm III. in unmittelbarer Umgebung der um ihn emporblühenden Nachkommenschaft seiner unvergeßlichen Luise bewegte, hatte er jeden Gedanken an Wiederverheiratung abgewiesen; als aber mit dem Heranwachsen der Kinder es immer stiller um den alten Herrn wurde, als zuletzt auch die jüngste Prinzessin Luise, deren Vermählung mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande bevorstand, den Vater verlassen wollte, vermählte er sich am 9. November 1824 in morganatischer Ehe mit Auguste Gräfin von

<sup>1)</sup> Im Gegensatz zu der Fürstin Aufzeichnung ist im Gothaer Almanach als Todestag der 5. Dezember angegeben.

Harrach. Die kirchliche Einsegnung dieses Ehebandes geschah durch den Kgl. Hofprediger Dr. Eylert, obwohl die Braut katholisch war, nach evangelischem Brauch in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, ohne jeden Pomp und mit größter Verschwiegenheit. Als Zeugen waren anwesend: der Kronprinz von Preußen, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, die Eltern der Braut und vier Vertraute, Fürst und Oberkammerherr zu Sann-Wittgenstein, Oberhofmeister Freiherr von Schilden, Oberst von Witzleben und Kabinettsrat Albrecht.

Zwei Tage darauf, aber vom Vermählungstage datiert, wurde eine auch als Urkunde in die Preussische Gesetzsammlung aufgenommene Kgl. Bekanntmachung veröffentlicht, welche dem Lande die vollzogene zweite Ehe des Landesvaters zur Kenntnis brachte. In dieser sehr interessanten Urkunde über die morganatische Ehe des Königs, die im Druckabzug auch in den Akten des Liegnitzer Magistrats verwahrt wird, heißt es unter anderem: „Wir bestimmen hierdurch, daß im Fall die Ehe des Königs mit Kindern gesegnet würde, solche und deren Kinder und Nachkommen den Namen und Titel: Fürsten und Fürstinnen von Liegnitz, Grafen und Gräfinnen von Hohenzollern, führen und sich des Unserer Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, verliehenen Wappens bedienen sollen.“ Wie bekannt, sind Kinder dieser Ehe nicht entsprossen.

Das der Fürstin bei ihrer Erhebung verliehene Wappen ist geviert und mit einem Herzschild versehen. Die Felder 1 und 4, desgl. der Schmuck des ersten Helmes zeigen ein silbernes und rotes Schach — beide dem Wappen der Herzöge von Liegnitz entnommen. Die Felder 2 und 3 setzen sich aus schwarzen und silbernen Quadraten zusammen. Das Herzschild enthält den schwarzen preussischen Adler in Silber, welcher auch auf der Krone des mittleren Helmes steht. Aus der Krone des 3. Helmes wächst Kopf und Hals einer in schwarze und silberne Quadrate geteilten Dogge. Die Helmedecken sind rechts silbern und rot, links schwarz und silbern. Zu Schildhaltern sind 2 wilde, am Haupt und an den Hüften grünbekränzte, bärtige Männer gewählt, welche in den Händen Keulen halten. Das Ganze ist mit einem fürstlichen Hermelinmantel, den oben eine Fürstenkrone bedeckt, umgeben.

Wie ist nun der König auf den Gedanken gekommen, seine Gemahlin zur „Fürstin von Liegnitz“ zu erheben? Irgendwelcher urkundliche Beweis hierüber ist nicht zu ermitteln. Mithin bleibt als Vermutung, daß die Ansässigkeit der Grafen von Harrach in Schlesien und dem benachbarten Böhmen sowie die persönlichen, nahen Beziehungen des Königs zu Schlesien, insbesondere zu Liegnitz als dessen Herzog, ihn veranlaßten, unsere Stadt zu wählen.

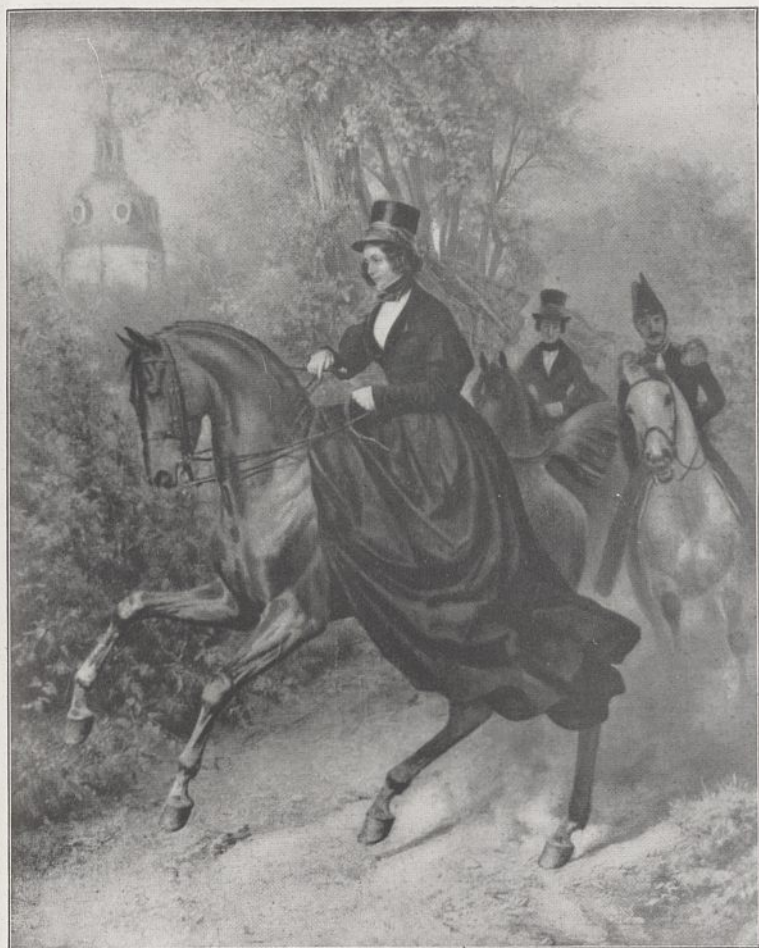
\* Charakteristisch sind die Briefe und Äußerungen aus der Hofgesellschaft über des Königs zweite Ehe. Die Bierack, Dankel-

mann, Schadow, Boguslawska, alle hatten nichts von der geheim vollzogenen Trauung erfahren. Letztere schreibt an die Tochter: „Mein Blut erstarrte fast, als ich es hörte“; ganz niedlich sei die Kleine und schon recht vertraut mit dem König; sie nenne ihn Du und rede ihn an: höre mal! Durchweg aber war man betrübt, daß die von Allen noch betrauerte Königin Luise eine Nachfolgerin an der Seite des Königs erhalten habe, und die Prinzessinnen sollen des öfteren mit verweinten Augen gesehen worden sein. Der König aber sorgte, wo er konnte, für freundliches Entgegenkommen. Die Worte, mit denen er seine Gemahlin der Hofgesellschaft vorstellte, lauteten: „Meine Herren und Damen, ich stelle Ihnen hier eine Dame vor, die meinem Herzen sehr teuer ist und die ich Ihrem Wohlwollen empfehle.“

Das war im Jahre 1824. Zu dieser Zeit war Grundherr von Erdmannsdorf der Feldmarschall von Gneisenau, der vorher in Mittel-Kauffung ansässig gewesen war. Das benachbarte Fischbach gehörte Prinz Wilhelm, dem Bruder Friedrich Wilhelms III. Der Berliner Hof verkehrte viel in Fischbach, und so kam es, daß öfters Besuche des Königs und der Fürstin von Liegnitz in Erdmannsdorf abgestattet wurden. Als Gneisenau gestorben war, kaufte Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1832 die Herrschaft Erdmannsdorf. Von dort kamen die hohen Herrschaften — und zwar wohl das erste Mal — nach Liegnitz am 29. August 1835 zu den großen Manövern. Es muß viel Leben in unserer Stadt geherrscht haben, denn auch der Kaiser und die Kaiserin von Rußland, Großfürsten und österreichische Erzherzöge waren hier. König Friedrich Wilhelm III. und die Fürstin wohnten vom 29. August bis 2. September in der Ritterakademie. Der 30. August war der Geburtstag der Fürstin. Zu diesem wurde sie durch ein kostbares, silbernes Blumengefäß (jetzt im Besitz des Grafen Manfred Harrach zu Klein-Krichen) als Geschenk der Stadt Liegnitz überrascht.

Hier beginnen die persönlichen Beziehungen. Der „Schlesische Gebirgsfreund“, eine Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung, von dem Buchdrucker Pfingsten in Liegnitz herausgegeben, schreibt in der Nummer vom 4. September 1835 darüber: „Dieses Geschenk wurde huldvoll aufgenommen und Ihre Durchlaucht geruhte des folgenden Tages einer zu sich gerufenen Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten Ihren Dank auf die huldreichste Weise zu erkennen zu geben und die Versicherung Ihres gnädigsten Wohlwollens gegen die Einwohnerschaft beizufügen.“

Als Gegengabe der Fürstin erhielt die Stadt Liegnitz im Jahre darauf die Büste des Königs, die im alten Rathaus aufgestellt wurde und jetzt das Magistrats-Sitzungszimmer im neuen Rathause schmückt. Ein dickleibiges Aktenstück über das Geschenk mit zwei Briefen der Fürstin und einem Schreiben des Professors Rauch, sowie einem künstlerisch ausgeführten Frachtbriefe des



Die Fürstin von Liegnitz  
im Parke von Charlottenburg.  
Nach einem Gemälde von Krüger.

(Phot. Foglar.)



Epediteurs Moreau Balette aus Berlin mit Frachter-Bignetten ruht im städtischen Archiv. Der Bildhauer Christian Rauch teilt hierbei unter dem 31. Juli 1836 aus Berlin mit, daß er im Auftrage der Frau Fürstin von Liegnitz die Büste des Königs aus sarrasischem Marmor und die dazu gehörige Säule aus Großkunzendorfer Marmor nach Liegnitz abgesandt habe. Die Büste sei von Reinhard, einem talentvollen Schüler des Professors Tied nach seinen (Rauchs) Modellen ausgeführt.

Bürgermeister Jochmann gibt am 13. August 1836 im „Liegnitzer Stadtblatt“ und im „Kommunal-Blatt für das Herzogtum Schlesien“ der geliebten Einwohnerschaft Kenntnis von dem höchst erfreulichen Beweise der Huld und Gnade der geliebten und hochverehrten Gemahlin des Königs. Für die feierliche Aufstellung der Büste im Rats-Sessionszimmer war der 19. November 1836 bestimmt. Die Stadtverordneten-Versammlung, unterzeichnet Böhm, Ruffer, Tauchert, Kirchner, Fritsche, Dähne, Jüttner, Ludwig, schreibt darüber an den Magistrat unter dem 20. Oktober wie folgt: „Noch nie ist der 19. November hier als Jahrestag der Verleihung dieser Städteordnung gefeiert worden, und es kann daher dem denkenden Bürger diese beabsichtigte Feier nur eine freudige Erhebung sein, besonders denen, welche länger als ein Viertel-Jahrhundert die daraus hervorgegangenen vielseitigen Erfahrungen sich in Erinnerung bringen können. Aber auch das Jahr ist für die Bewohner unserer Stadt denkwürdig. Hundert Jahre sind seit dem 29. August 1736 verflossen, wo die damalige Stadtgemeinde zusammenkam und den Bau eines dauerhaften neuen Sanctuarii Curarum publicarum (das alte Rathhaus) beschloß. Wir, die Nachkommen, konnten den ehrenwerten Begründern dieses schönen öffentlichen Gebäudes wohl keine bessere Anerkennung ihrer Verdienste um die Stadt geben, als durch die in dessen Zimmern mit großem Kostenaufwande ausgeführten Verbesserungen und Verschönerungen, damit es in späteren Zeiten noch von künftigen Generationen mit gebührender Wertschätzung betrachtet und ferner erhalten werden möge. — Wer hätte wohl von den Zeitgenossen des 29. August 1736 geahnt, daß der Kaiser, dessen Bild sie vor sich sahen, der letzte seiner Dynastie sein, und daß den 19. November 1836 die Büste eines Königs aus dem Hause Hohenzollern auf dieser Stätte aufgestellt werden würde, wo im Jahre 1522 Herzog Friedrich II. von Liegnitz mit einem Fürsten dieses Stammes die welthistorische Erbverbrüderung schloß, woraus die freudige Begebenheit hervorgegangen, die am 19. November d. J. gefeiert werden soll.“

Die Enthüllung die Büste ging unter großer Beteiligung der Behörden und der Einwohnerschaft mit Gesang und Musik vor sich. Bürgermeister Jochmann hielt die tiefempfundene und mit Begeisterung aufgenommene Festrede. An der Feier wie an dem

darauf folgenden Diner im Ressourcensaale nahmen auch die Offiziere der Tags zuvor eingerückten neuen Garnison des 2. Bataillons des 6. Infanterie-Regiments (bis dahin Posen) teil. Die Fürstin von Liegnitz stattete am 3. Dezember von Berlin aus aufrichtigen Dank für die Mitteilung des Magistrats von der Feierlichkeit des 19. November ab, die sie mit vielem Vergnügen erhalten habe.

Wie 1835 so war auch 1838 großes Hoflager in Erdmannsdorf; aber den August 1839 brachten die höchsten Herrschaften in aller Stille in diesem Riesengebirgsdöhl zu.

Die Fürstin war wohlthätig; milde Stiftungen in Tepliz, Berlin, Charlottenburg und Potsdam zeugen davon. Auch Liegnitz hat ihr ein Legat von 500 Talern zu verdanken. Am 21. Juli 1873 beschloß die Stadtverordnetenversammlung „zur dankbaren Erinnerung und zum ehrenden Andenken das Kapital von 500 Talern als eine besondere Stiftung der Frau Fürstin von Liegnitz zu verwalten und die Revenuen jährlich am Todestage der Legatarin an 10 bedürftige Witwen zu verteilen.“ Das geschieht heut noch an jedem 5. Juni mit 60 M.

Und wie gestaltete sich das Verhältnis der Fürstin zum König? Das ersehen wir am besten aus seinem „letzten Willen“. „Unter die frohen und wohlthuenden Ereignisse rechne ich auch die unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte.“ — Bereits 1½ Jahre nach der Trauung, am 25. Mai 1826, war die Gemahlin Friedrich Wilhelms III. zur protestantischen Kirche übergetreten, und so wurde das eheliche Band noch fester geknüpft. Am 14. November desselben Jahres brach der König das Bein. Seine Gattin war seine treueste Pflegerin. Als am ersten Pfingstfeiertage des Jahres 1840 das Ende des vielbewegten Lebens des Monarchen herannahte, saß seine treue Gefährtin am Bett und hielt seine Hand in der ihren bis zu seinem letzten Atemzuge. —

Dreiunddreißig Jahre hat die Fürstin ihren Gemahl überlebt. Ihren Wohnsitz nahm sie teils im Prinzessinnen-Palais zu Berlin, teils in Potsdam, wo sie am Eingangstor zum Park von Sanssouci eine von Schadow erbaute Villa als Geschenk des Königs erhalten hatte, teils endlich am Genfer See zwischen Beveny und Vernex in der Villa „Augusta“: Seltener weilte sie in Erdmannsdorf.

Das Wesen der Fürstin wird uns noch näher treten, wenn wir die im Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg verwahrten Briefe an König Friedrich Wilhelm IV. aus der Zeit von 1840—1855 kennen lernen.



Neues Palais, den 20ten Nov. 1840.

Wie soll ich Ew. Majestät aussprechen, welchen rührenden Eindruck mir Ihr liebevoller Brief gemacht hat, wie gnädig sind die Äußerungen über die Erdmannsdorfer Angelegenheit, die Ew. Majestät so gültig ganz zu meinem Vortheil eingerichtet haben, und wie sehr danke ich Ew. Majestät für die freundliche Art, mit welcher Sie mir anbieten, zuweilen dort zu wohnen: Dieß ist eine Gunst, ohne welche es mir recht schwer geworden wäre, mich von dem schönen Erdmannsdorf zu trennen, welches mir der theure Vollendete so freundlich geschenkt hat, und doch machten es, wie Ew. Majestät selbst sagen, die Verhältnisse beinah nothwendig. Glauben Ew. Majestät aber gewiß, daß ich Ihre Gnade nicht mißbrauchen, und nur hingehen werde, wenn ich sicher sagen kann, dort nicht im Wege zu seyn. Auch die gültige Wiederholung des Anerbietens meine bis jetzt innegehabten Zimmer in den verschiedenen Schlössern auch ferner bewohnen zu können, und besonders die Aussicht, daß, wenn ich einmal den herrlichen Rhein, welchen ich noch nicht kenne, besuchen wollte, ich dort ebenfalls ein Obdach fände, hat mich mit innigem Dank und großer Freude erfüllt. Ich fühle, daß es nicht möglich ist, liebevoller zu handeln, als Ew. Majestät es an mir thun, und erkenne das tief; auch sollen Ew. Majestät dieß keiner Undankbaren gewährt haben. Ist es unserem theuren Vollendeten gestattet, zu sehen, was auf dieser Erde vorgeht, so wird gewiß, der über alles theuere Verklärte König dankend auf Sie herabblicken und den Segen wiederholen, welchen Er schon hier über Sie ausgesprochen hat, für alle Liebe, welche Sie mir erweisen. Ich danke auch noch recht sehr für die Erlaubnis am h. Abendmahl Theil nehmen zu dürfen, und hoffe dann mündlich wiederholen zu können, daß meine Dankbarkeit für alle mir erwiesene Gnade nur mit meinem Leben enden soll.

Ew. Majestät

getreue u. dankbare

M u g u i t e.

Am 15. Oktober 1841 schreibt die Fürstin an den König, daß sie zu ihrem größten Leidwesen durch Unwohlsein verhindert sei, dem Könige zum morgigen Geburtstage ihre untertänigsten Glückwünsche in Parez persönlich auszusprechen. Sie bittet um nachsichtige Aufnahme des beifolgenden kleinen Geschenkes und fügt hinzu:

„Wie gern hätte ich Ew. Majestät an diesem allgemeinen Festtage die Gefühle meiner innigsten Verehrung und Dankbarkeit ausgedrückt, ich gestehe aber aufrichtig, daß ich nur zu sehr fürchten muß, daß der Eindruck, den mir das erste Wiederseh'n von Parez machen würde, meine noch etwas schwachen Kräfte übersteigen könnte, auf die ich in diesem Augenblick einige Rücksicht nehmen muß, da ich im Begriff bin in den nächsten Tagen zu meinem kranken Vater zu reisen, dessen immer mehr abnehmende Kräfte mich zur Eile nöthigen.“

Am 5. Dezember 1841 teilt die Fürstin dem Könige das Ableben ihres geliebten Vaters in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember mit.

Der nächste im Hausarchiv verwahrte Brief an den König datiert vom 12. Oktober 1842 aus Schaffhausen. Die Fürstin gratuliert wieder zum Geburtstage, wünscht, daß der Himmel seinen besten Segen über den König ausschütte und betont mit dankbarem Herzen die sich immer gleichbleibende Güte und Freundlichkeit des Herrschers ihr gegenüber. Entzückt ist sie von dem Rheinfluss, den sie auch bei Mondenschein besucht, und erzählt von Mainz und Bingen.

In einem weiteren Briefe aus Luzern vom 22. September 1843 schreibt die Fürstin:

„Eine große Freude haben mir Ew. Majestät durch Ihren liebenswürdigen Brief zu meinem Geburtstage gemacht, ich bin nur beschämt, daß Sie sich mit Schreiben geplagt, und Ihre kostbare Zeit aufgeopfert haben: danke aber von ganzem Herzen dafür, sowie für die deliciofen Geschenke, welche das Schreiben begleiteten, und welche mir unendlich viel Vergnügen verursacht haben.“

Dann folgt eine lebhaft und begeisterte Schilderung der Alpenwelt, sowie zahlreicher Gletscherpartien.

In einem folgenden Briefe vom 12. Oktober 1843 schickt die Fürstin ihren Glückwunsch an den König von Mainz aus:

„Wahrscheinlich bringen Ew. Majestät diesen Tag wie sonst in Paris zu, und da werden Sie gewiß recht lebhaft an den theuren Papa denken, der diesen Tag so oft und so heiter dort mit Ihnen gefeiert hat.“

In einem der folgenden Briefe, datiert aus Meran vom 15. Oktober 1845, ist die interessanteste Stelle die Schilderung der Begegnung mit der Kaiserin von Osterreich. Die Fürstin schreibt:

„Eine große Ueberraschung hatte ich in Innsbruck; als ich durch die Straßen fuhr, fiel mir ein gewisses unruhiges Treiben auf, und ich fragte sogleich, als ich im Hotel abgestiegen war, was dieß zu bedeuten habe, da erfuhr ich daß die Kaiserin ein paar Stunden vor mir angekommen sey. Ich eilte sogleich zu ihr und ward sehr freundlich und herzlich empfangen, indem mir die Kaiserin sagte, daß sie sich recht sehr freue mich hier zu finden. Sie behielt mich zum Thee, den anderen Tag dinierte ich bei ihr mit meiner Umgebung, trank den Abend wieder den Thee da und hatte am Morgen der Abreise noch die Erlaubniß mit zu frühstücken. Die Kaiserin befand sich wohl, war recht mobil und sagte mir, daß die kleinen Tagereisen sie gar nicht fatiguirten. Doch etwas Herzklopfen hat sie stets.“ . . . . .

Der nächste Brief ist aus Florenz vom 10. April 1847 datiert; am Kopf desselben befindet sich eine farbige Abbildung der „Tribuna“. Die Fürstin bedankt sich für ein Geschenk des Königs, „das schönste Osterreich“, das sie je bekommen habe. Der Inhalt

werde dienen zur Vollendung der kleinen Gartenhalle, auf die sie sich sehr freue, um so mehr, als der König selbst sich mit den Bauplänen eifrig beschäftige. Sie habe zu seinem Geschmack und richtigem Urtheil ein solches Zutrauen, daß sie nichts an den Plänen ändern werde.

Der aus Dresden unter dem 13. Oktober 1848 an den König gerichtete Geburtstagsbrief gedenkt der Prüfungen des vergangenen Jahres.

„Es ist der einzige Trost, welcher den Menschen bleibt, daß nichts ohne Zulassung Gottes geschieht und so wird er auch für Ew. Majestät alles zum Besten lenken. Das Gute und Edle kann nicht für immer unterliegen.“ . . . . .

Dann wieder gratuliert die Fürstin aus Bowness am Windermere (9. Oktober 1850). Der Briefkopf trägt eine lithographische Abbildung des Edinburgh Castle und der Royal Institution. In lebhaften Farben werden die Eindrücke von London und besonders von Schottland geschildert.

In den Jahren 1851 und 1852 schreibt die Fürstin aus Florenz und Rom, 1853 bittet sie den König um eine Auszeichnung für den Kammerherrn Graf von der Groeben, der seit 4 Jahren ihrer Umgebung angehört und 30 Jahre dem Königl. Hause dient. Schnell wird die Bitte erfüllt.

Am 2. April 1853 übersendet die Fürstin dem Könige von Berlin aus eine Urkunde über eine zugunsten ihrer Familie — soweit sie in den preußischen Landen angesessen ist — errichtete Stiftung, die sie ihrem Testament beizufügen beabsichtigt.

Geburtstagswünsche werden dem Monarchen unter dem 11. Oktober 1854 aus Campagne Billard gesandt und gipfeln in dem Wunsche, daß alle schweren Sorgen von des Königs Haupt genommen werden.

„Ich hoffe, daß Ew. Majestät diesen Tag in voller Gesundheit verleben werden, da Sie die beschwerliche Reise durch Schlesien so kräftig unternommen und ausgeführt haben. Die innige Dankbarkeit der ganzen Bevölkerung hat Sie auf jedem Ihrer Schritte begleitet und muß einen unauslöschlichen Eindruck in Aller Herzen zurücklassen. Diese Ueberzeugung wird Ew. Majestät die trüben Momente erhellen, die ohnfehlbar durch die Kriegsergebnisse hervorgerufen werden. Der gnädige Gott schenke doch bald der Welt den Frieden wieder.“

Der letzte der hier verwahrten Briefe an Friedrich Wilhelm IV. ist aus Beven vom 18. Oktober 1855 datiert. Er bittet um des Königs Zustimmung zum Ankauf eines kleinen Weinberges für den Preis von noch nicht ganz 8000 Talern.

„Der eine Morgen Land trägt die schönsten Trauben und hat eine allerliebste Aussicht auf den See und die Berge.“

So findet die Vereinsamte, nachdem sie auf Reisen Zerstreuung suchte, in der entzückenden Umgebung des Genfer Sees eine gastliche Stätte.



Die Fürstin von Liegnitz in späteren Jahren.

Nach einer Photographie aus Bevey.

Am 5. Juni 1873 endete auch ihr Leben. Der Tod der 73jährigen Matrone trat in Bad Homburg sanft und schmerzlos infolge von Entkräftung ein. Zur feierlichen Beisetzung der Leiche der verewigten Fürstin hatte sich nach dem Bericht des Staats-Anzeigers Ihre Majestät die Kaiserin und die Mitglieder der königlichen Familie nach Charlottenburg begeben. Vom Schlosse

ging's im stillen Trauerzuge nach dem Mausoleum, in dessen Gruftgewölbe die sterblichen Überreste König Friedrich Wilhelms III., der Königin Luise und des Prinzen Adalbert beigesetzt sind. In der Gruftkapelle, die sich unmittelbar unter den Grabdenkmälern befindet, war ein Altar errichtet, umgeben von schwarzen Draperien, von Palmen und Lorbeern. Vor demselben stand der mit schwarzem Sammet und silbernen Streifen ausgelegte Sarg, in den die sterbliche Hülle der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms III. gebettet war. Die Fürstenkrone schmückte denselben, und er war bedeckt mit Kränzen und Palmen. Außer den zahlreichen Mitgliedern der königlichen Familie waren die nächsten Anverwandten der Hingeshiedenen, Graf von Harrach nebst Gemahlin und Söhnen erschienen. Die Gesänge führte der Domchor aus. Die Trauerfeierlichkeit verrichtete der Hof- und Domprediger Oberkonsistorialrat Dr. Kögel. Der Gedächtnisrede wurden die Worte der dritten Bitte zugrunde gelegt. Am gleichen Tage vor 33 Jahren war auch der hohe Gemahl in diese Gruft, die er sich bei Lebzeiten bereitet hatte, eingesenkt worden.

Was der König Friedrich Wilhelm III. durch Eingehung seiner zweiten Verbindung erstrebte, ist ihm während der 15jährigen Dauer derselben in reichem Maße zuteil geworden. Die Fürstin wußte sich ganz in seine Eigenart zu finden, ein ungeheures Glück für ihn, wie aus der Lust gegriffen — so urteilt v. d. Marwitz nach anfänglichem Widerstreben. Der König habe auf's beste mit ihr gelebt „und ward so heiter und freundlich gegen alle Welt, wie man ihn lange nicht gesehen hatte“. Und Regierungspräsident v. Hippel, der Verfasser des Aufrufs „An mein Volk“ von 1813 schreibt: „Die edle, liebenswürdige, anspruchslose Frau hat jeder von ihr gehegten Erwartung in reichster Fülle entsprochen.“

Auch hat es Auguste v. Harrach großartig verstanden, sich das Vertrauen des Hofes zu erwerben und besonders gewann sie die Liebe der Kinder der Königin Luise; sie nannten sie mit Zärtlichkeit ihr „Stiefmütterchen“, und noch jetzt befindet sich im Besitz eines der Erben der Fürstin ein Schmuckstück aus Topasen und Diamanten, das ein Stiefmütterchen darstellt und ein Geschenk eines der Prinzen war. Im Schloß zu Werle in Mecklenburg steht eine feine Porzellanbüste der Fürstin aus der Berliner Porzellan-Manufaktur, auch viele große und kleine Andenken an sie sind dort vorhanden. Herzog Paul von Mecklenburg sagt: „Wir mußten immer als Kinder, wenn wir in Potsdam waren, der Fürstin, unserer Stiefgroßmutter, einen Besuch machen, und wir Kinder liebten sie sehr.“

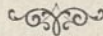
Hoch angerechnet wird ihr von allen Seiten die völlige Verzichtleistung auf jeglichen Mißbrauch ihrer Stellung; sie war stets bescheiden, anspruchslos und taktvoll. So wurde sie die treue Ge-

fährtin des Königs, der sie nicht mehr entbehren konnte, und es gingen die Worte des Hofpredigers Eylert in Erfüllung, der in der Trauredede aussprach, ihr sei das große, bedeutungsvolle Los zugefallen, „dem Könige das Leben zu erheitern und zu verschönern, seine Lasten zu erleichtern, seine Sorgen zu zerstreuen.“



Zimmer der Fürstin von Liegnitz im Niederschlesischen Museum.

Phot. Schumm.



# Erlebnisse der Königs-Grenadiere in den Frühjahrschlachten 1918.

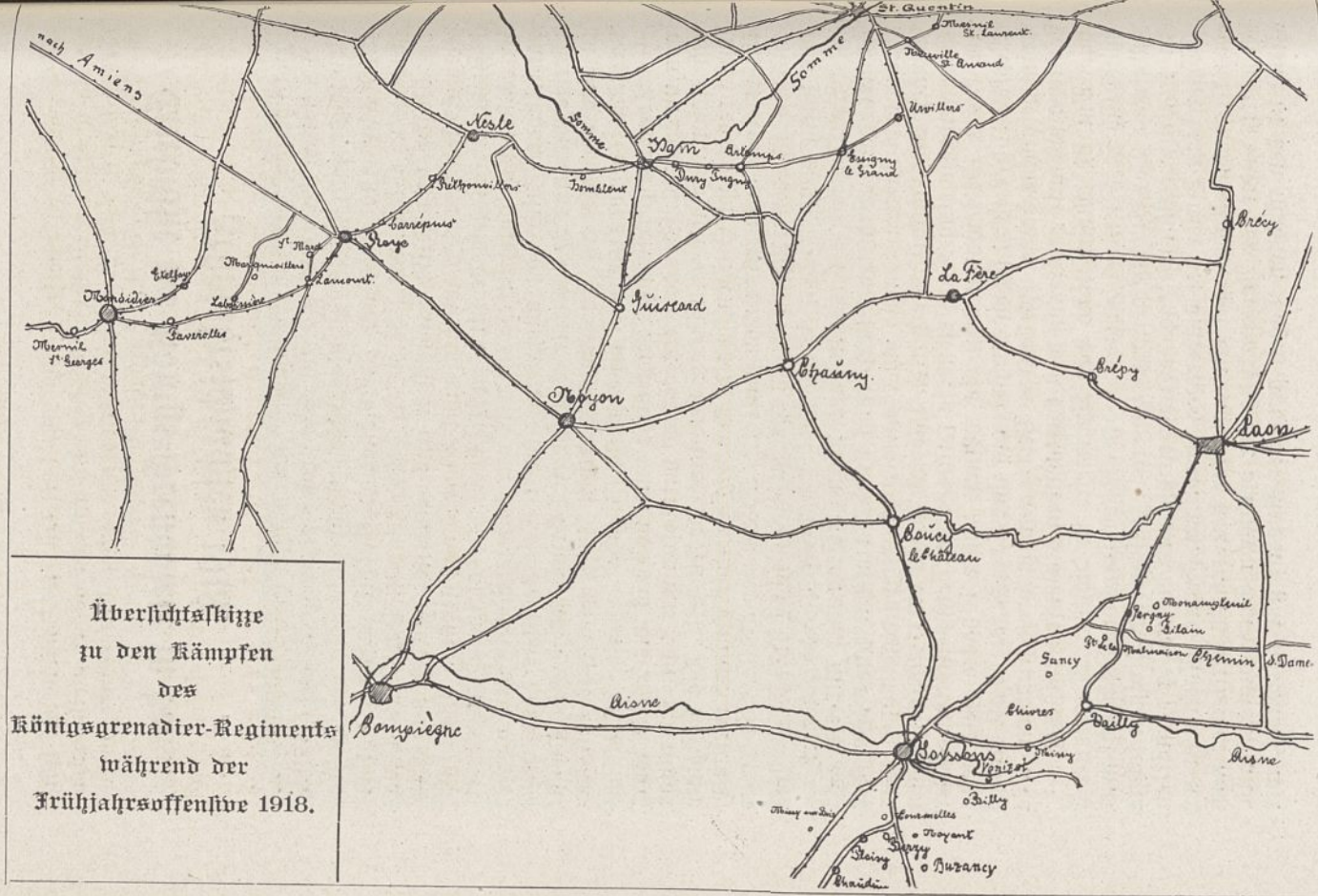
Von Major von Amann, damals Kommandeur des Regiments.

Unserem Eintritt in die großen Angriffskämpfe des Jahres 1918 war eine mehr als zweimonatige Ausbildungszeit vorhergegangen. Diese war sehr nötig, denn seit dem Herbst 1914 war das Regiment nur im Stellungskriege verwandt worden und hatte niemals längere Zeit zur Ruhe und Ausbildung gehabt. Dazu kam, daß sich im Regiment nur ganz vereinzelt aktive Offiziere mit Friedensausbildung befanden, z. B. nur 1 Bataillonsführer, 1 Kompanieführer, und daß auch der älteren Reserveoffiziere nur sehr wenige waren. So bedurfte es fleißigster Arbeit, um das Regiment in den verfügbaren Ausbildungswochen zu einem für den Bewegungskrieg brauchbaren Werkzeug zu machen.

Aber die Arbeit war nicht vergebens, und als wir Mitte März aus unseren Ruhequartieren abrückten, waren wir von Vertrauen auf unser Können erfüllt. Sehr jung waren z. T. die Offiziere auch in wichtigen Stellen, so z. B. der Regiments-Adjutant 21 Jahre, einige Kompanieführer wenig älter. Aber guter Wille, Magemut und die unverbrauchten Nerven der Jugend gleichen manche Mängel aus und zeitigten überraschend gute Leistungen.

Von den Unteroffizieren und Mannschaften war nur ein Teil immer beim Regiment gewesen. Leider wurden ja wegen der Transportschwierigkeiten die Regimenter nicht regelmäßig vom eigenen Ersatzbataillon ergänzt. Dadurch kamen die wiedergenesenen Verwundeten und Kranken meist zu anderen Truppenteilen. Aber im März 1918 waren doch die meisten Leute längere Zeit beim Regiment gewesen; sie waren stolz auf ihre Truppe, die so oft erfolgreich gekämpft hatte, und hatten Vertrauen zu ihren Führern. Die Truppe sah mit Zuversicht den kommenden Kämpfen entgegen.

Am 21. März stand das Regiment in dichtem Morgennebel südöstlich St. Quentin bereit, bei der großen Durchbruchschlacht mitzuwirken. Der Angriff gelang. Unsere 9. Infanterie-Division folgte in 2. Linie. Nachmittags durchschritten wir die völlig zerstörten Dörfer dicht hinter der bisherigen feindlichen Front. Nachtquartier des Regimentsstabes war ein englischer Unterstand, der leider noch erheblich unter der Nachwirkung der deutschen Gasgranaten stand. Auch in den nächsten Tagen ging der Angriff gut vorwärts, wir



Übersichtsskizze  
 zu den Kämpfen  
 des  
 Königsgrenadier-Regiments  
 während der  
 Frühjahrs Offensive 1918.



blieben weiter in zweiter Linie, überschritten die Somme auf notdürftig wiederhergestellten Brücken und mußten nachts meist biwakieren, soweit nicht feindliche Truppenbaracken Unterkunft boten. Die Dörfer waren ja fast durchweg zerstört.

Am 24. März durchschritt unsere Division die Stadt Ham. Zahlreiche betrunkene Soldaten fremder Truppen zeigten, daß die alte deutsche Disziplin an manchen Stellen schon gelockert war, sodaß selbst die Kampfkraft darunter litt. Es ist aber auch zu berücksichtigen, daß die Versuchung für unsere Leute, die solange vieles hatten entbehren müssen, recht groß war, wenn sie auf gefüllte Weinkeller und Lebensmittelloorräte stießen.

Am 25. März Biwak auf freiem Felde bei starkem, kaltem Winde. Es gab natürlich kein Stroh, und Feuer konnten wir wegen der Gefahr von Fliegerangriffen nicht machen. Trotz der Kälte herrschte gehobene Stimmung, weil es ja vorwärts ging. Über die Erfolge an anderen Fronten waren selbst die höheren Stäbe überraschend wenig unterrichtet. — Am 26. März wurden wir wieder einmal von Fliegern angegriffen, vertrieben sie aber durch Infanteriefener und hatten nur einen leicht Verwundeten. Am Abend durchschritten wir die gut erhaltene Stadt Roye, wo ein feindliches Verpflegungsmagazin bei uns große Freude erregte. Reichlich Fleischkonserven, reichlich Weizenbrot und Zwieback, das allein war schon Grund zur Freude. Wie lange hatten unsere Leute sich nicht mehr gründlich sattessen können, besonders in Fleisch! Des Weizenbrotens waren sie übrigens bald überdrüssig, aber zunächst war die Abwechselung doch sehr angenehm.

Mit unserm eigenen Nachschub stand es nicht glänzend. Er ging durch völlig zerstörtes Gebiet. Die vom Feinde wiederhergestellten Straßen litten bald durch starken Verkehr an Fahrzeugen. Da keine Eisenbahn zur Verfügung stand, so mußte alles mit Gespann und Lastkraftwagen nach vorn geschafft werden. Bei dem Mangel an Gummi aber hatten wir fast nur noch Lastkraftwagen mit Eisenreifen, die viel weniger leisteten als solche mit Gummireifen und oft schadhast wurden. Auch eine der Reibungen, die eine Folge der feindlichen Absperrung waren und die unsere Versorgung erschwerten! Feindliche Fliegerangriffe und Fernfeuer störten gleichfalls oft genug den Nachschub und verursachten auch bei unserm Trotz empfindliche Verluste.

Roye war also durchschritten; vor uns waren als Vorhut nur die 19er, da nun die 9. Division in vorderer Linie war. In St. Mard sollten wir Ortsunterkunft beziehen. Aber St. Mard lag dicht hinter der ehemaligen deutschen Stellung von 1916 und war ein Trümmerhaufen. Außerdem lag feindliches Artilleriefener darauf; so mußte das Regiment im Freien nächtigen, meist in den alten Gräben. Der Regimentsstab hatte das Glück, einen nicht zer-

schossenen Keller zu finden. Zwar war er schmutzig, kalt und zugig, aber doch eine Unterkunft, in der man arbeiten konnte.

Gegen 3 Uhr morgens traf der Divisionsbefehl ein, in dem es hieß: „Die Division setzt den Vormarsch auf Montdidier in zwei Kolonnen fort. Führer der rechten Kolonne Kommandeur Grenadier-Regiments 7.“ Bei der rechten Kolonne befanden sich außer dem Grenadier-Regiment 7 noch 6 Batterien unseres Feld-Artillerie-Regiments 5 und 3 Haubitzen-Batterien des Res.-Fußartillerie-Regiments 6, später auch noch ein Sturmbataillon. So wurde der Regimentsbefehl für den Vormarsch ziemlich lang. Aber er war unter falschen Voraussetzungen gegeben. Die Division, wie das Regiment wußten zwar, daß unsere 19er vor uns waren, aber sie wußten nicht, daß sie den Feind dicht vor sich hatten, und zeitweise im Kampf gestanden hatten. So war die Überraschung groß, als am Morgen des 27. März die Vorhut, unser Füsilierbataillon, nach kurzem Vormarsch auf den Feind stieß.

Dieser hatte am Abend vorher mit Autos von Paris her frische Truppen herangeführt und mit ihnen die alte französische Stellung von 1916 besetzt, während wir uns nun in der alten deutschen Stellung entwickelten.

Es dauerte natürlich geraume Zeit, bis wir Klarheit gewannen, ob wir einer schwachen Nachhut oder einem zu zähem Widerstand entschlossenen Gegner gegenüberstanden. Sehr wertvoll war uns die Zuteilung besonders starker Artillerie. Ohne ihre vortreffliche Mitwirkung wäre der Widerstand des Feindes in der starken Stellung kaum zu brechen gewesen. Gegen Mittag war die Stellung bei Armancourt genommen. Zahlreiche Tote und Verwundete in den Gräben bewiesen die gute Wirkung unserer Artillerie; etwa 200 Gefangene verschiedener französischer Regimenter wurden schon jetzt abgeführt. Der Angriff wurde sofort auf Marquillers fortgesetzt; an seinem schnellen Fortschreiten hatte der sehr tätige und umsichtige Führer des Füsilierbataillons, Hauptmann v. Mutius, hervorragenden Anteil.

Am Walde von Laboissiere leistete der Feind noch einmal entschlossenen Widerstand. Bei seiner Bewältigung waren unsere leichten Minenwerfer besonders wirksam. Leider fiel dabei ihr tüchtiger Führer, Leutnant d. R. Gumpich, ein Liegnitzer Bürgersohn. Schon vorher waren 2 unserer besten Kompanieführer gefallen; Oberleutnant d. R. Seidel und Leutnant Wilke. Die Verluste an Mannschaften dagegen waren nicht groß.

Aber wir durften nicht rückwärts sehen; es ging weiter. Froh, das verwünschte Trichterfeld hinter sich zu haben, konnte der Regimentskommandeur endlich wieder einmal im Gefecht zu Pferde steigen und im Galopp nach vorn eilen. Unsere Füsilier hatten kaum Laboissiere genommen, da rasselten schon leichte Haubitzen

unseres bewährten Feldartillerie-Regiments 5 durch das Dorf, um von der Höhe in offener Stellung dem fliehenden Feinde ihr Verfolgungsfeuer nachzusenden. Kurz darauf war auch eine unserer schweren Batterien schon zur Stelle und sandte ihre 15 cm-Granaten in Richtung Montdidier.

Vergeblich versuchte der Feind bei Faverolles noch einmal mit Artillerie und Infanterie unserem Vordringen zu wehren. Vergeblich legte feindliche Artillerie einen Feuerriegel vor das Dorf. Am Abend war Montdidier genommen. Das Regiment hatte sich nicht etwa in der vom Kriege noch wenig berührten Stadt plündernd zerstreut, sondern diese durchschritten und befehlsgemäß die Höhen jenseits der Stadt besetzt.

Ein großer Erfolg war erreicht: 16 Kilometer waren wir im Angriff vorwärts gekommen. Am weitesten westwärts von allen deutschen Truppen waren wir an diesem Tage vorgeedrungen. Mit Stolz kann das Regiment auf diesen Tag zurückblicken.

Montdidier war eine hübsch gelegene freundliche Stadt, die damals äußerlich noch nicht vom Kriege gelitten hatte. Der Tag nach der Einnahme verlief ziemlich ruhig. Aus den Vorräten der Stadt brachten unsere Beibehaltungskommandos viel leckere Sachen, die Offiziere wie Mannschaften sich schmecken ließen. Mittags erschienen 2 Offiziere der Obersten Heeresleitung beim Regimentskommandeur, um sich über die für die Oberste Heeresleitung ganz überraschende Gestaltung der Lage zu unterrichten.

In den nächsten Tagen verstärkte sich der feindliche Widerstand. Trotzdem mußten wir am 30. März weiter angreifen. Dieser Angriff, der unter besonders ungünstigen Verhältnissen ausgeführt wurde, stellte das Regiment vor eine sehr schwere Aufgabe. Es ist für den Truppenführer ein quälendes Gefühl, einen Angriff befehlen zu müssen, an dessen Gelingen man nicht glaubt. Hier kam noch hinzu, daß unsere beiden Nachbardivisionen den Angriff nicht mitmachten. So gerieten unsere tapfer vordringenden Kompanien in flankierendes Maschinengewehrfeuer und erlitten schwere Verluste. Es war unausbleiblich, daß der Angriff mißlang, umsomehr, als gleichzeitig ein von starkem Artilleriefeuer unterstützter feindlicher Angriff stattfand, der unser linkes Nachbarregiment völlig auseinanderwarf. So waren es sehr sorgenvolle Stunden, die der Regimentsstab in einem flachen Keller am stark beschossenen Bahnhof verlebte. Aber das Regiment hielt seine Stellung, wenn auch unter schweren Verlusten. Von einer Fortsetzung des Angriffs konnte unter diesen Umständen keine Rede sein.

Wenige Tage darauf wurde das Regiment abgelöst und zunächst in den Wald von Laboissière verlegt. Dort bekam es wiederholt Besuch von höheren Vorgesetzten, die in den wärmsten Worten ihre Anerkennung für die hervorragenden Leistungen des Regiments

aus sprachen. Teuer genug waren freilich die Erfolge bezahlt worden. 26 Offiziere und rund 800 Mann hatten sie dem Regiment gekostet. Allein 9 Offiziere waren gefallen! Im übrigen war der Aufenthalt im Walde alles andere als schön. Der ganze Wald im Bereiche der feindlichen Ferngeschütze, der schwere Boden vom Regen zerweicht. Nur für einen Teil der Kompanien waren alte Unterstände vorhanden, die andern mußten sich Gruben bauen, die mit Zelten überdacht wurden. Das war kein schöner Aufenthalt, und alle waren froh, als wir aus dem Reserveverhältnis erlöst wurden und den Rückmarsch antraten. Ihn im einzelnen zu schildern, würde zu weit führen.

Nicht ohne Mitleid sahen wir die zerstörten Ortschaften, die zum großen Teil während des Rückmarsches in die Stegriedstellung 1917 planmäßig zerstört waren. Einzelne Dörfer in der Nähe der Kampffront waren dadurch, daß man die Steintrümmer zur Befestigung der zerfahrenen Straßen benutzt hatte, fast völlig verschwunden. Es wirkte wie blutiger Hohn, wenn an einer solchen wüsten Stätte der von Engländern aufgestellte Wegweiser zeigte: „This is Urvillers“.

Das Regiment rückte am 28. 4. in die vor der Angriffsschlacht belegten Ruhequartiere ein und begann nach kurzer Ruhe die Ausbildung von neuem. Neue Offiziere, neue Mannschaften trafen ein, wieder wurde fleißig gearbeitet. Diesmal dauerte die Ausbildungszeit aber nur 3 Wochen, bis zum 19. Mai. Das Wetter war meist schön, zu Pfingsten fand sogar ein Sportfest statt, bei dem unsere Leute sehr vergnügt waren.

Gleich darauf kam der Marschbefehl. Um gegen Fliegererkundung geschützt zu sein, marschierten wir nur nachts und standen in der Nacht zum 27. Mai für die neue Angriffsschlacht bereit; diesmal war unser Platz gegenüber dem uns von 1917 her wohl bekannten Chemin des Dames. Wieder stand die 9. Division in 2. Linie, als am frühen Morgen das gewaltige Trommelfeuer der deutschen Geschütze begann. Es hatte vollen Erfolg, und die Divisionen stießen, wie im März von starkem Morgennebel begünstigt, am 1. Tage bis zum Vesle-Fluß durch. Gegen Mittag erhielt das Regiment Befehl, vorzurücken und sich bei Vargny am Fuße des Chemin des Dames bereit zu stellen. Aber in diesem zerwühlten Trichter- und Trümmersfelde war es ganz unmöglich, Pferde und Fahrzeuge aufzustellen; so marschierte das Regiment gleich in einem Zuge auf den Höhenzug hinauf, der so unendlich viele Kämpfe gesehen hatte. Hier lag Trichter an Trichter, von dem früheren Anbau war fast nichts zu sehen, und selbst die berühmte Straße, nach der der Höhenzug seinen Namen hat, war auf Kilometer weit nicht erkennbar. Aber durch den Verkehr zu der vorher ruhigen Front hatte sich ein neuer Kolonnenweg gebildet, den wir benutzten. Das Regiment übernachtete im Freien und

marschierte am Morgen weiter, wurde stundenlang durch verstopfte Straßen aufgehalten und stand erst gegen Mittag bei Sancy zum Angriff bereit.

Anfangs war das feindliche Artilleriefeuer noch ziemlich stark, trotzdem war das Vorgehen gegen die Aisne außerordentlich erfolgreich. Das 1. und Jüsilierbataillon kamen sehr gut vorwärts und standen abends an der Aisne. Von der Höhe bei Chivres blickte der Regiments-Kommandeur auf das liebliche Aisnetal hinab; außer einigen fliehenden Schützengruppen war nichts vom Feinde mehr zu sehen; aber etwa 1000 Mann mit mehreren Offizieren hatte das Regiment durch flotten Angriff und rasches Zufassen gefangen eingebracht. So wurde der 28. Mai ähnlich wie der 27. März ein schöner, erfolgreicher Kampftag. Der jugendliche tüchtige Führer der 12. Kompanie, Leutnant der Reserve Seifert, war leider gefallen, sonst aber waren die Verluste nicht hoch.

Über die Aisne konnten wir abends nicht hinüber, da der Feind die Brücke bei Chivres gesprengt hatte und wir kein Material zum Übersetzen fanden. Erst am andern Morgen kamen etwa 2 Kompanien mühsam auf Flößen hinüber, einige auch schwimmend. Alles übrige mußte die verstopfte Brücke bei Missy benutzen und marschierte dann nach Venizel, wo gerastet wurde. Dann ging es weiter auf Noyant. Bald kamen wir in den Bereich des feindlichen Artilleriefeuers. Das Regiment erhielt den Angriffsbefehl und entwickelte sich daraufhin bei Noyant. Durch das Feuer dauerte die Entwicklung leider über 2 Stunden. Hier machte sich doch bemerkbar, daß die Bataillone und Kompanien, nach den großen Verlusten im Frühjahr nicht mehr so in der Hand der zum Teil neuen Führer waren, wie früher. Beim Angriff kam links das I. Bataillon gut vorwärts, während das II. Bataillon rechts auf starken Widerstand stieß. Hier saßen an den Hängen eingekesselt die tapferen Marokkaner und leisteten trotz unseres gut liegenden Artilleriefeuers zähen Widerstand. Rechts neben unserm II. Bataillon arbeiteten sich die 154er in zähem Ringen gegen die feindlichen Maschinengewehrnesten langsam vorwärts.

Der Abend brach herein; der Regimentsstab, der sich den Nachmittag über auf der Höhe bei Noyant aufgehalten, wo vorzüglicher Überblick und durch einen Graben etwas Deckung vorhanden war, suchte in dem noch wenig beschossenen Dorfe Unterkunft, wo bei Licht geschrieben und gearbeitet werden konnte. Zum Schlafen war ja in den Tagen des Großkampfes für die Stäbe nachts wenig Zeit. Aber kaum war das ausgesuchte Haus am Straßenkreuz betreten, als die erste Granate nahe einschlug. Es war klar, daß sie nicht die einzige bleiben würde. Der Kommandeur befahl daher sofort, in den schon erkundeten Keller zu gehen. Aber noch ehe alle ihn erreicht hatten, schlug die zweite Granate auf dem Dache ein. Ihre Splitter töteten einen und verwundeten sieben von unseren

Leuten. Schreiend kamen Schwerverwundete in den Keller gelaufen, der dicht voll Menschen war. Inmitten stöhnender Verwundeter beim kümmerlichen Lichte weniger qualmender Kerzen mußten Meldungen und Befehle gelesen und geschrieben, weitere Befehle für den folgenden Tag erteilt werden und anderes mehr.

Der Morgen des 30. Mai fand den Regimentsstab wieder an dem Aussichtspunkt von gestern. Unsere Lage war nicht angenehm. Durch das Abhängen des rechten Flügels hatte das Regiment eine viel zu große Frontausdehnung von fast 4 Kilometern bekommen. Dazu traf von der Division die bestimmte Nachricht ein, daß der Feind bei Buzancy links von uns durchgebrochen sei. Diese Nachricht schien durch Truppenbewegungen links von uns sich zu bestätigen, war aber zum Glück gänzlich falsch. Auf die Gefechtsführung hat sie jedoch ungünstig eingewirkt, insofern als unsere Angriffsbewegungen angehalten wurden. Inzwischen hatten die Bataillone sich starker feindlicher Gegenangriffe zu erwehren, die auf der viel zu langen Front recht schwierige Lagen herbeiführten. Der Regimentsstab war mittlerweile nach Aconin vorgegangen.

Durch das Eingreifen einer neuen Division links von uns wurde die Lage günstiger. Vor unserem rechten Flügel hatten die Marokkaner nach schweren Verlusten weichen müssen. Abends werden zwei Bataillone des Regiments in Reserve gestellt und rücken am andern Morgen in die Schlucht bei Berzy. Der klare Sommertag, der heraufkam, ließ starke Fliegertätigkeit erwarten. Sorgsam mühten sich deshalb die Führer, die Truppen gegen Fliegerei zu schützen. Aber die zahlreichen Fahrzeuge, die auch bei der Infanterie zur sechtenden Truppe gehören, sind schwer zu verstecken. Immerhin warfen die feindlichen Flieger ihre Bomben ohne Erfolg. Dafür schossen sie in 10 Minuten 3 unserer Fesselballons brennend ab — für uns ein trauriger Anblick! Wenigstens konnten wir sehen, daß die Insassen mit Hilfe des Fallschirmes unbeschädigt unten ankamen.

Bald darauf gab es auch schwere Granaten in die Schlucht. Wieder ging es dem Regimentsstab schlecht, 4 unserer besten Fernsprechleute lagen tot, ebensoviel verwundet. Nun zog der Stab einige 100 Meter südlicher in eine Höhle, wo bereits 2 Artilleriestäbe waren. So war das Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie am einfachsten gesichert. Die Höhle war überhaupt als Befehlsstelle sehr geeignet. Gute Beobachtungsstellen nicht weit davon, und sehr gute Verbindung mit der Brigade durch unser zweckmäßiges Blinkgerät, das bekanntlich Morsezeichen durch Lichtblitze weiter gibt. Im Gefecht hat es oft viel mehr als der Fernsprecher geleistet, weil die Drähte im Großkampf zu oft zerrissen wurden.

Schon am Nachmittag mußten die beiden Reservebataillone wieder eingesetzt werden. Der feindliche Gedröck wurde immer

stärker. Ein Tankangriff wurde von unserer Artillerie abgewehrt. Aber auch unsere Angriffe hatten nur schwachen Erfolg.

Der 1. Juni brachte keine wesentlichen Fortschritte. Freilich mußte der Franzose auch schwer leiden. Er hatte zum Teil die ausgedehnten Gräben der „Pariser Stellung“ dicht besetzt und litt hier schwer unter unserm zum Teil flankierenden Artilleriefeuern.

Unter diesem Eindruck befahl der Regimentskommandeur am 2. Juni der 10. Kompanie, einen Stoßtrupp aufzustellen und in die Pariser Stellung einzudringen. Dieser Einbruch, dem sich freiwillig der tapfere Führer der 10. Kompanie mit dem Rest der Kompanie anschloß, glückte durchaus. Der Feind war vollkommen mürbe und ergab sich zu Hunderten. Chaudun wurde genommen.

Der Regimentsstab ging nun vor in die große Höhle bei Ploisy. Dort lagen auch 2 Reservekompanien und der Truppenverbandplatz. Der starke Zustrom von Verwundeten brachte traurige Eindrücke! Erfreulicher war das Eintreffen von mehreren Hundert Gefangenen.

Für den 3. Juni erhielt das Regiment abermals den Befehl zum Angriff. Schweren Herzens setzte der Regimentskommandeur die übermüdeten und zerschossenen Bataillone nochmals zum Angriff an. Aber das Vorgehen glückte über Erwarten. Missy wurde genommen, und das II. Bataillon drang noch erheblich weiter vor. Eine feindliche Batterie wurde im Nahkampf erstürmt.

Abends traf der Ablösungsbefehl ein. In der Nacht wurde das Regiment herausgezogen und erreichte am 4. Juni das erste Quartier in Billy an der Aisne, wo es Ruhe gab.

Wieder hatte das Regiment sehr schwere Tage hinter sich, doch es hatte auch viel geleistet. 42 Offiziere und 2500 Mann hatte es gefangen genommen, 2 Batterien und eine Menge Material erbeutet. 4 feindliche Divisionen hatten uns nacheinander gegenüber gestanden, aber auch unsere eigenen Verluste waren leider wieder sehr hoch. 30 Offiziere und 800 Mann fehlten in unsern gelichteten Reihen.

Nun galt es wieder von Neuem aufzubauen. Der Feind war geschlagen, aber nicht zu Boden geworfen. Mutlosigkeit durfte nicht aufkommen, sonst waren wir verloren. Also mußte gearbeitet werden, — und es wurde im Juni und Juli stärker als je gearbeitet im Regiment. So fand uns der Beginn der 3. Offensive zwar nicht ausgeruht, aber durchaus gefechtsfähig. —

Die Erinnerung an die Kämpfe, von denen in diesen Blättern die Rede war, beginnt vielfach schon zu verblässen. Zuviel Gewaltiges nahm in den letzten 5 Jahren unsere Sinne gefangen, und in der Not der jetzigen Zeit wollen viele von den Kämpfen, die schließlich doch keinen Erfolg brachten, nichts wissen.

Wir aber, die wir mit dabei waren, wollen uns mit Stolz erinnern, daß wir im vierten Kriegsjahre noch den überlegenen

Feind wiederholt zu schlagen vermochten, und daß die Welt niemals größere Thaten sah, als den vierjährigen Heldenkampf Deutschlands gegen seine übermächtigen Feinde.

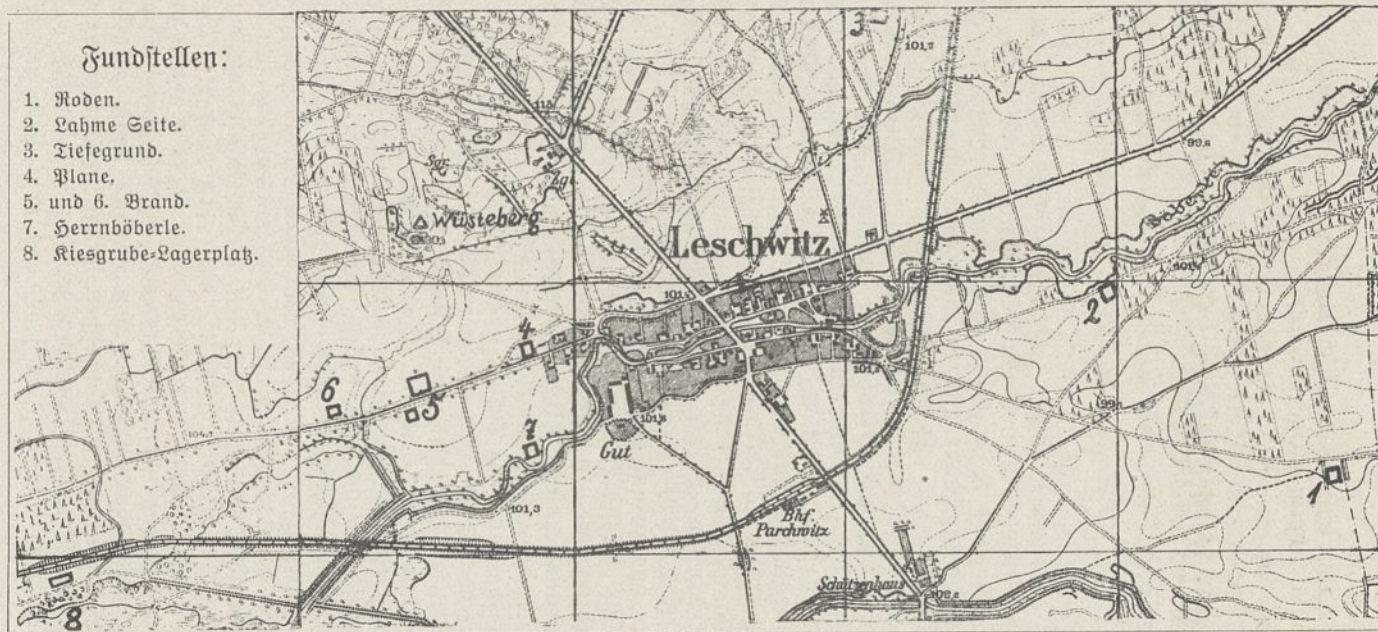
Was das deutsche Heer damals geleistet hat, mag uns und unserer Jugend die Überzeugung geben, daß im deutschen Volke noch Kräfte schlummern, die uns den Wiederaufstieg aus dem jetzigen Elend gewährleisten.





### Fundstellen:

1. Roden.
2. Lahme Seite.
3. Tiefgrund.
4. Plane.
5. und 6. Brand.
7. Herrnböberle.
8. Kiesgrube-Lagerplatz.



Tageplan der vorgeschichtlichen Funde bei Leschwitz, Kr. Liegnitz.

## Die vorgeschichtlichen Funde von Leschwitz.

Ein Beitrag zur Frage der Besiedelung des unteren Ratzbachtals.

Von Curt Nordheim in Leschwitz.

Wer zum ersten Male von den Höhen westlich der Stadt Parchwitz seinen Blick nach Norden wendet und in das Tal der Ratzbach schweifen läßt, wird erstaunt sein über das anmutige Bild, das sich ihm bietet. Eine nach rechts sich erweiternde Ebene breitet sich vor ihm aus, die Einmündung des Ratzbachtals in das der Oder. Etwas unterhalb des Dorfes Pohlshildern treten von Norden und Süden die Berge letztmalig ziemlich nahe an den Fluß heran, sein Tal auf etwa 1000 Meter einengend. Am Nordende erheben sich die letzten Ausläufer der Liegnitz-Lübener Heide in den Gugelwitzer und Merschwitzer Bergen. Von letzteren grüßen freundlich hinter Wäldern hervor die roten Ziegeldächer des Dorfes Merschwitz. Rechts anschließend umsäumen das Bild im Horizonte die dunklen Wälder, über welche die Gleinauer Berge von der rechten Oderseite winken. Noch weiter nach Osten versperrt uns leider das zu unseren Füßen liegende Landstädtchen Parchwitz die Aussicht. Sonst könnten wir den Jahrhunderte alten Wächter des Odertales, die Kirche von Städtel-Leubus, schauen. Wie weit wir aber auch unsere Blicke schweifen lassen, sie werden immer wieder nach dem Mittelpunkt unseres Bildes, dem Dorfe Leschwitz, zurückkehren. Lang hingestreckt in das Tal dreieck, zu beiden Seiten des Böberle, träumt es von den vielen Wäldern früherer Zeiten, die es allseitig umschlossen, und ihm schließlich den Namen prägten; denn Leschwitz heißt: Dorf im Walde. Aber in letzter Zeit wacht es auf aus seinem Schlummer, es reckt und dehnt sich. Die neuen roten Ziegeldächer der Ansiedelung verraten seine Absichten.

Doch die Ratzbach ist noch die alte geblieben. Müde von ihrer Wanderung aus dem Vorgebirge schlängelt sie sich zwischen ihren bestrauchten Ufern der nahen Oder zu. Sie ist mit dem Böberle allein noch übrig geblieben von den vielen Mündungsläufen, die in den ältesten vorgeschichtlichen Zeiten dies Tal regellos durchzogen. In den dichten Urwäldern konnte jedes Kinnjal ungestört seinen Launen nachhängen; hier niederreißend und dort aufbauend. — Eben recht ein langer Güterzug von Liegnitz heran und stört uns mit seinen eintönigen Glockenzeichen unsere Gedanken. Er begehrt Einlaß in den Bahnhof Parchwitz, wo man seiner schon zu warten

scheint. Getreide, Rüben, Gemüse, Leder, Holz usw. sollen verladen werden. Das Leben und Treiben auf dem Bahnhofe, die quer durchs Tal verlaufende Kunststraße mit ihrem starken Autoverkehr und der auf seinem Acker arbeitende Landmann ziehen uns an.

Da drängt sich in uns die Frage auf, ob dieses Tal in vorgegeschichtlicher Zeit verhältnismäßig auch so belebt war wie heute und — wenn dies der Fall —, welches waren die Ursachen dazu? Wegen der günstigeren Lebensbedingungen siedelten sich bekanntlich vorgegeschichtliche Völker zuerst längs der Flußläufe an und gingen erst später landeinwärts. Flußläufe boten damals die einzige Möglichkeit der Durchquerung eines Landes, das mit Urwäldern und Sümpfen bedeckt war. Die erhöhten, gegen jedes Hochwasser geschützten Ufer waren ein günstiger Siedlungsplatz; Wasser und Wald in unmittelbarer Nähe, also Gelegenheit zum Fischen und Jagen, waren reichlich vorhanden. Außerdem war er in unmittelbarer Nähe der Hauptverkehrsader des Landes, der Oder, gelegen, an einer Stelle, wo sich eine Nebenstraße abzweigt, im Schutze eines Tales. Soll es uns da wundern, wenn dieses Land nicht schon vor unserer Zeitrechnung bewohnt war? Und in der Tat sind Kulturreste der verschiedensten Zeiten hier schon gefunden worden. Schon vor etwa 40—50 Jahren hat man in Leschwitz „Urnen“ gefunden. Es ist auch vor etwa 20 Jahren eifrig gegraben worden, weniger um der Erforschung der Urgeschichte zu dienen als mit den Urnen einen schwunghaften Handel zu treiben. Trotzdem blieb noch genug zur Untersuchung übrig, ja es liegen heut noch ungeahnte Schätze im Boden, sodaß der Zukunft noch ein weites Arbeitsfeld sich öffnet. Ich denke dabei nur daran, daß ich im Jahre 1912, wo ich durch die nachhaltigste Unterstützung des früheren Vorsitzenden des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins, Herrn Geheimrat R. Hahn, — dem ich nicht versäumen möchte, auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen, — zahlreiche Funde bis zur mittleren Bronzezeit zurückgreifend, machen konnte. Von der älteren Bronze-, wie auch der Steinzeit ließ sich bis jetzt noch nichts finden, obgleich man mit Sicherheit annehmen kann, daß auch zu diesen Zeiten Menschen hier gewohnt haben müssen, wenn auch ihre Überreste wegen der stärkeren Versumpfung des Tales mehr an den Berglehnen verborgen sein mögen. Ferner halte ich es für höchst unwahrscheinlich, daß sich mit den von mir angegrabenen 8 Fundstellen ihre Zahl erschöpft. Und während ich diese Zeilen schreibe, sind mir von den Dorfbewohnern schon drei weitere Felder genannt worden, auf denen man Funde vermutet. Aber nicht nur von Angeseffenen werden sich Spuren finden lassen, sondern auch von solchen Leuten, die kaufmännische Interessen verfolgend diese Gegend durchzogen. Naturgemäß wird sich der damalige Verkehr, entgegen der heutigen Hauptrichtung von Norden nach Süden, mehr von der Oder nach Westen entwickelt haben.

Wie mancher Kaufmann der Bronze- und Eisenzeit mag auf seinem Einbaum die zahllosen Arme der regellosen Oder dahergekommen sein und, die reichen Ansiedelungen gewahrend und gut: Geschäfte hoffend, angelegt haben. Viele aber werden sich nicht erst lange aufgehalten haben, sondern lenkten bald ihre Fahrzeuge die Raßbach aufwärts, weiter oberhalb gelegenen Siedelungen bei Bienowitz, Runitz, Liegnitz und weiter bis ins Borgebirge hinauf reichend, entgegen.

Die Slawenzeit hat uns außer dem Ortsnamen Leschwitz und einem Topfscherben mit der charakteristischen Wellenlinie als Verzierung bis jetzt wenig Spuren hinterlassen.<sup>1)</sup> Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß sich auch dafür noch weitere Funde einstellen. Somit wird unser Ort auch in Zukunft dem Altertumsforscher noch reichlich Gelegenheit zur Betätigung geben.

### 1.

Östlich des Dorfes gelegen, halbwegs zwischen Parchwitz und Kohlhaus (siehe den Übersichtsplan) liegt der Roden. Die in Betracht kommenden Acker sind größtenteils fruchtbares Land mit einer kaum 2 m hohen Erhebung im Rodeberge. Von diesem fällt das Gelände nach SW sanft ab. Die nach dieser Richtung liegende Senkung deutet auf eine schon in frühester Zeit ausgetrocknete Wasserlache oder Mündungsarm der Raßbach hin. Auf dem abfallenden Gelände des Rodeberges fanden sich in 50–60 cm Tiefe 8 Wohnstellen. Schon an der Oberfläche waren die betreffenden Orte durch dunklere Färbung der Ackerkrume kenntlich. Die Sohle jeder Wohnstelle bestand entweder aus einem Steinpflaster, von welchem viele Steine deutliche Spuren des einstigen Brandherdes trugen, oder aus gestampftem Lehm. Nur in einem Falle schien es sich um eine etwa 1 m tiefe Abfallgrube zu handeln, in der sich außer wenigen Topfscherben ein etwa hühnereigroßes Stück Eisenschlacke und ein bis zur Unkenntlichkeit verrostetes eisernes Messer fanden. — Auf den Pflastern der Wohnstellen lagen Lehmstücke mit Abdrücken von Blättern, Gräsern und dünnen Zweigen, die den Bewurf der Hütte erkennen ließen. Auf einer Feuerstelle fanden sich im Kreise verstreut 10 Stück etwa 8 cm hohe Tonkegel. Fünf davon waren gut erhalten und zeigten an ihren Spitzen etwa 1 cm weite Durchbohrungen. Diese Öffnungen legten den Gedanken nahe, als handele es sich um Bestandteile eines durch Feuer zerstörten Webstuhles. Bald aber bestätigte die kreisförmige Anordnung um die Feuerstelle, auf der sogar noch Topfscherben lagen, sowie die Schwärzung auf der dem Feuer

<sup>1)</sup> Mit Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß die Siedelung auf dem Rodeberg und die Steinsetzung auf dem Herrnböberle slawischen Ursprungs ist.

zugekehrten Seite die Vermutung, als habe man es hier mit Gegenständen zu tun, die das Feuer zusammenhalten sollten. Mittels Stäbchen, die man in die Löcher steckte, wurden die Tonfegel dem Feuer genähert und entfernt. Übrigens hat Herr Altertumsforscher Ulrich-Steinau ähnliche Beobachtungen gemacht. Neben diesen Topfscherben fanden sich auf derselben Wohnstelle zwei ringförmige Tongewichte, die unzweifelhaft zur Beschwerung von Fischnetzen dienten, nebst drei Spinnwirteln. Ihr Querschnitt läßt auf slawischen Ursprung schließen.

Der ganze Befund ließ erkennen, daß es sich um eine Ansiedelung aus der Eisen- oder Slawenzeit handelt. Genauerer Aufschluß darüber wird vermutlich ein in unmittelbarer Nähe befindliches Urnenfeld bringen. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß diese Ansiedelung nur ein Teil jener wahrscheinlich noch weiter östlich gelegenen gewesen ist. Von dieser großen, die allerdings noch nicht gefunden wurde, ist nur der Name erhalten geblieben. Sie wird vom Volke das „Dnjere“ oder das Eisene genannt, das damit die auf die Oder zu gelegenen Felder benennt. Anfangs vermutete ich beim Hören dieses Flurnamens einen Zusammenhang mit der exponierten Lage dieser Äcker, aber die Flurfarte belehrte mich eines Besseren. Sicherlich haben wir es mit einer slawischen Bezeichnung zu tun. Als Gegenstück dazu: In der Flurgrenze von Leschwitz und Pohlshildern sind die „Laskenfelder“ (Las = Wald), also Waldfelder, Felder, die am Walde liegen.

2.

Unterhalb des Dorfes, an der rechten Seite des Böberle, ist die „lahme Seite“, die ihren Namen vermutlich von der geringen Ertragsfähigkeit der Felder erhalten hat. Gelegentlich der Frühjahrspflanzung fand man hier Urnenscherben. Dies bewog mich, nachzugraben — kopfgroße Eisenschlackenstücke und viele zerbrochene Topfscherben, unter diesen auch einige bemalte, waren das Ergebnis. Bezeichnend war die Regellosigkeit in der Lage der einzelnen Fundstücke. Vermutlich wurde hier schon einmal gegraben.

3.

Linkerhand des Weges nach Bielwiese, kurz vor dem Bahnübergang, liegt der „Tiefegrund“ — ein längst ausgetrockneter Mündungsarm der Raßbach. Sandige, nach Nordwesten sanft abfallende Äcker sind die dritte Fundstelle. Die Nachgrabungen brachten hier ebenfalls Urnenscherben ohne jede besondere Kennzeichen hervor. In 50—60 cm Tiefe fanden sich kleine Brandherde mit Aschen-, Knochen- und Urnenresten. Das damals bestellte Feld gestattete keine weitere Nachforschung. Doch erklärte

mir sein Besitzer, daß er vor einigen Jahren beim Pflügen Löpfe und Schüsseln aus „grünem Blech“ (vermutlich Bronze) gefunden habe. Und diese Angaben bewogen mich auch zu den oben gedachten Nachgrabungen.

Ehe wir uns den anderen größeren Fundorten zuwenden, seien noch einige zufällige Funde erwähnt. — Bei gelegentlichen Forstarbeiten in der Nähe des Kohlhauses bei Parchwitz fielen den Arbeitern eine beträchtliche Anzahl Urnen in die Hände. Nur einige wenige blieben, da das Grundstück mit Wald bestanden ist, vollständig. Herr Gasthofbesitzer Schmidt-Kohlhaus hält dieselben in Verwahrung. Sie gehören dem Formkreis der Buckelgefäße an; — desgleichen fand man bei Neuanspflanzungen im Parchwitzer Stadtforst vor einigen Jahren schön bemalte Gefäße, die Herr Bürgermeister Wandelt-Parchwitz in der Erkenntnis des Wertes solcher Funde dem Berliner Museum zwies. Aber auch in der Stadt Parchwitz selbst hob ein Ackerbürger beim Ausheben einer Baugrube verschiedene Urnen aus der Erde, die nach Aussage des Finders den Leschwißer Bronzefund nach Form und Lagerung sehr ähnlich gewesen sein müssen. — Schließlich sei noch der räumlich zwar etwas entfernten, aber noch in unser Gebiet gehörigen Ausgrabungsfunde gelegentlich des Chausseebaues Rogau-Utläst erwähnt, die unter Leitung des Berliner Altertums-Museums jutage gefördert wurden.

4.

Unmittelbar dem westlichen Dorfausgang sich anschließend, liegt rechter Hand die „Plane“, ein kaum  $\frac{1}{2}$  m hoher, 30—40 m breiter und etwa 100 m langer Sandrücken. Der Boden ist dermaßen leicht, daß er in ausgetrocknetem Zustande ein Spiel der Winde wird. Daher ist es wohl auch erklärlich, daß die dort gefundenen Urnen äußerst flach liegen und somit der Zerstörung durch den Pflug anheimgefallen sind. Aus den wenigen, etwas tiefer als gewöhnlich eingebetteten Gefäßen ließ sich erkennen, daß dieses Gräberfeld der mittleren Bronzezeit angehörte. Bronzegegenstände wurden nicht gefunden.

5.

Noch etwa 200 m westlich, auf derselben Wegseite gelegen, erblicken wir einen zweiten ähnlichen Sandrücken, den „Brand“. Der Volksmund behauptet, daß Leschwitz einst bis hierher gereicht habe, aber durch Feuer zerstört wurde. Nachgrabungen haben dies aber nicht bestätigt. Nicht eine Spur von Ansiedelung in diesem Sinne zeigte sich hier. Es ist wohl eher anzunehmen, daß die Eigentümlichkeit des Bodens, das Getreide in trockenen Jahren

ausbrennen zu lassen, Veranlassung zu dieser sonderbaren Bezeichnung gab. Der systematisch hier aufgedeckte Urnenfriedhof ist der größte bisher in Leischwitz gefundene mit einer Längsausdehnung von etwa 90 m und einer Breite von mindestens 70 m, eingerechnet das Stück, welches noch unter dem Wege liegt. Er ist ein ausgesprochener Reihenfriedhof, dessen einzelne Gräberreihen spitzwinkelig zum Wege verlaufen in genauer Ost-West-Richtung. Von der Mitte der Reihe gemessen liegt die nördlichste 40 m am Wege, während, wie schon erwähnt, über die südlichsten schon die zu einem Viehtrieb erweiterte Straße führt. Es liegt sogar die Möglichkeit vor, daß dieses Gräberfeld seine Fortsetzung in einem südlich des Weges gelegenen, der älteren Eisenzeit angehörenden Friedhofe findet (Siehe Plan). Danach würden diese Gräber zu einer viele Jahrhunderte hindurch bestandenen Ansiedelung der Bronze- und Eisenzeit gehört haben.

Die nördlichsten Gräberreihen sind die kürzesten und erreichen langsam zunehmend ihre größte Länge mit der fünften und sechsten, um dann wieder abzunehmen. Sämtliche Reihen waren aber genau parallel gerichtet mit je 4 m Abstand. Die Entfernung der einzelnen Gräber war sehr verschieden und schwankte zwischen 3 und 5 m, die häufigst gemessene betrug 4 m, sodaß nach flüchtiger Abmessung ein neues Grab ohne große Mühe gefunden werden konnte. Zuweilen hatte man zwischen den ordentlichen Reihengräbern andere Beisetzungen mit Aschenurnen und Beigefäßen vorgenommen. Doch lag diese Art der Gräber sehr flach, sodaß sie infolgedessen alle zerstört waren. Von den 54 geöffneten Gräbern waren 43 mit Steinschutz versehen, also einstige Hügelgräber, während die anderen gewöhnliche Flachgräber waren. Die Steinsetzung der Hügelgräber lag 15—25 cm unter der Pflugschicht, daher war der größte Teil ihrer Gefäße unversehrt. Am meisten gelitten haben wegen ihrer horizontalen Lage die Topfdeckel, flache Tonkuchen mit einigen (5—7 und mehr) Löchern versehen, auf der einen Seite geglättet, die andere mit Fingereindrücken verziert. Auch von den größeren Aschenurnen waren viele stark ausbesserungsbedürftig, dafür waren die oft sehr zahlreichen Beigefäße umso besser erhalten. Bis 20 Stück fand man mitunter in einem Grabe unregelmäßig um die Aschenurnen gruppiert, Schalen, Henkeltassen, Töpfe, graphitirt und roh, schmutzlos und mit einfachen Strichzeichnungen oder münzenartigen Vertiefungen versehen. Reihenweise über-, in- und nebeneinander lagen sie, wie es der Zufall gegeben haben mochte. Es müssen die Toten in ihrem Leben etwas gegolten haben, daß man ihnen solch zahlreiche Totenopfer brachte. Mitunter erweckte die Menge der Aschenreste und der Beigefäße den Anschein, als ob es sich um Massengräber handelte, Kampf und Epidemien mögen auch damals keine Seltenheiten gewesen sein. Auffallend war es, daß die Gräber, je südlicher

sie lagen, umso veredeltere Gefäßformen zeigten. Typen, wie sie Mertins in seinem Wegweiser durch die Vorgeschichte Schlesiens (Seite 62, Fig. 129—136, 138 und 141) zeigt und als charakteristisch für die jüngere Bronzezeit in Schlesien bezeichnet, findet man hier öfters.

Angestellte Vergleiche mit den Bienowitzer und Rogauer Funden, die aus derselben Zeit stammen, berechtigen zu der Annahme, daß die Töpferei in damaliger Zeit weniger in den Händen einzelner Dorfstöpfer lag, sondern vielmehr Hausindustrie war. Man vermißt nämlich bei Gefäßen gleicher Form und Größe gewisse gemeinsame Merkmale (Fabrikzeichen) der Hersteller, die damit jedem Fabrikat den Stempel ihrer Herkunft aufgedrückt haben würden. Dies gilt wenigstens von den kleineren, für den täglichen Gebrauch verwendeten. Größere Urnen mit besonders schönen Formen erforderten eine höhere Technik. Die Tatsache endlich, daß die gleichen Gefäßformen an verschiedenen Orten gefunden wurden, beweist, daß die Siedelungen untereinander in regstem Verkehr standen.

Obgleich dieses Gräberfeld der Bronzezeit angehörte, wurden doch sehr wenig Bronzegegenstände gefunden. Nur zwei Nadeln, ein Messer und zwei Ringe<sup>1)</sup> waren das ganze Ergebnis. Näheres darüber siehe weiter unten.

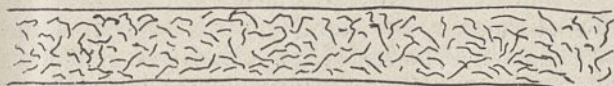
Wie erwähnt, liegen die südlichen Reihen schon unter dem Wege, reichen womöglich noch über diesen hinaus und finden ihre Fortsetzung in einem eisenzeitlichen Gräberfelde links der Straße.

Darum mag dieses Gräberfeld jetzt folgen. Auch hier sind die einzelnen Reihen und Gräber so orientiert wie auf dem Bronzefelde. Fast alle Gräber lagen tief genug in der Erde, um vor Zerstörungen geschützt zu sein. Außerdem trug jedes noch eine besondere Steinschicht als Deckung oder war mit Steinen umrandet.

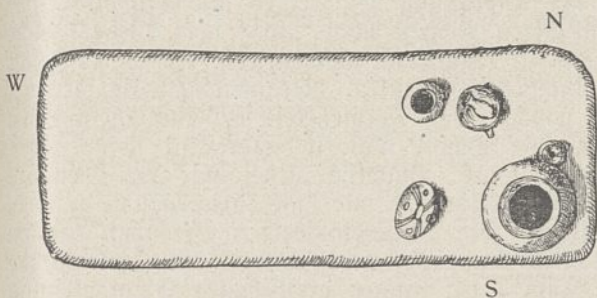
Die Gefäße waren durchweg schön geformt, mitunter so regelmäßig gerundet, als seien sie auf der Drehscheibe hergestellt. Einige Schalen und Tassen waren dünn genug, um es mit japanischem Porzellan aufnehmen zu können. Leider waren sie nicht scharf genug gebrannt und gingen regelmäßig zu Bruche. Etliche zeigten schöne Bemalung in Schwarz und Rötel, nur ein einziges zeigte das den vorgeschichtlichen Völkern geheiligte Zeichen der Swastika. Große Mannigfaltigkeit äußerte sich in den Formen: schön graphitierte und mit Strichzeichnung versehene Aschenurnen mit weit ausladendem Rande, Schalen und Henkeltassen aus geschlemmtem Ton, tönerner Trinkhörner, bemalte Kinderrasseln, Gegenstände einem Zuckerkorb ähnlich (vergl. Mertins Wegweiser, Seite 80, Figur 194), 56 blaue Schmelzperlen und anderes.

<sup>1)</sup> Messer und Ringe wurden von mir seiner Zeit dem Liegnitzer Museum überwiesen.





Senkrechter Schnitt durch ein Grab (Fundstelle 5).

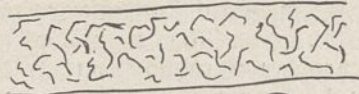


Daselbe Grab von oben gesehen.

Ein besonders charakteristisches Grab sei beschrieben (Siehe nebenstehende Fig.). Nach der Abräumung der oberen Erdschicht fand man in etwa 30 cm Tiefe eine unregelmäßige Steinsetzung von 1,70 m Länge und 1 m Breite. Unter diesen Steinen zeigte sich in 90 cm Tiefe eine schwarze, kaum 5 cm starke Kohlen- und Aschenschicht von 1,50 m Länge und

80 cm Breite. Auf dieser Schicht lagen verstreut die Überreste verbrannter menschlicher Knochen, Schädelknochen am östlichen Ende. An diesem standen auch die Gefäße. Am Fußende setzte sich die Kohlenschicht zylinderförmig nach oben und unten handbreit fort, als sei ein Pfahl dort gestanden. Die Gefäße konnten leider nicht alle aus dem Grab gehoben werden aus oben angeführtem Grunde.

Ein zweites Grab zeigte eine eigentümliche Art der Beisetzung. Die Aschenreste lagen in einer größeren Urne. Rund um diese beobachtete man bei der Freilegung 26 senkrechte, bis 5 cm unter dem Boden der Urne reichende, mit hellem Sande gefüllte Erdrohren von  $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$  cm Durchmesser, sämtlich pa-



Eine selten vorkommende Art der Beisetzung der Aschenreste.

rallel zu einander gerichtet. Das Ganze erweckte den Anschein, als ob man bei der Beisetzung, um ein Zufallen der Erdgrube zu verhindern, innerhalb derselben Stäbchen steckte. Nach dem Zuschütten zog man dann die Stäbchen wieder heraus und die entstandenen Öffnungen füllten sich mit hellerem Sande. Herr Professor Seger machte mich gelegentlich auf diese Art der Beisetzung aufmerksam. Der Zufall wollte es, daß ich einige Tage später in Gegenwart des Herrn Geheimrat Hahn-Viegnitz ein solches Grab fand.<sup>1)</sup>

6.

Die nächste Fundstelle befindet sich auch auf dem Brande, aber noch weiter nach Westen gerückt und zeigte gleichfalls eine große Regelmäßigkeit in der Anordnung der Reihen und Gräber. Auch hier liegen die südlicheren Reihen schon unter dem Wege. Acht parallele Reihen konnten festgestellt werden, die westwärts schon auf das Nachbargrundstück übergreifen, hier aber gänzlich zerstört waren. Die Urnen gehören dem Formenkreis der Buckelgefäße an, wenn auch die einzelnen Buckel nicht so anerkannt hervortreten wie bei dem Lausitzer Typus. Buckelhalsurnen mit zwei Ösen am Halswinkel und doppelkegelförmige mit Tannenzweigästen gezierte waren keine Seltenheit. An bemerkenswerten Beigaben fanden sich eine durch die Verbrennung stark beschädigte bronzene Pfeilspitze, ein kleines, kaum 7 cm langes durchlochstes Steinbeil und ein 25 × 35 cm großer Mahlstein mit konkaver Reibfläche nebst darauf liegendem Läuferstein.

An manchen Tongegenständen, die hier gefunden wurden, ließ sich erkennen, wie weit in vorgeschichtlicher Zeit manche Kulturkreise räumlich und zeitlich ihre Wellen schlagen konnten. Länglich und mit einem Deckel versehen und mit Fischgrätenmuster geziert, barg das eine Gefäß ein Stückchen Erdwachs und Rötel nebst einem runden Stein von 5 cm Durchmesser. Mit seinen je 2 an beiden Seiten versehenen senkrechten Erhöhungen erinnert es an Funde mit ähnlichen Aufhängevorrichtungen aus dem Hissarlik in Troja. Schuchard schreibt darüber in Schliemanns Ausgrabungen: „Die senkrechte Durchbohrung an Stelle des Henkels, die im Hissarlik so häufig ist, kommt sonst nur sehr vereinzelt vor. Schon in den Grabhügeln der Stamanderebene findet man sie nicht mehr. Aus dem assyrischen Nimrud sind die 3 Gefäße dieses Systems in das britische Museum gelangt, ebenso eines aus Babylon. In Cypern, Eleusis, Frankreich, Ungarn, Mecklenburg sind ebenfalls je ein Exemplar zutage gekommen.“ — Wir hätten es demnach mit

<sup>1)</sup> Bei einer im Jahre 1919 erfolgten Nachgrabung auf demselben Felde fand ich ein ähnliches Grab.

einem seiner Form nach sehr seltenen Gefäß zu tun.<sup>1)</sup> — Ein anderes Gefäß zeigt Eindrücke von Fingern an einem um das Gefäß gelegten Tonwulst und weist ebenfalls auf trojanische Vorbilder hin. Ein drittes schüsselähnliches Tongefäß scheint die tönernerne Nachahmung eines italienischen Bronzegefäßes zu sein.<sup>2)</sup>

In Anschluß daran seien hier die *Bronzefunde* erwähnt. Trotz der Reichhaltigkeit der Gräber an Tongefäßen wurden in Leschwitz bis jetzt wenig Bronzegegenstände gefunden. Sicherlich sind in früheren Jahren schon derartige Funde gemacht worden; die alten Leute wissen sich noch recht gut zu erinnern, daß der oder jener auf seinem Felde „grüne Blechtüppel und -schüsseln“ und andere Dinge gefunden hat. Es war aber nie möglich, eine auch nur annähernde Beschreibung davon zu erhalten. So bin ich denn auf das angewiesen, was mir in die Hände kam. Der wichtigste derartige Fund ist ein Bronzemesser. Dasselbe wurde einige Jahre vor meinen Ausgrabungen gefunden. Durch seine interessante Form fällt es sofort auf. Leider gelangte es nicht vollständig in meinen Besitz. Vom Besitzer wurde es schon mit abgebrochener Spitze gefunden. In Unternntnis der Sache und um das Material zu erforschen, brach man später noch ein Stück davon ab. So blieb schließlich nur ein Rest von 11 cm Länge übrig. Der 7 cm lange und 0,7 cm breite, etwas flachgedrückte Griff hat an einem Ende 2 Ringe, am anderen setzt sich die Klinge an. Diese ist an ihrem Rücken beiderseitig durch Wülste versteift. Das Messer erinnert an ähnliche Funde aus dem Gräberfeld bei Hallstatt. Sacken beschreibt ein eisernes Messer (E. v. Sacken, Das Gräberfeld von Hallstatt), welches dem unsrigen sehr ähnlich ist. Seine abgebrochene Klinge läßt sich leicht nach dem Hallstätter Funde ergänzen. Demnach müßte die Spitze nach oben gebogen zu denken sein. Sacken vermutet, daß bei seinem Messer die Spitze, absichtlich oder aus Versehen, gekrümmt wurde. Dieses erscheint aber hier so gut wie ausgeschlossen; denn die beiden Rückenwülste und der Umstand, daß das Messer nicht durch Schmieden, sondern durch Guß in seine jetzige Gestalt gebracht wurde, sprechen dagegen. Eine nachträgliche Formveränderung kann also nicht vorliegen. Der Gegenstand erinnert vielmehr eher in seiner fragmentarischen Gestalt an ein Hallstätter Schwert. Jedenfalls stellt auch dieses Messer einen in Schlesiens nicht gerade häufig vorkommenden Fund dar und läßt auf Einfuhr aus dem Süden schließen.

<sup>1)</sup> Das Gefäß, nicht der Deckel, war gänzlich zerbrochen, es wurde nicht gefittet. Um aber trotzdem ein ungefähres Bild davon zu erhalten, ließ ich eine Nachahmung anfertigen, die in Form und Zeichnung so gelungen war, daß sich Kenner belobigend darüber aussprachen. Die Nachbildung und die Originalscherben befinden sich im Liegnitzer Museum.

<sup>2)</sup> Vergleiche Mertins Figur 174 und Etruskische Bronzegefäße als Vorbilder vorgehichtlicher Töpferarbeiten. Schles. Vorzeit N. F. II.

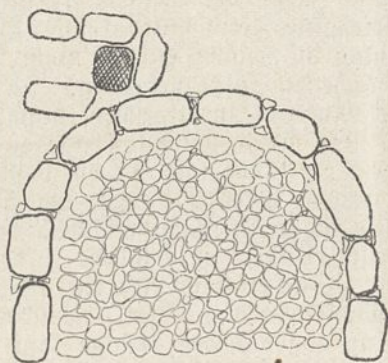
Die weiteren Funde sind allgemeiner Natur, es sind zwei Bronzeringe von 4 cm Durchmesser und 0,4 cm Stärke, wahrscheinlich Zahlungsmittel; ein Rasiermesser stark oxydiert und sehr schartig mit äußerst dünner Klinge und Ringöse; eine Pfeilspitze und drei Bronzenadeln als Beigaben in Aschenurnen. Zwei Nadeln sind mit Knäufchen versehen und leicht tordiert.

7.

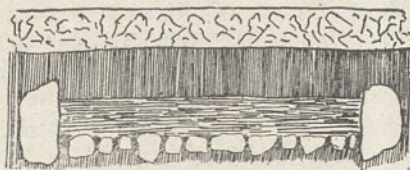
**Die Eisenschmelze auf dem Herrnböberle.**

Die für engere und weitere Kreise interessantesten Funde sind diejenigen vom Herrnböberle. Unter diesem Namen versteht man eine Reihe rustikaler Acker etwa 300 m westlich des Dorfes am Böberle gelegen. Es sind die Böberleäcker bei dem (Dominial) Herrn.

Der Fluß hat sich hier einen 2—3 m tiefen Lauf ins Gelände gearbeitet. Während das rechte Ufer ziemlich jäh abfällt, steigt das linke sanft an und ist mit Gras und Strauchwerk bewachsen. Etwa 50 m vom Wasser entfernt stieß der Spaten in 0,5 m Tiefe auf eine Steinsetzung. (Siehe Skizze.) Halbkreisförmig waren die meist auf beiden Seiten flachen Feldsteine von 30—60 cm Größe derart angeordnet, daß die ebensten Flächen nach innen gefehrt waren. Die Zwischenräume hatte man mit geschlagenen Steinen und Lehm ausgefüllt. Die lichte Weite zwischen den Pfeilersteinen betrug 1,90 m, die Tiefe des Halbrundes 1,75 m. An diese Steinsetzung anschließend, aber mit der Öffnung nach Norden, fand sich eine zweite, weit kleinere von kaum 0,5 m Breite und 0,75 m Länge. In ihrem Hintergrunde lag ein etwa 20 cm hoher flacher Stein schwellenartig. Diese Wohngrube — denn um eine solche handelt es sich vermutlich — war in einer Tiefe von 0,75 m mit Steinen gepflastert. Das Steinpflaster trug keine Spur eines einstigen Brandherdes, wohl aber der, die ganze Mulde ausfüllende Lehmewurf des Daches. An einigen Lehmstücken konnte man die Ab-



Grundriß.



Durchschnitt.

Steinsetzung auf dem Herrnböberle.

drücke von Schilf, Gras und kleinen Ästen wahrnehmen. Einzelne Lehmzapfen umschlossen verkohlte Holzreste. Obwohl in und bei der Hütte keine Topfscherben und Metallgegenstände gefunden wurden, läßt doch die Art und Weise des Aufbaues auf slawische Zeit schließen.

Die Öffnung der Hütte war nach Westen gerichtet. In dieser Richtung lagen in etwa 25 m Entfernung Feuerstellen und Eisenschmelzen. (Siehe Plan.) Die schraffierten Stellen wurden untersucht. Dabei wurde bis auf die darunter liegende Sandschicht gegraben, welche mitunter 1,5 m unter der tiefschwarzen Kulturschicht lag. Bei 1 entdeckte man die zerbrochenen Überreste eines größeren Vorratsgefäßes, in dessen unmittelbarer Nähe ein ebenfalls stark beschädigter Schleifstein lag. 2 enthielt einen Schlackenblock neben einem Steinpflaster, welches Spuren eines heftigen Feuers trug, sodaß einige Steine gesprungen waren. Bei 3 wurden 7 Schlackenblöcke freigelegt, nebst 2 dicht nebeneinander liegenden kopfgroßen Feldsteinen. Die Abbildung im 5. Heft der „Mitteilungen“ S. 208 zeigt 5 Schlackenkegel, 4 davon liegen in einer Reihe, der 5. etwas abseits. Die Kulturschicht, ebenfalls tief-schwarze, sandige Erde (sie ähnelt öfter gebrauchtem Formsand in der Eisengießerei) lag über 1 m tief und war um die Regel besonders fest, als sei sie gestampft worden. Jeder Block trug als Kopf ein polsterähnliches Gebilde mit Schlackenstruktur auf der Oberseite. Der äußere Rand war von einer verschiedenen festen und starken Tonschicht umgeben. Dieser Tonbestrich reichte zuweilen bis an die untere, dem Polster sich anschließende, traubensförmige Schlackenmasse. Diese zeigte mitunter einen starken, dunklen Metallglanz, bröckelte leicht ab und wies Einschlüsse von Holz und Holzkohlenabdrücke. Die Schlacken erreichten zuweilen eine Länge von 40—50 cm, traten auch an einer Stelle mehr hervor als an der anderen, zeigten aber stets unten einen größeren Umfang, als dicht unter dem Polster. Im Innern war die Schlackenmasse mit kleinen Schlackenresten und Erde ausgefüllt, denn das ganze untere Gebilde hatte die Form eines nach unten gefehrten Trichters. Ein Schmelzblock (3a) zeigte in halber Höhe einen seitlichen Erguß der Schlacken, die sich in etwa 30 cm Entfernung vom großen Block zu einem kleinen, unregelmäßigeren formten. Neben einem anderen Block (3b) lag der Rest einer etwa 4 cm weiten Tonröhre, die an einem Ende sehr verschlackt war.

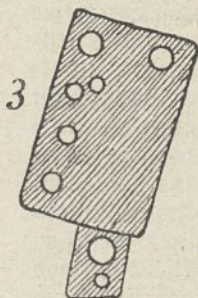
Unter 4 fand sich ein Steinpflaster in quadratischer Form. Die Steine hierzu waren sämtlich geschlagen und in 4 Lagen so dicht gepackt, daß sie mit großer Mühe entfernt werden mußten. Der senkrechte Schnitt durch diese Steinanhäufung erwies die Gestalt einer abgestumpften, flachen Pyramide. Eine Kulturschicht von Lehmzapfen, Topfscherben und stark oxydierten Resten eiserner Nägel, Messer usw. fand sich bei 5. Etwa 2 m südlich davon



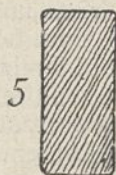
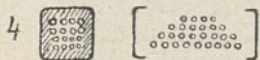
Gr. Topf u.  
zerbrochener  
Schleiffstein



Schlackentegel  
u. Steinpflaster



Wohn=  
hütte

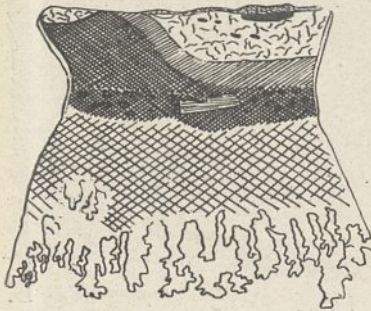


Tageplan der Eisenschmelze auf dem Herrnböckerle.

lagen 3 Steine, ein größerer und zwei kleinere. Endlich fand sich noch eine Wohnstelle (7) und 9 m davon ein ähnliches Steinpflaster wie bei 2.

Zwei Fragen drängen sich uns auf: Wie alt sind diese Eisenschmelzen und wie verfuhr man bei der Gewinnung dieses Metalls? Die in unmittelbarer Nähe befindliche, zuerst gefundene Steinsetzung aus slawischer Zeit und ein ebenso alter Tonscherben, der obere Rand eines größeren Gefäßes ließen die erste Frage schnell beantworten, wenn nicht, tiefer liegend, bei 5. Scherben mit ausgesprochenem hallstattzeitigen Charakter gefunden worden wären. Viel bedeutamer erscheint mir aber der Fund des Bronzemessers, das auf dem Nachbargrundstück lag. Zwei Kulturkreise können also in Betracht kommen, Hallstatt- und Slawenzeit. Eine endgültige Klarlegung werden weitere Nachforschungen ergeben.<sup>1)</sup>

Schwieriger als die erste Frage ist die zweite, über die Art und Weise der Gewinnung. Um dieser Frage näher zu kommen, trennte ich mit Meißel und Hammer durch einen senkrechten Schnitt



Schematischer Schnitt durch einen Schlackenkegel.

zwei Polster. Daß dabei ein Teil der lockeren Schlacken abfiel, war nicht so schlimm; denn es blieben noch genug daran haften, um das Charakteristische zu beobachten. Die erhaltene Schnittfläche bot Überraschungen. Zunächst gewahrte man recht deutlich die das Polster umgebende Tonschicht. Sodann konnte man im Polster, das etwa 15 cm stark war, deutlich 3 Schichten erkennen. Sie sind zu unterst stark mit Blasen durchsetzt und zeigen ein streifiges Aussehen. Die Streifen

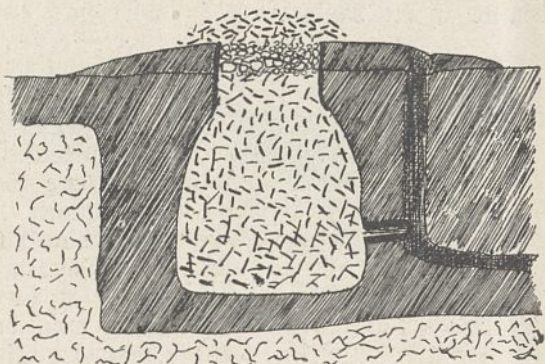
führen meist nach oben. In der Mitte umschließt sie ein Stück rostfarbenen Holzes, unverbrannt und weich, mit dem Fingernagel zu ritzen. Nach unten geht die Schicht allmählich in Schlacken über, hier und da Abdrücke von Holz zeigend. Von Holzkohle, die ja der Zeit widerstanden hätte, fand sich keine Spur. — Die zweite Schicht ist eine 8—9 cm starke homogene Masse, stark kieselhaltig, füllt aber nur  $\frac{2}{3}$  des Polsters aus. Über dieser, mit der von unten aufsteigenden dunkleren, blasenreichen Schlacke liegt eine, der unteren ähnliche, etwa 3—4 cm starke Schicht, auf der Oberfläche sehr uneben.

<sup>1)</sup> Herr Prof. Seger war so liebenswürdig, mir einen Einblick in den Bericht über den Eisenschmelzofen von Heidevorwerk zu gewähren, der ausgesprochen slawisch ist. Dieser ist wesentlich anders konstruiert, der Charakter eines Ofens tritt bei ihm deutlich zu Tage, was man bei unserem vermisst. Von einem Ofen fehlt hier jede Spur, die Blöcke sind äußerst primitiv. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß man in der Slawenzeit nach mehreren Verfahren Eisen gewann.

Der zweite Block zeigt gespalten dasselbe noch ausgeprägtere Aussehen, trägt aber auf der oberen Schlackenschicht eine 1—1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> cm starke bröcklige Tonkrume.

Bei den Gedanken an die Gewinnung des Eisens aus diesen Schlackenblöcken ist es wohl nötig, sich von der Annahme frei zu machen, als erhitzte man größere Mengen des Raseneisenerzes ähnlich wie in unseren Hochöfen. Es ist wohl eher anzunehmen, daß man die durch diese Art des Verhüttungsprozesses frei von Sand in teigartigem Zustand erhaltenen Eisenschlacken erst durch öfteres Erwärmen und Hämmern zu Eisen reduzierte. Flüssiges Eisen in unserem Sinne erhielt man bestimmt nicht, dazu reichte die Hitze in der Schmelze nicht aus.

Demnach könnte man sich die Eisengewinnung folgendermaßen denken: Die Erde, in der die Schmelze angelegt wurde, stampfte man zunächst fest, um ein späteres Lockern zu vermeiden. Alsdann grub man ein kreisrundes Loch von der Breite des Schmelzblockes und etwa 80 cm Tiefe. Damit nun die obere Einschnürung der Grube während des Brennens nicht zusammen fiel, kleidete man sie mit Ton aus. Nun füllte



Vermutlicher Durchschnitt einer Eisenschmelze.

man die Grube bis zum Rande mit trockenem, kurz geschlagenem Holze. Auf dieses brachte man das Raseneisenerz (das in unserer Gegend sehr häufig auftritt) in besonders reinen und kleinen Stücken, etwa 25—30 cm hoch und umkleidete diese Erzsicht wieder mit Ton, den man durch angeschüttete Damm-erde gegen das Bersten schützte. Über das Ganze häufte man noch einmal Holz. Jetzt wurde neben diesen Erdofen eine zweite Grube von 70—80 cm Tiefe bis dicht an den Ofen getrieben, doch so, daß noch etwa 30 cm Erde zwischen beiden stehen blieb. Von dieser offenen Grube bohrte man eine Öffnung bis zum Holz des Ofens und füllte diese Öffnung mit einer Tonröhre aus. Durch diese Öffnung entzündete man das Holz im Ofen und gleichzeitig das auf der Oberfläche, um von beiden Seiten zu erwärmen. Durch eine — leider noch nicht gefundene Gebläsevorrichtung — trieb man Luft ein, um im letzten Teile des Verfahrens die höchste Temperatur zu erreichen. Das Erz wurde teigig,



begann langsam zu fließen, umschloß auch wohl manches Holzstückchen, das sich auf diese Weise bis heut erhalten hat, und erhielt durch die eingepreßte Luft die zahlreichen Blasen. Jetzt wurde es Zeit, die Schlacken zu gewinnen, sonst verbrannte das untere Holz vollständig und ließ den ganzen Brei nach unten senken. Die Windzuführung hörte auf und mit kühnen Griffen holte man den unteren Teil der geschmolzenen Masse heraus; denn nach und nach hatten sich die leichten kiesigen Beimengungen nach oben geschoben. Bei diesem Herausholen war es natürlich, daß ein Teil der stark eisenhaltigen Schlacke des unteren Teiles auf dem Schmelzprodukt zurück blieb, breit lief und beim Erkalten die obere Schicht bildete.

Die herausgeholt Eisen Schlacke wurde nun sofort in Behandlung genommen, abwechselnd geglüht und gehämmert und solange bearbeitet, bis sich schließlich keine Schlacke mehr absonderte. Vielleicht diente das bei 4 beschriebene Pflaster diesen Zwecken.

Die Schmelze hatte nun ihre Pflicht getan. Wind wurde nicht mehr zugeführt, das Holz verbrannte langsam, und die halbflüssige Schlacke drang nach unten, sich abkühlend und die oben beschriebene traubige Form annehmend.

Sicherlich sind noch viele derartige Überreste einer vorgeschichtlichen Eisenindustrie auf unseren Feldern zu finden, nicht nur auf dem Herrnböberle, sondern auch auf der lahmen Seite und im Osyeren. Das vermutlich hallstattzeitliche Alter läßt einen gewissen Zusammenhang mit den Targdorfer Funden erkennen. Zeigen die Schmelzblöcke beider Art zwar äußerlich gleiche Formen, so fehlen den Leschwizern gewisse typische Targdorfer Merkmale, z. B. die sogenannten Masseln, welche diese Funde erst komplizieren und eine vielleicht schon fortgeschrittene Art der Verhüttung darstellen.

## 8.

Die letzte Fundstelle liegt in unmittelbarer Nähe einer Kiesgrube an der Liegnitz-Rawitscher Eisenbahn. Schon der Anschnitt in der Grube erwies mehrere Stellen, wo der dunklere Boden der Ackerkrume tiefer als gewöhnlich in den darunter liegenden Kies eindrang. Es wurden Nachgrabungen veranstaltet, wobei man auf dem ganzen Felde verstreut Überreste von Brandstellen, zwar ohne Topfscherben, aber mit desto mehr stark verkohltem Holze fand. Das Ganze erweckte den Eindruck, als sei in neugeschichtlicher Zeit hier ein Lagerplatz von Truppen gewesen.

Zum Schlusse sei noch auf einen Leschwitzer Berg hingewiesen, der infolge seiner exponierten Lage, sich steil aus dem Tal erhebend, von den vorgeschichtlichen Völkern sicherlich nicht unbeachtet gelassen werden konnte. Es ist der Wüsteberg, etwa 600 m nordwestlich des Dorfausganges. Als im Jahre 1913 die

Leschwißer Turner auf seiner Kuppe zu ihrem Jahrhundertdenkmal den Grund gruben, fand sich meine Vermutung bestätigt; denn es zeigte sich in geringer Tiefe Aschenreste, beträchtlich an Stärke und Umfang. Es wurden also früher auf diesem Berge Feuer entzündet, wohl weniger für kultische Zwecke als für die Nachrichten-Übermittlung. Den Blick nach Süden gerichtet, schaut man über die Heidauer Berge hervorguckend den alten Vater Slenz (Zobten), der im Kulturleben der Slawen eine so überaus wichtige Rolle spielte. Die Bewohner des Razbachtals sahen den Zobten nicht, Feuerzeichen mußten ihnen erst übermittelt werden. Kein anderer Berg eignete sich für diesen Zweck besser als der genannte.<sup>1)</sup>

Das Ganze noch einmal überblickend, müssen wir gestehen, daß unser Razbachtal schon in vorgeschichtlicher Zeit stark besiedelt war, wovon die gefundenen Kulturreste reichlich Zeugnis ablegen. Den Funden nach zu schließen, muß es in der Bronzezeit am dichtesten bewohnt gewesen sein. Vollständig vermissen wir die Steinzeit. Und es ist wohl schwerlich anzunehmen, daß eine Gegend, die für Bronze und Eisenvölker prädestiniert war, nicht auch für die Steinzeitmenschen zum Wohnen sich eignete. Der Grund des Fehlens jeder derartigen Spur ist wohl darin zu suchen, daß zur Steinzeit das Tal noch nicht so ausgetrocknet war, wie später und daß die neolithischen Völker mehr am Rande des Tales, den unteren Bergabhängen gewohnt haben. Hoffen wir von der Zukunft, daß sie uns einen glücklichen FINDER steinzeitlicher Ansiedelungen bringt, damit das Dunkel, das über der vorgeschichtlichen Besiedelung des unteren Razbachtals noch schwebt, gehoben werden kann.

---

1) Vergleiche D. Bug. — Schlesiſche Heidenſchanzen Grottkau 1890.

Aus der  
mittelalterlichen Verwaltungsgeschichte  
der Stadt Liegnitz.



1. Zur Herkunft des Liegnitzer Stadtschreibers  
Ambrosius Bitschen.
2. Einführung in das Geschoßbuch Bitschens.
3. Bitschens Geschoßbuch der Stadt Liegnitz  
vom Jahre 1451.





Wappen des Ambrosius Wittchen  
nach seiner eigenhändigen Zeichnung.

## Zur Herkunft des Liegnitzer Stadtschreibers Ambrosius Bitschen.

Von F. von Heydebrand u. d. Tasa, Regierungs-Assessor a. D.

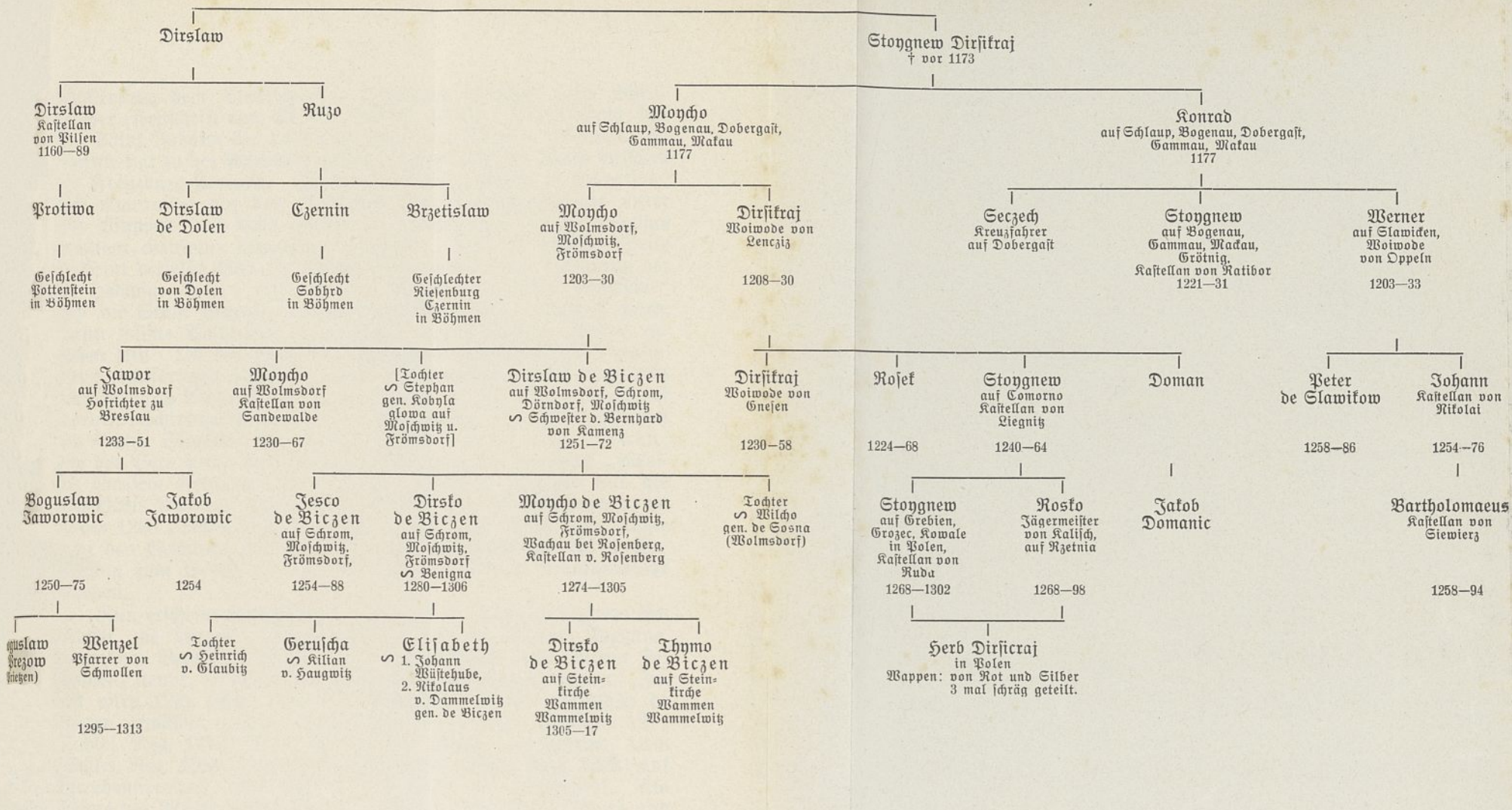
Eine der anziehendsten Persönlichkeiten der schlesischen, wenn nicht überhaupt der ostdeutschen Städtegeschichte ist der Liegnitzer Stadtschreiber Ambrosius Bitschen. Das tragische Schicksal dieses Mannes, der, wie er selbst von sich sagt, „alle seine Kräfte und Gesundheit für das Recht und die Größe der Stadt verbraucht“ hat, der sie hinaufzuführen suchte aus der Stellung eines eingeeengten, von stets geldbedürftigen Teilfürsten als melkende Kuh betrachteten Gemeinwesens auf die Höhe einer freien Stadt der Krone Böhmens wie Breslau, der mit dem Liegnitzer Aufgebot das Ritterheer Johanns von Lützen bei Waldau schlug, um, schon fast am Ziel, einer von den äußeren Feinden der Stadt geschickt ins Werk gesetzten Empörung der unteren Bevölkerungsschichten seiner eigenen Heimatstadt zu erliegen, sichert ihm die verständnisvolle Teilnahme weiter Kreise.

Keiner, der eins seiner drei großen Werke, das Zinsbuch, das Privilegienbuch oder das Geschoßbuch zur Hand nimmt, wird sich des Gefühls erwehren können, daß hier kein verrottetes Pergament den Moderduft längst verschollener Zeiten in die Jetztzeit trägt, sondern daß aus dieser Riesenarbeit der Geist einer Persönlichkeit zu uns spricht, die recht eigentlich als die Verkörperung bürgerlicher Tüchtigkeit gelten kann. Nicht als eine trockene Zusammenstellung von Urkunden hat Ambrosius Bitschen seine Lebensarbeit der Nachwelt überliefert, sondern als Kind seiner Liebe zur Heimat, die aus dem Stolz auf sein Geschlecht herauswächst und in der Aufopferung für das Staatswesen gipfelt. Sein Wappenschild, das Kennzeichen seines Geschlechts, stellt er in den Mittelpunkt der mit unendlicher Sorgfalt mit den Sinnbildern der Heimat geschmückten Titelbilder der drei Bücher. „Isto clinodio, regali quo fungor honore Piam memoriam pro acto peto labore“ („Diesem Kleinod, das mir in königlicher Ehrung dient, erbitte ich frommes Gedenken für die vollbrachte Arbeit“). Ihm, nicht seiner vergänglichen Persönlichkeit, erbittet er frommes Gedenken als Lohn für seine Mühe. Das ist der Geist, der das, was man „erbt von seinen Vätern“ hat, „erwerben“ will, „um es zu be-

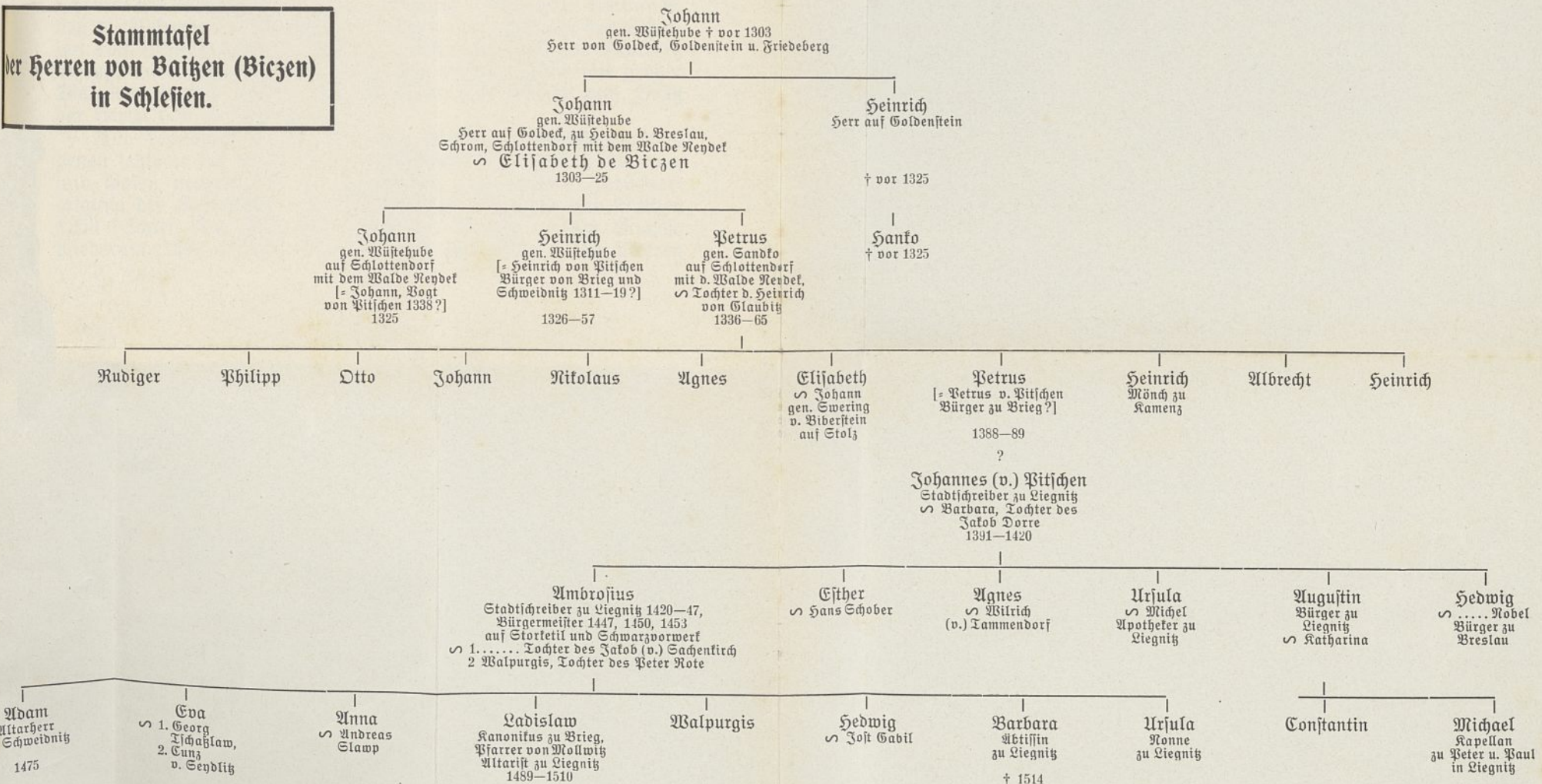
sitzen“ und in der ungeschmälerten Übermittlung dieser Erbschaft an die Nachkommen den Lebenszweck sieht: Die Keimzelle aller staatsbürgerlichen Gesinnung.

Der Stolz auf sein Wappen — unter weißem mit 3 roten Lilien belegten Schildeshaupt von rot und weiß 3 mal schräg geteilt; Helmschmuck zwei Hörner in den Schildfarben, bestückt mit je 3 Fähnchen in den verwechselten Schildfarben — der bei Ambrosius Bitschen so unverkennbar zu Tage tritt, hat schon von jeher die Lokalhistoriker zu der Vermutung veranlaßt, daß es mit diesem Wappen eine besondere Bewandnis haben müsse. Schon Thebesius stellt die Behauptung auf, es sei ihm zum Lohn für seine Tätigkeit im Liegnitzer Lehnsstreit vom König von Böhmen verliehen worden (Thebes. II, 317) und ihm schließt sich Sammler (Chron. von Liegnitz S. 372) ohne Bedenken an. Demgegenüber weist Schirmmacher (Einladungsschrift zur Feier des Geburtstages S. M. des Königs 22. III. 1866 in der Kgl. Ritterakademie zu Liegnitz S. 17) darauf hin, daß bereits das Zinsbuch von 1446 das Wappen zeigt, dieses also unmöglich auf eine Verleihung als Belohnung für die Verdienste des Ambrosius Bitschen durch seine Stellungnahme im Lehnsstreit zurückgeführt werden kann. Er „steht nicht an, zu behaupten“, daß es ihm beim König von Böhmen in Verbindung mit dem Erwerb des Lehnguts „Storketil“ im Jahre 1439 „ausgewirkt worden“ ist. Beide Meinungen gehen von der Annahme aus, daß Ambrosius der erste Erwerber des Wappens gewesen sein müsse, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß er als Stadtschreiber und „ehrsamer“ Bürger zunächst kein Familienwappen gehabt haben könne. Diese in den sozialgeschichtlichen Anschauungen der Zeit wurzelnde Auffassung kann nach dem heutigen Stande der Wissenschaft in dieser Allgemeinheit keine Geltung mehr beanspruchen. Zahlreiche Spezialforschungen haben vielmehr für alle Teile des Deutschen Reichs den Nachweis erbracht, daß erstens das aus schöffenbarfreier Wurzel hervorgegangene Bürgertum der Städte im Besitze des Wappenrechtes war und daß zweitens zu allen Zeiten Zweige von Adelsgeschlechtern in das Bürgertum der Städte eingetreten sind. Immerhin kann die Wendung „regali quo fungor honore“ in bezug auf das Wappen allenfalls in dem Sinne ausgelegt werden, daß es auf eine königliche Verleihung zurückgeführt wurde. Wann und von wem diese Verleihung angenommen wurde, darüber einen sicheren Schluß zu ziehen, ermöglicht die Bemerkung jedoch keineswegs.

Auf den Gedanken, aus dem Wappen — im Mittelalter ein sichereres Kennzeichen des Familienzusammenhanges als der Familienname — die Herkunft des Geschlechts des Ambrosius Bitschen ableiten zu können, scheint die Spezialforschung bisher noch nicht gekommen zu sein. Eine genaue Stammreihe desselben, beginnend mit dem 1391 zuerst in Liegnitz auftauchenden Vater des



**Stammtafel  
der Herren von Baitzen (Biczzen)  
in Schlesien.**







Ambrosius, dem Stadtschreiber Johannes Bitschen, gibt Schirmmacher (Festschrift vom 22. III. 1866 S. 44/45). Die Tatsache, daß der Vater Johann bis 1419 stets unter dem Namen „Bitschen“ erscheint, hat zu der Annahme geführt, daß er aus der Stadt Bitschen bei Kreuzburg stammte. In diesem Sinne erscheint es bedeutsam, daß Ambrosius auf dem Titelblatt des Privilegienbuches unter sein Wappen den Vers gesetzt hat „Ambrosius dictus vasallus eiusdem districtus Bitschen complevit“. Auf der nächsten Seite erscheint derselbe Vers im Zusammenhang mit einer Anrufung der hl. Hedwig. Hier kann sich der Ausdruck „eiusdem districtus“ auf die Stadt Liegnitz beziehen, welche vorher erwähnt wird. Dann müßte Ambrosius ein „Basall“ des Liegnitzer Landes gewesen sein. Ob der Besitz des Lehngutes Storketil diese Bezeichnung rechtfertigen würde, erscheint sehr fraglich; es war nach dem Ankauf durch Ambrosius aus einem Lehn in ein Allod verwandelt worden (Schirmmacher a. a. O. S. 16), Bitschen als Allodialbesitzer des Gutes Storketil also kein „Basall“. Für sich allein, wie der Vers unter dem Wappen steht, kann der Ausdruck „vasallus eiusdem districtus“ sich nur auf „Bitschen“ beziehen und als „districtus Bychina“ erscheint das Gebiet von Bitschen bereits im Jahre 1268 (Schles. Reg. N. 1289). Nach dieser Auslegung müßte man das Geschlecht des Ambrosius also tatsächlich als ein in Beziehung zum Gebiet der Stadt Bitschen stehendes Adelsgeschlecht ansehen.

Nun erscheint in Schlesien bereits im 13. Jahrhundert ein Geschlecht „de Biczen“ (Bycen, Bicen, Biczan, Biecen, Biczano, Benczano, Benczan), welches sich unzweifelhaft nach Baißen bei Ramenz nennt, in dessen Umgebung seine Besitzungen liegen. Zuerst wird 1272 (Schl. Reg. N. 1388) der „comes“ Dirslaus de Biczen erwähnt, sodann werden als seine Söhne genannt 1283 (Schles. Reg. 1753) Jesko, Dirsko und Monko auf Schrom, 1288 (Schles. Reg. 2058. 9) auf Morschwitz, 1293 (Schles. Reg. 2293) auf Dürrehennersdorf, 1306 (Schles. Reg. 2878) auf Trömsdorf. Als Söhne des Monko erscheinen 1313 (Schles. Reg. 3332) Dirsko und Thymo auf Steinkirche und Wammelwitz. Aus dem Umstande, daß die Urkunde des Moncho von Baißen von 1293 von den Schulzen von Hertwigswaldau, Gallenau, Altmannsdorf und Plottnitz bezeugt wird, kann man nach Analogie anderer Fälle mit großer Wahrscheinlichkeit folgern, daß die genannten Dörfer zum Besitz der Herrn von Baißen gehörten.

Die Kennamen Dirsko (Dirslaus, Dirsikran) und Moncho, von denen letzterer bei keinem anderen Geschlecht in Schlesien, Böhmen und Polen nachweisbar ist, ermöglichen eine weitere Zurückverfolgung des Geschlechts. Zunächst erscheint Dirslaus von Baißen 1253 (Schles. Reg. 847) als „Sohn des Moncho“, dieser Moncho wiederum 1203 (Schles. Reg. 92) als der Sohn eines älteren

Moncho, dieser 1177 (Schles. Reg. 48) als Sohn des Stongnew (Sohnes des Dirsikraj), auf Schlaup bezw. Bogenau und Dobergaß. Ein Bruder des Moncho I ist Konrad (Schles. Reg. 48), dessen Söhne Stongnew, Werner und Seced (Schles. Reg. 242, 3, 5, 279 a, b, 371); deren Vetter, also ein Sohn des Moncho I, ist Dirsikraj, der Vater des Koset. Dieser Koset, Sohn des Dirsikraj, erscheint mit zwei Brüdern, Stongnew und Dirsikraj, in Polen, wo der letztere das Geschlecht „Dirsikraj“ begründet, dessen Wappen ein 3mal von Rot und Weiß schräg geteilter Schild ist — genau entsprechend dem Unterteil des Wappens des Ambrosius Bitschen! Mit dem gleichen Wappen siegelt in Böhmen der Zweig des berühmten Geschlechts der „Dirslawice“ (Nachkommen des Dirslaw-Dirsikraj), der sich nach Pottenstein nannte, während ein anderer Zweig, dem u. a. die Czernin angehören, ein gespaltenes Wappen führt, dessen rechtes Feld rot, das linke von Blau und Weiß 3 mal geteilt ist. Nach dem böhmischen Chronisten Kosmas saß dasselbe ursprünglich auf der Burg Gdec in Polen und wurde von Herzog Brzetislaw von Böhmen im Jahre 1039 in Böhmen angesiedelt. Dem entspricht es, daß das Gründungsbuch von Heinrichau den Dirslaw von Baizen als „Böhmen“ bezeichnet.

Das Siegel der Söhne dieses Dirslaw „de Biczen“ entspricht allerdings nicht dem Wappen der böhmischen „Dirslawice“ oder der polnischen „Dirsikraj“, zeigt vielmehr einen mit Federn besteckten Ring. (vgl. Pfotenhauer, Schlesiſche Siegel). Aber dieses ganze Wappenbild ist im Grunde nichts anderes als ein „Federſpiel“, wie es vielfach als Helmschmuck verwendet wurde. Man wird also wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß hier ein Helmschmuck Aufnahme im Schilde gefunden hat, wie es gelegentlich auch in anderen Fällen nachweisbar ist. Hierfür spricht auch die Tatsache, daß Nikolaus von Dammelwitz, der Gemahl der Elisabeth, Tochter des Dirsko de Bnczen, den aus dem Wappen des von ihm beerbten Dirsko entnommenen Federring als Helmschmuck führt (Cod. dipl. Sil. X. N. 141), während sein Schild die Hörner seines Stammwappens zeigt.

„Nobilis femina, domina Elisabeth, filia quondam felicis memoriae domini Dirskonis, militis de Bnczen, domini Nycskonis dicti de Damelwitz militis conjunx legitima“ wie sie 1349 (Cod. dipl. Sil. X. N. 214) genannt wird, ist der letzte nachweisbare Ausläufer des „De Biczen“ genannten Zweiges des uralten böhmischen Herrengeschlechts der „Dirslawice“ oder „Dirsikraj“, dessen Stammreihe hier beigelegt ist. Ihr Gemahl „Nikolaus de Bnczen miles, dictus de Dangelwitz“, der also den Namen seiner Gemahlin angenommen hat, erscheint 1340 (a. a. D. N. 172) als Erbherr von Reichenau, 1344 (a. a. D. 188) als Herr von Baizen und Schrom. 1349 (a. a. D. N. 216) verzichtet er mit seiner Ge-

mahlin Elisabeth als eigentlicher Erbin (tamquam principali heredi) und seinen Söhnen Mikusko, Heynsko, Lutko, Boruto, Bernard, Dirsko und Ramfold auf das dem Kloster Kamenz verkaufte Dorf Baißen (Bycen) sowie auf alle Ansprüche auf Durrendorf (Dörndorf), Wolferamsdorf (Wolmsdorf), Slabaten-  
dorf (Schlottendorf) mit dem Walde Mendek. Die letztgenannten Dörfer müssen also ursprünglich ebenfalls zur Erbschaft der Herrn „de Biczen“ gehört haben. Von diesen ist Dörndorf und Wolmsdorf 1317 (a. a. D. N. 108) dem Kloster Kamenz von Andreas de Durren-  
heinrichsdorf geschenkt worden, welcher 1307 (a. a. D. N. 84) als Andreas de Moccoccinstein (Brucksteine), Herr von Wolmsdorf, mit einem Einhornkopf siegelt und sich damit als der im Totenbuch des Klosters Kamenz erwähnte Andreas, Sohn des Johann Ossina, erweist, dessen Vater Johann Ossina mit dem gleichen Wappen siegelt und bereits 1282 (Schles. Reg. N. 1705) als Herr von Moschwiz und mithin als Erbe des Dirslaus von Baißen auf Moschwiz (Schles. Reg. N. 2058) erscheint. In diesem Falle



**Siegel des Petrus Sandko**

an der Urkunde des Staatsarchivs Breslau.

Rep. 88. Kl. Kamenz N. 143a

d. d. 8. V. 1351 Kamenz.

liegt also die Erbverbindung in der Generation des Dirslaw de Biczen. Der Wald Mendek ist dem Kloster Kamenz 1336 (Cod. dipl. Sil. X. N. 157) von Petrus Sandko geschenkt worden, wofür er Schlottendorf auf Lebenszeit erhielt, und dieser siegelt 1351 (a. a. D. N. 223) mit folgendem Wappen: Unter einem mit 3 Lilien belegten Schildeshaupt 3 mal schräg-

geteilt, auf dem Helm 2 Hörner. Petrus Sandko, der Erbe der Herrn „de Viczen“ zu Schlottendorf führt also genau dasselbe Wappen wie der Liegnitzer Stadtschreiber Ambrosius „Viczen“.

Der Unterteil seines Wappens ist zweifellos das Wappen „Dirsikraj“ oder „Dirslawic“ der alten Herrn von Baizén. Woher stammen die drei Lilien?

Schlottendorf mit dem Walde Neydek ist dem Kloster Ramenz bereits 1325 (a. a. O. N. 132) von Johann gen. Wüstehube auf Friedeberg mit Genehmigung seiner Gemahlin Elisabeth und seiner Söhne Johann und Heinrich geschenkt worden. Der Vertrag des Petrus Sandko mit dem Kloster Ramenz über diese Besitzungen erscheint also als Abgeltung eines durch die Schenkung des Johann Wüstehube beeinträchtigten Erbanspruchs des ersteren. Das Siegel des Johann Wüstehube aber zeigt drei Lilien im Dreipaß. Offenbar sind also die drei Lilien von Johann Wüstehube auf Schlottendorf und dem Walde Neydek an Petrus Sandko auf Schlottendorf und dem Walde Neydek gelangt, und zwar auf demselben Wege, wie die genannten Besitzungen, so daß dessen Wappen die Wappen Wüstehube und Dirslawic-Dirsikraj vereinigt. Diesen beiden Geschlechtern, deren Verbindung auch noch dadurch bewiesen wird, daß Johann Wüstehube 1303 (Schles. Reg. N. 2751) als Besitzer von Schrom erscheint, welches 1288 (Schles. Reg. N. 2058. 9) noch in der Hand der Brüder Jesko, Dirsko und Moncho, Söhne des Dirslaw de Viczen, ist, müssen die Voreltern des Petrus Sandko entsprossen sein.

Petrus Sandko erscheint in der Urkunde von 1336 (Cod. dipl. Sil. X. N. 157) zum ersten und 1360 (a. a. O. N. 248) zum letzten Male mit seinen Söhnen Rudiger, Philipp, Peter, Otto und Nikolaus, von denen die beiden letzteren unmündig, also nach 1340 geboren sind. Aus dem Totenbuch von Ramenz ergeben sich als weitere Kinder: Heinrich, Mönch zu Ramenz, Albrecht und ein zweiter Heinrich, sowie die Töchter Agnes und Elisabeth, von denen eine die Gemahlin des als „Schwiegersohn des Petrus Sandko“ (a. a. O. S. 202) bezeichneten Johann Swering von Biberstein auf Stolz gewesen sein muß. Diese müssen, da sie in der Urkunde von 1360 nicht als Erben genannt sind, nach 1360 geboren sein, so daß Petrus Sandko mindestens bis 1365 gelebt haben muß. Bei seinem ersten Erscheinen wird er von den Brüdern Otto, Rudiger und Heinrich von Glaubitz als ihr „amicus et sororius“ bezeichnet. „amicus“ bedeutet nach dem Sprachgebrauch der damaligen Zeit „Verwandter“, „sororius“ Schwestermann oder Schwestersohn.

Für das Geschlecht des Johann gen. Wüstehube, von dem Schlottendorf und der Wald Neydek an Petrus Sandko gelangt ist, ergeben die Urkunden folgende Stammreihe:

Johann gen. Wüsthube  
Herr zu Friedeberg  
† vor 1303

N. N.

Johann  
Herr von Goldeck  
auf Schrom, Schlottendorf  
mit dem Walde Nendek  
und Heidau bei Breslau  
~ Elisabeth  
1303—25

Heinrich  
Herr auf Gol-  
denstein

Albrecht

Gunther

Heinrich

† vor 1325

1325

1325

1325

Johann Heinrich Tochter  
~ Cunczo  
von Reichenbach  
1325 1325

Hanko  
† vor 1325

Hält man sich nun vor Augen, daß Schrom ein alter Besitz der Herrn „de Biczzen“ und Schlottendorf mit dem Walde Nendek 1303 bezw. 1325 in der Hand des Johann Wüsthube, Gemahl einer Elisabeth ist, 1344 bezw. 1349 dagegen Anrechte daran dem Nikolaus von Dammelwik, Gemahl der Elisabeth de Byczen, neben Petrus Sandko zustehen, so erkennt man, daß Elisabeth, die Gemahlin des Johann Wüsthube, mit Elisabeth de Byczen identisch sein muß und daß durch sie das Stammwappen der Herrn „de B y c z e n“, der dreimal schräggeteilte Schild, mit dem Wappen der Wüsthube, den 3 Lilien, zu dem Wappen vereinigt worden ist, das Petrus Sandko und später Ambrosius „Byczen“ führte. Danach muß man Petrus Sandko als einen Nachkommen des Johann Wüsthube und der Elisabeth de Byczen ansehen und gelangt zu der Vermutung, daß der Name „de Byczen“ nicht nur auf die Nachkommen der letzteren aus zweiter Ehe mit Nikolaus von Dammelwik, sondern auch auf ihre Nachkommen erster Ehe mit Johann gen. Wüsthube übergegangen ist. Es bliebe noch der Beiname des Peter „Sandko“ zu erklären. Wahrscheinlich kommt er von der polnischen Bezeichnung „sandca“ her (vergl. Cod. dipl. Siles. XVI. S. 34) und bedeutet „Richter“, ist also ein nach einem Amt gebildeter Beiname und nicht, wie man annehmen könnte, ein Patronymikon. Den Umstand, daß Peter Sandko in der Urkunde von 1325 nicht als Erbe von Schlottendorf genannt wird, erklärt man sich am einfachsten daraus, daß er damals noch nicht mündig war. Hierin liegt auch die Erklärung dafür, daß der 1325 von Johann Wüsthube und seinen Söhnen dem Kloster Ramenz mit Schlottendorf geschenkte Wald Nendek diesem 1336 noch einmal von Peter Sandko verliehen wird, und

zwar gegen Überlassung von Schlottendorf auf Lebenszeit. Letztere war der Preis, mit welchem das Kloster die nachträgliche Zustimmung des 1325 übergangenen Erben erkaufte. Diese Feststellung schließt die Herkunft des Johann (de) Pitschin, des Vaters des Ambrosius, aus der Stadt oder dem Distrikt Pitschen keineswegs aus. Im ganzen Osten lassen sich sehr häufig gleich oder ähnlich benannte Orte in Beziehungen zu den gleichen Geschlechtern nachweisen. Es erklärt sich diese Erscheinung am zwanglosesten durch die Annahme, daß hier im Koloniallande eine mit dem Nachwuchs der Bewohner eines älteren Ortes besetzte Neugründung naturgemäß nach dem Ort der Herkunft benannt wurde. Ob der bereits 1228 (Schles. Reg. 329) genannte Ort „Byscina“ (Pitschen bei Kreuzburg) oder der als Stammsitz des Herrengeschlechts sicherlich auch sehr alte Ort „Byczina“ (Baizen bei Ramenz) der ältere ist, wird schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls entsprechen die sicher oder mit großer Wahrscheinlichkeit nach der Stadt Pitschen bezeichneten Persönlichkeiten des 14. Jahrhunderts sämtlich Persönlichkeiten, die in Beziehung zu Petrus Sandko zu setzen sind, so

Heinrich de Pitschin, Bürger zu Brieg und Schweidnitz, 1311 bis 1318, dem Heinrich Wüstehube, Sohn des Johann und der Elisabeth, 1325—1357, Johannes Advocatus Byczinensis, 1338 (Cod. dipl. Maj. Pol. II. N. 1178), dem Johann Wüstehube, Bruder des Heinrich 1325, Petrus Viczchyn, Bürger zu Brieg, 1386—1388 (vergl. Cod. dipl. Sil. IX) dem Petrus, Sohn des Petrus Sandko, 1360.<sup>1)</sup>

Die Eigenschaft dieser Personen als „Bürger“ steht ihrer Identifizierung mit den Wüstehuben nicht entgegen, denn für dieses Geschlecht, in dessen Hand die Burgen und Herrschaften Goldeck, Goldenstein und Friedeberg waren, ist dennoch eine auffallende Hinnneigung zum städtischen Bürgertum bezeichnend.<sup>2)</sup> So erscheinen

<sup>1)</sup> Cod. dipl. Sil. IX. N. 135.

1353 Niczko de Byczan verleiht 1 M. Zins auf Schönfeld bei Brieg dem Petrus de Byczin, Kapellan der Johanniter zu Brieg, Heinrich Cogilmann, Pfarrer von Theodorici villa bei Pitschen, und der Beghine Katharina. N. 152.

1358 Herzog Ludwig von Brieg läßt  $\frac{5}{4}$  freien Erbes in Schönfeld, welche Elisabeth, Witwe des Nikolaus de Dangelwitz dem Hantko verkauft hatte, dem Hantko Meynuichin auf. N. 204.

1361 Petrus Pitschin verleiht 2 M. Zins auf Schönfeld seinen Blutsverwandten, Margarethe und Agnes, Töchter des Herm. Graf. N. 241.

1364 Katharina, Witwe des Nikolaus (II) von Dangelwitz mit ihrem Sohne Niczko verkauft einen Zins von 4 M. jährlich auf Schönfeld dem Brieger Bürger Peczko Conradi.

<sup>2)</sup> Auf den 1338 erwähnten Johann, Erbvogt von Pitschen, würde die Bezeichnung „vasallus eiusdem districtus Byzen“ zutreffen, da die Erbvögte der Städte herzogliche Vasallen waren.

noch im 14. Jahrhundert mehrere Angehörige dieser Familie in den Breslauer Stadtbüchern als — nicht einmal ratsverwandte — Bürger von Breslau.

Die mutmaßliche Ableitung des Ambrosius Bitschen zeigt beiliegende, 3. T. aus Schirmachers Schrift entnommene, Stammreihe.

Einwandsfrei erwiesen ist nach alledem, daß der Liegnitzer Stadtschreiber Ambrosius Viczen das Wappen der letzten Erben von „Viczen“ (Baizen bei Ramenz) geführt hat. Wer an der Auffassung festhalten will, Ambrosius Bitschen könne als „Bürger und Stadtschreiber“ nicht der Sproß eines Adelsgeschlechts gewesen sein, kann sich auf die Möglichkeit berufen, er habe sich das Wappen der alten Herrn „de Viczen“ widerrechtlich angeeignet oder verleihen lassen, von dem er vielleicht aus den Urkunden des Klosters Ramenz Kenntnis erlangt haben könnte. Dieser Annahme steht entgegen, daß das kombinierte Wappen, wie es Petrus Sandko und Ambrosius Bitschen geführt hat, ja nirgends unmittelbar als Wappen der Herrn „de Viczen“ zu Tage tritt, sondern daß der Zusammenhang des Petrus Sandko mit den alten Herrn von Viczen (Baizen) nur mittelbar aus den erblichen Grundbesitzrechten beider und der Entstehungsgeschichte des Wappens (Dirsicraj + Wüsthube) auf Grund einer Übersicht über das Quellenmaterial zu folgern ist, die einzig und allein mittelst der heute vorliegenden modernen Veröffentlichungen gewonnen werden kann.

Wer aber in dem schlesischen Quellenmaterial zu Hause ist und es vom sozialhistorischen Standpunkt aus durchgearbeitet hat, der weiß, wie außerordentlich groß die Zahl der Fälle ist, in denen jüngere Zweige von Adelsgeschlechtern im Bürgertum der schlesischen Städte auslaufen. Es ist ja doch auch ganz klar, daß die jüngeren Söhne eines Adligen, dessen Gut nach Lehnrecht ungeteilt auf den Ältesten überging, irgendwo bleiben mußten. Oft werden sie in Kriegsdiensten ihr Glück versucht haben, gefallen oder reich zurückgekehrt sein, manchmal mögen sie Erbtöchter geheiratet und sich damit eine neue Existenz gegründet haben, aber in einem Teil der Fälle waren sie auf die Betätigung im wirtschaftlichen Erwerbsleben angewiesen und wenn sie nicht wohlhabend genug waren, diese auf rittermäßigen Landgütern zu suchen, blieben sie auf die Stadt angewiesen. War es erst einmal so weit, so schwand in einer Zeit, welche ein äußeres Kennzeichen der adligen Abstammung im Namen nicht kannte — das „von“ als Adelsprädikat ist bekanntlich in Schlesien erst eine Erscheinung des 17. Jahrhunderts — sehr bald auch die Erinnerung an die adlige Abstammung. So ist es heute noch in England.

Das Wappen des Liegnitzer Stadtschreibers Ambrosius Bitschen, das er einst mit kunstfertiger Hand in seine Werke hineingemalt hat, um es durch die Verbindung mit diesen Erzeugnissen rastlosen Fleißes und treuester Sorge für der Heimatstadt Macht und

Größe dem „frommen Gedenken“ der Nachwelt zu empfehlen, erweist sich somit jetzt nach nahezu 500 Jahren als ein Wegweiser zur Erkenntnis verschütteter sozialgeschichtlicher Zusammenhänge, deren Wiederaufdeckung viel zur Beseitigung der Entfremdung beitragen kann, die sich zwischen den verschiedenen Schichten unseres Volkes in Folge des Verlorengehens des Sinnes für das Organische in der Welt und seine Entwicklungsbedingungen herausgebildet hat. Möge das „fromme Gedenken“, das ihm die Stadt Liegnitz schuldet, zugleich ihren Sinn auf die Quellen ihrer Vergangenheit hinlenken.

Die Notwendigkeiten der Gegenwart wird der am richtigsten erfassen, der die Entwicklungsgeetze der Vergangenheit zu erkennen vermag. In den Archiven fließen die Quellen der Erkenntnis der ewigen Gesetze des Hinauf und Hinab der einzelnen Menschen und ihrer Gemeinwesen. Wer in den alten Stadtbüchern zu Hause ist, den grüßen bei der Wanderung durch die Straßen von Liegnitz auch heute noch auf Schritt und Tritt Namen, deren Träger einst im Zobelpelz, das Schwert an der Seite, neben Ambrosius Bitschen über den Ring schritten. Ist es das bescheidene Schild eines kleinen Handwerkers, eines Arbeiters, das einen Namen trägt, der einst neben dem eines Mathias Gruzschreibers am Hof des Königs von Böhmen mit Ehrerbietung genannt wurde. Warum stiegen die Nachkommen des letzteren hinauf zu der Menschheit Höhen als Grafen Grutttschreiber, Edlen Herrn von Zopfendorf, und warum ging der Entwicklungsgang bei dem anderen nach unten? Vielleicht war es nur die Heimatsliebe des Vorfahren des heutigen Arbeiters, die ihn an die Stadt und ihr Geschick fesselte, deren Glück und Zukunft mit dem Blute des Mannes verrann, der nahe daran gewesen war, ihr Wohlergehen für alle Zeiten zu begründen, und den irregeleitete Mitbürger der Rache der bittersten Feinde der Stadt auslieferten. Oder hatte jener Vorfahr vielleicht zu denen gehört, die in der Hoffnung, sich an die Stelle des Mächtigen zu setzen, den verdienten Mann gestürzt hatten und deren Nachkommen die Folgen dieser Handlung nun noch im 15. und 16. Glied tragen müssen, während das Geschlecht des Mathias Gruzschreiber, der als Freund des Ambrosius Bitschen damals geächtet und aus der Heimat vertrieben wurde, auch vor der Teilnahme am Niedergang der Stadt bewahrt blieb?

Klein und belanglos mag vielen heute das Wohl und Wehe einer einzelnen Stadt und ihrer Leiter erscheinen. Und doch schlugen einstmal's Menschenherzen in Sorge und Streit darum ebenso heiß, wie heute in größerem Geschehen; und doch ist es in kleinerem Rahmen nur daselbe Bild, tönt aus dem Rauschen im Baume der Geschichte immer dieselbe uralte Melodie vom Werden und Vergehen. Ihr zu lauschen nützt jedem, wo er auch stehen mag.

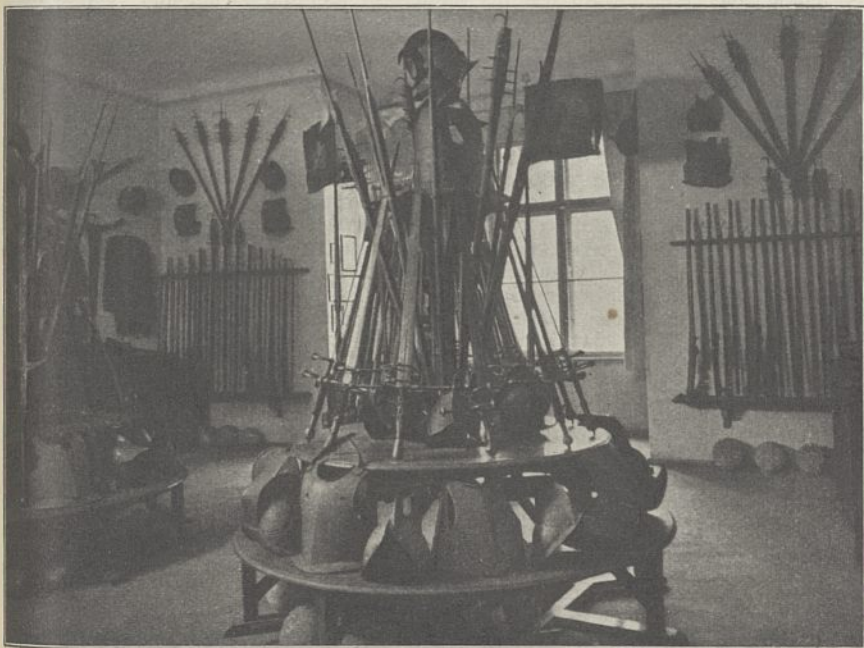
Über dem unbekanntem Grabe des Mannes aber, der seine Arbeit mit den Worten schließt, „omnes vires et sanitatem pro jure



civitatis et augmento eius exhausti, utinam in dei servicio nihilominus in re publica et pro bono eius. Retribuat ergo is, qui omnium bonorum est retribuator nec ullum bonum sinit irremuneratum in vita aeterna. amen“ (alle Kräfte und meine Gesundheit habe ich für das Recht und die Größe der Stadt erschöpft, im Dienste Gottes und nicht weniger in dem des Gemeinwessens und seines Vorteils. Möge es der vergelten, der der Vergelter alles Guten ist und der kein gutes Werk unvergolten läßt im ewigen Leben. Amen!) möge anstatt des „Dankes“, der ihm auf dieser Erde durch das Schwert des Henkers ward, der Spruch der über den Sternen waltenden Gerechtigkeit leuchten

magna voluisse magnum

Großes gewollt zu haben ist groß.



Alte städtische Rüstkammer im Niederschlesischen Museum.  
Unter den Waffen und Rüstungen befinden sich Stücke aus Bitschens Zeit.

Phot. Schumm.

## Einführung in das Geschoßbuch Bitschens.

Das Werk des Stadtschreibers, für die Verwaltung, die Familiengeschichte und die Ortskunde der Stadt Liegnitz im Mittelalter die bedeutendste Quelle, bietet dem Leser sachliche und sprachliche Schwierigkeiten, die es wünschenswert machen, zunächst die wichtigeren Einzelheiten der in Betracht kommenden Verhältnisse in des Verfassers Ausdrucksweise kennen zu lernen.

Als Herzog Boleslaw II. nach der Mongolenschlacht, deren unglücklicher Ausgang die Zerstörung der Slawensiedlung Legnica zur Folge gehabt hatte, die Gründung einer neuen deutschen Stadt plante, übertrug er wohl die Besiedlung einem Unternehmer (locator), der die Ansiedler aus dem Reiche heranzuziehen, die Flur (bodem) für die Anlage (locacio) und Aussetzung (exposicio) einzuteilen hatte. Die Stadtflur wurde, soweit sie zu Wohnstätten bestimmt war, in Straßenviertel zerlegt, die möglichst regelmäßig gestaltet wurden; diese zerlegte man wieder in Baustellen (area, pecia) von verschiedener Größe. Wurde eine Stelle bebaut, so entstand ein Hof (curia); ein ganzer Hof (tota curia, integra c.) freilich war selten, selbst ein Dreiviertelhof (tria quartalia) wenig häufig; das übliche Maß war der halbe Hof (dimidia curia), und sehr häufig treffen wir, zumal in der Niederstadt, den Viertelshof (firteil, quartale), noch heute an den schmalen Häusern kenntlich. Noch winziger waren anscheinend die Grundstücke in den Vorstadtgassen, wenn wir nach der Steuersumme urteilen dürfen. Die für die Stadt bestimmte Feldflur wurde in Hufen (hube, mansus), zu je 12 Ruten (virga) eingeteilt, deren die Stadt 100 zugeteilt erhielt. Nicht der Flächeninhalt (grose) allein bestimmte den Wert des Hofes, sondern auch die Lage (gelegenheit, gelegede). Ein Hof am Ringe galt doppelt soviel wie ein gleich großer an einer offenen Gasse, die zum Tore führte (platea aperta), und dieser wieder erheblich mehr als in einer geschlossenen Gasse (platea clausa), die auf die Stadtmauer ausmündete.

Die Straßen waren Gassen (platea), Gäßchen (vicus) oder Winkel (angulus). An Plätzen unterschied man den Ring (Circulus), die Märkte (forum), die meist in mehr oder weniger breiten Straßen bestanden, und die Kirchhöfe (cimiterium), die mit Gräbern belegt waren. An der Straße lag das Vorderhaus (domus anterior), im Hofe das Hinterhaus (domus posterior). Eckhäuser (domus acialis, in acie) dienen dem Stadtschreiber wohl zur Orientierung, Wachthäuser (d. excubialis) stehen an der Stadtmauer (murus), die von Toren (valva) durchbrochen ist, in deren Nähe das Torhüterhaus (d. janitoris) liegt. Einzelne Häuschen (domicula) werden oft vermietet (mithaws.) Die Häuser waren aus Feldsteinen und Ziegeln (d. lapidea) oder aus Holz (d. lignea) erbaut, doch werden auch Leimbauten (leymhaws) zahlreich genug gewesen sein. An städtischen Gebäuden erwähnt der Stadtschreiber unter anderen den Marstall, den Ratskeller (taberna, wynkeler), den Schweidnitzer Keller (taberna, in qua propinatur cerevisia Sweideniczensis), die Stadtziegelei mit den Ziegelscheunen (horreum laterum) und den nahen Tongruben (fovea argilli), die Häuser des Stadthirten (pastor civitatis) und des Hegers (heger); an gewerblichen Bauten das Schlachthaus (kuttillhoff, fartorium), die Fleischbänke (maccellum), Apotheke, Brau- oder Malzhäuser (brasiatorium, melchaws), die Mühlen (molendinum), die Gerbehäuser (domicula corei), Färbehäuser (rodla, ferbehaws) und die Badestuben (stuba balnealis).

Als kirchliche Bauten nennt er die Pfarrkirchen (ecclesia parochialis) mit dem Pfarrhofe (curia dotis ecclesie), in dem der Pfarrer (plebanus) mit seinen Vikaren und Kaplänen wohnt, die Schule (scola) und die Glöcknerlei (campanacia), woran sich wohl ein Häuschen für die Altargeistlichen schließt (domus altaristarum) und beim Dome die Wohnungen der Mansionarien, des Presbyter, Archidiakonus u. a. Dazu kamen die Niederlassung der

Kreuzherren (Cruciferi), die Klöster (monasterium, cenobium) mit Abt (abbas, superior) und Konvent der Mönche (monachi), die Spitäler (hospitale, infirmaria, domus infirmorum), z. B. das Schülerspittel (d. clericorum pauperum, und endlich der Bischofshof (curia episcopalis), in denen wohl ein Vogt (advocatus, schaffer) oder, wenn sie städtische waren, ein Pfleger (provisor) waltete. Seelhäuser waren klosterartige Heimstätten wohlthätiger Frauen.

In den Gassen trieben die Handwerker ihre Gewerbe, der Fleischer (carnifex), Bäcker (pistor), Schneider (sartor), Schuster (schuworcht, sutor), Kürschner (pellifex), Gerber (cerdo), Wollenweber (lanifex) mit seinen Tuchrahmen (remen), Rotfärber (rodeler), Töpfer (figulus), Kammacher (pectinista), Panzerschmied (platener), Messerschmied (cultellifex), Maurer (mewerer, murator) und in der Vorstadt der Gärtner (ortulanus).

Vor dem Tore reihten sich die Scheunen (horreum) in der Nähe der Äcker. Gärten (ortus), Gehöfte (hofereyte), Vorwerke (forwerg), Eigengüter (allodium, erbe) und Mühlen (molendinum) lagen an den Hägen (gayum), Auen (awe), Wiesen (weze) und Straßen. Vorstadtstraßen führten hinter dem Stadtgraben (fossatum, fussatum civitatis) von Tor zu Tor, Landstraßen (gemeyne straße, publica strata) zu den Nachbarstädten, Kuhgassen (viweg, via pecorum) zu den Viehweiden, die ursprünglich vor den Toren, später auf den Hägen und weiter lagen. Fußpfade (semita pedestris) durchschnitten die Äcker und führten wohl zu einer Quelle (quegborn). Um die Stadt gegen die Hussiten zu schützen, hatte man ganze Straßenseiten in Teiche (piscina) verwandelt oder zur Verbreiterung des Stadtgrabens verwendet (in fussatum convertere); selbst der Garten des Bischofs (ortus episcopi) war diesem Schicksal verfallen, ebenso wie das Dörflein Henningsdorf, an welches später nur der Henningsteich (in der Nähe der Piastenstraße) erinnerte.

Das Geschoßbuch enthält alle zur Grundsteuer herangezogenen Grundstücke von Liegnitz und ihre Besitzer im Jahre 1451. Infolgedessen ist es eine wichtige Quelle für die Geschichte der Bürgerschaft. Es ist die Zeit, in welcher die Familiennamen schon einigermaßen feststehen; aber sie haben die Vornamen so wenig verdrängt, daß in Bitschens Zinsbuch vom Jahre 1446 die Gläubiger der Stadtgemeinde nicht nach den Familiennamen, sondern nach den Vornamen alphabetisch verzeichnet sind. Nicht immer ist mit Sicherheit zu entscheiden, ob ein Familienname oder eine Berufsbezeichnung vorliegt, besonders bei Handwerkernamen; zumal da Bitscher nur wenige Familiennamen mit großem Anfangsbuchstaben schreibt. Hausbesitzerinnen erhalten die weibliche Endung wie Heyderynne, Ottyne, Schonewelderynne ohne Vornamen oder mit dem Vornamen des Ehegatten wie Niclas Wolawynne, oder endlich mit dem eigenen Vornamen z. B. Clara Hertwigynne; Namen wie Barbara von Wederaw, Clara Hinrici sind vereinzelt Formen. War ein Grundstück unter vormundschaftlicher Verwaltung, so wurde es wohl entsprechend bezeichnet wie die Fleischbank der Brockendorffschen Kinder (maccellum puerorum brockindorfis).

Die deutschen Siedler waren seinerzeit von den polnischen Herren ins Land gezogen worden, weil sie durch hochwertige Arbeit dem Landesherrn regelmäßige, sichere Einnahmen in Form von Steuern verbürgten. Eine der wichtigsten Abgaben war das G e s c h o ß (exaccio). Zwar pflegte man auch Abgaben vom Gewerbe (narunge), vom beweglichen Besitz (farnde habe) und vom Bürgerrecht als Geschösser zu bezeichnen, doch brauchte man diesen Namen vorwiegend von der Grundsteuer, die seit der Gründung der Deutschenstadt auf Stadt- und Feldflur lastete, deren Höhe sich nach dem Werte des Grundstücks richtete und die nur am Boden, nicht an den Personen oder einem Gewerbe haftete.

Die Geschösser (geschossere) waren ursprünglich in Loten, Skoten und Quarten festgesetzt. Eine Mark — damals als Gewicht aufgefaßt — zerfiel in 16 Lot oder 24 Skot, letztere in je 4 Quarten. Zu Bitschens Zeit kannte man diese nicht mehr; die Rechnungseinheit bildete schon der Groschen (grossus),

nach breiter böhmischer Art geprägt (grossus latus), der 12 Heller (denarius) betrug. 12 Groschen machten einen Gulden (floreus), 48 eine Mark (marca), 60 ein Schock (sexagena). Freilich sind die heutigen Münzwerte mit den damaligen Werten gleichen Namens nicht zu vergleichen. Im Jahre 1490 bekam ein Gärtner, der auf dem Dornbuschgute arbeitete, bei Selbstbeköstigung 1 Groschen täglich, bei freier Verpflegung 8 Heller, sodaß die Beköstigung mit 4 Hellern berechnet wurde; und Bitschen hat für sein Grundstück, einen ganzen Hof am Ringe, nur 205 Mark Heller gezahlt.

Das Geschoß betrug für einen ganzen Hof am Ringe 2 Schock 20 gr (= 3 mr — 4 gr), in einer offenen Gasse 1 sch. 10 gr; für einen Dreiviertelhof am Ringe 2 mr 9 gr, in offener Gasse 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr; für einen halben Hof am Ringe 1 sch 20 gr, in offener Gasse 35 gr, während ein Viertelhof am Ringe 35 gr, in einer offenen Gasse 17 $\frac{1}{2}$  gr steuerte. In den geschlossenen Gassen waren die Abgaben weiter abgestuft, je nach Größe und Lage. Grundstücke mit gewerblichen Anlagen wie Brauhäuser, Fleischbänke, Mühlen u. a. steuerten höher. Außerhalb der Stadt zahlte jede Hufe 7 $\frac{1}{2}$ , seit 1425 aber 7 $\frac{3}{4}$  Gulden.

Mit der Einziehung des Geschosses verbunden war die des Münzgeldes. In der Zeit der Brakteaten, jener dünnen, einseitig geprägten silbernen Blechmünzen, war der Münzverbrauch durch den Verkehr so groß, daß der Landesherr alle Münzen jährlich wieder einziehen ließ, um neue zu prägen. Da die eingelieferten Münzen schadhafte waren, wurden sie beim Umtausch gegen die neugeprägten nicht zum vollen Wert angenommen, sodaß die Einziehung der Münzen mit Verlusten für die Bürgerschaft, mit Gewinn für den Landesherrn verbunden war. Seit man die derberen Groschen und Heller prägte, lag für die Einziehung kein Grund vor, die Landesherrn aber behaupteten ihr altes Recht, aus der Einziehung Gewinn zu ziehen. So blieb den Bürgern nur übrig, die Einziehung der Münzen durch eine jährliche Pauschsumme abzulösen, die mit dem Geschoß an den Landesherrn als Entschädigung für den Verzicht auf jenes alte Recht gezahlt wurde, das Münzgeld (pecunia monetalis), das ebenfalls auf dem Grundstück haftete. Der ganze Hof am Ringe zahlte an jedem Zahltag 4, in der Gasse 2 gr und entsprechend abgestuft die Bruchteile eines Hofes, je nach Größe und Lage. Jedes Häuschen vor der Stadt steuerte 6  $\text{ſ}$ , jede Hufe 6 gr, die Mühle 3 gr und die Kaufkammer auf dem Ringe unter dem Rathause 1 Gulden.

Der Ertrag der Steuer floß in die Kasse des Herzogs, sodaß die Stadt nur die Einziehung ausführte. Der erste Schritt zu einer selbständigen Grundsteuerverwaltung war die Verwandlung der schwankenden Steuererträge in eine Pauschsumme von 300 mr, durch welche die Stadt 1337 die freie Verfügung über etwaige Überschüsse erhielt. Seit endlich die Geldnot den Landesherrn zwang, diese wichtige Einnahmequelle zu verpfänden, zahlte die Stadt das Geschoß nur an die Privatgläubiger des Herzogs, sodaß die Verwaltung der Grundsteuer vom fürstlichen Hofe ganz unabhängig war. Seit 1375 wurde auch das Münzgeld nur noch an Privatgläubiger gezahlt; es war, ebenfalls 1337, auf 30 mr abgerundet worden, sodaß die Stadt jährlich 330 mr an Geschoß und Münzgeld aufzubringen hatte.

Die Steuerregister führte der Stadtschreiber, und über die Entwicklung dieses Zweiges der Stadtverwaltung gibt Bitschen nähere Aufklärung. Die Zahlung des Geschosses war in älterer Zeit durch Einführung von 7 Teilzahlungen sehr erleichtert worden, von denen je 2 an den Zahltagen des Sommers und Herbstes, Johannis und Michaelis, vereinigt waren, während die übrigen 3 Raten einzeln zu Weihnacht, Mittfasten und Walpurgis gezahlt wurden. Die Zahlungsvermerke in den Geschoßregistern waren W(alpurgis), Jo(hannis), M(ichaelis), N(ativitatis Christi) und für Mittfasten Dt(dedit). 1409 hatte die Stadt eine Rate erlassen, mußte sie aber in den Wirren der folgenden Jahre wieder erheben. Endlich wurde 1436 die Einziehung an nur 2 Zahltagen, Walpurgis und Michaelis, eingeführt.

Die ältesten Register waren Wachstafeln, die im Jahre 1338 mit dem Archiv verbrannten. Nach dem Brande wurde die Aufzeichnung auf Tafeln fortgesetzt bis 1352. In diesem Jahre wurde das erste Register als *G e s c h o ß b u c h* (liber exactionis) angelegt, und zwar durch den Stadtschreiber Heinrich (Hinricus), wie Bitschen angibt; es war „in die Länge gebrochen“ und umfaßte 6 Jahre. Ein zweites enthielt von 1358 ab 7 Jahre, ein drittes weiterer 8 Jahre. Diese älteren Registerbücher sind nicht mehr vorhanden.

Von der Art dieser Geschoßbücher können wir uns einen Begriff machen, wenn wir das älteste der vorhandenen betrachten. Es ist ein „Langbuch“ und umfaßt von 1372 an 2 Jahre; leider ist die Oberstadt darin nicht enthalten. Das schön geschriebene Bruchstück stammt von der Hand des Stadtschreibers Nikolaus vom Berge (de Monte), der etwa 21 Jahre Griffel und Feder führte.

Dieser Stadtschreiber hat anscheinend die „gevierten“ Geschoßbücher eingeführt, die nun seit 1374 jährlich neu angelegt werden; aber sie enthielten nicht die Beträge der Steuern, sondern nur Zahlungsvermerke in Zeichen zu den entsprechenden Zahltagen. Vom Jahre 1391 ab waltet Johannes Bitschen, des Ambrosius Vater, des Stadtschreiberamtes, der die Register immer übersichtlicher ausarbeitet „nach modernen Sitten“, wie sein Sohn rühmt, und für alle Amtsnachfolger die Form herstellt. „Fromm und klug“ hat er die Geschäfte der Stadt 29 Jahre geführt, bis er 1420 starb, nachdem er das Geschoßbuch dieses Jahres vollendet hatte. Von seinen Geschoßbüchern ist eins erhalten, das aus dem Jahre 1414 stammt.

Auch von den Geschoßbüchern des Ambrosius Bitschen, der 1420 sein Amt antrat, ist nur eines erhalten, von allen das bedeutendste. Der Verfasser des Buches ist wahrscheinlich in dem Hause der Dresdner Bank, Ring 38, neben dem Hause Erich Schneider als Sohn des Johannes Bitschen und der Barbara, Tochter des Liegnitzer Kaufmannes Jakob Dorre, geboren. Jenes Schneidersche Nachbarhaus gehörte damals der Familie von der Heyde, mit welcher die Familie Bitschen sich verschwängerte, und es ist ein eigenartiges Spiel des Geschicks, daß es einem Nachkommen jener Familie, die den Grundherren von Heidau entstammt und mit der Familie von Heydebrand dasselbe Wappen führte, vorbehalten blieb, die wahre Herkunft der Stadtschreiberfamilie zu entdecken, die einst Haus an Haus mit den Vorfahren wohnte.

Diese Abkunft verschaffte dem Stadtschreiber den Eintritt ins Liegnitzer Patriziat, mit dem Ambrosius und seine Geschwister eng verschwängert erscheinen. Ambrosius übernahm, nachdem er gelehrte Studien getrieben, im Spätherbst 1420 das Amt des Vaters, gewann am Hofe des Herzogs Ludwig und seiner Witwe Elisabeth eine sehr einflußreiche Stellung und endlich 1447 das Bürgermeisteramt, um es dann 1450 und 1453 wieder zu bekleiden, in dreijährigem Wechsel, wie es oft geschah.

Auf der Höhe seines Wirkens, nachdem er zum zweiten Male sein Bürgermeisteramt niedergelegt hatte, unternahm dieser gelehrte Jurist, höchst geschäftskundige Verwaltungsbeamte und scharfsinnige Staatsmann die Abfassung des Geschoßbuches, das zugleich einen Kommentar und einen Schatz geschichtlicher Darlegungen unter Einfügung von Urkunden enthalten sollte. Schon hatte er 1446 sämtliche Rentenschulden der Stadtgemeinde übersichtlich in einem „Zinsbuch“ zusammengestellt, 1447 das große Privilegienbuch (registrum privilegiorum), eine Sammlung aller wichtigeren Urkunden in schönen Abschriften, zu Stande gebracht. Das Geschoßbuch sollte offenbar den Abschluß dieser für die städtische Finanzwirtschaft und Verwaltungsgeschichte wichtigen Wirksamkeit bilden. Der Verfasser war in der glücklichen Lage, die Früchte seiner erfolgreichen geschäftlichen Tätigkeit, einen erheblichen Grundbesitz, darunter das „Stadtschreiberhaus“ an der Ecke der Ritterstraße, das er 1437 erworben, buchen zu können. Er mochte annähernd 60 Jahre alt sein. Das ist das Alter, in welchem man, weit entfernt, auf rühriges Schaffen zu verzichten, doch gern das Erreichte am inneren Auge vorüberziehen läßt.

Während er die verworrenen Fäden des Liegnitzer Lehnsstreits ordnet, um seiner Heimatstadt die freiere Stellung einer königlich böhmischen Stadt zu verschaffen, die sie unmittelbar unter das deutsche Geschlecht der Habsburger stellen und von der Fessel fürstlicher Herrschaft in den eigenen Mauern befreien soll, benutzt der Altbürgermeister die Muße, die ihm der Rücktritt von der Leitung der Stadt vergönnt, um dieser ein neues, unentbehrliches Handbuch zu widmen, das seine politischen Pläne überdauert hat.

Die Sprache, in welcher der Stadtschreiber sein Werk verfaßt hat, ist eine Mischung aus mittelalterlichem Latein und spätem Mittelhochdeutsch. Es wäre verfehlt, dieses Latein mit dem klassischen zu vergleichen; es war eine zweckmäßige, in der ganzen Christenheit verständliche Geschäftssprache, die von den Notaren bei ihren Beurkundungen überall gebraucht wurde und als eine Anpassung des älteren Juristenlateins an die Bedürfnisse der jeweiligen Gegenwart zu betrachten ist. Sie berücksichtigt die Grammatik und Stilistik der alten Römer wenig, ebensowenig wie die Poetensprache damaliger Gelegenheitsdichter die Regeln der antiken Verslehre. Der Lieblingsvers dieser „Dichter“ ist der leoninische Hexameter, dessen erste Hälfte mit der zweiten reimt. Diese Erschwerung des Dichterhandwerks wurde dadurch ausgeglichen, daß man sich über die Länge und Kürze der Silben nicht erst den Kopf zerbrach. Auch Bitschen setzt sich mit rücksichtsloser Nichtachtung darüber hinweg wie über die Regeln der lateinischen Rechtschreibung.

Der andere Bestandteil des Textes ist in Mittelhochdeutsch geschrieben und dient oft zur Erläuterung des lateinischen Textes. Diese Mundart unterscheidet sich wesentlich von der neuhochdeutschen Sprache und wird von Bitschen nicht immer folgerichtig gebraucht, wie es in Zeiten wendender Sprachen selbstverständlich ist. Besonders bezüglich der Schreibung gestattet sich Bitschen die größte Freiheit; für „Vieh“ schreibt er auf derselben Seite vi, vy, vye und fy.

Zu dieser Willkürlichkeit in der Schreibung der Worte und Laute gesellt sich die Flüchtigkeit der Handschrift. Das ist nicht mehr die saubere Schrift des jungen Stadtschreibers; besonders die Erläuterungen und Bemerkungen sind zumteil mit bewußter Lässigkeit, zumal wenn ihn das Dargestellte erregte, hingeworfen. Die damals üblichen Abkürzungen hat Bitschen in einer so freien Weise angewandt, daß es nicht immer möglich ist, sie mit voller Sicherheit zu entziffern, da die feststehenden Formen dieser Art von Kurzschrift nicht genügend innegehalten sind. Da er für kundige Verwaltungsbeamte und geschäftserfahrene Ratsherren schrieb, glaubte der Altbürgermeister der Peinlichkeit des Schreibers entraten zu können.

Der Abdruck seines Geschoßbuches soll nicht allein den reichen wissenschaftlichen Stoff zur Geschichte der deutschen Städteentwicklung vermehren, sondern zur Belebung unserer ortsgeschichtlichen Studien beitragen, sodaß Erschwerungen des Verständnisses vermieden werden mußten. Die Zeichensetzung, der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben sind also nach den heute üblichen Grundsätzen geregelt und die Buchstaben u und v nach ihrem Lautwert unterschieden, denn Wortbilder wie „czuor, vnuormacht vnd vnuorczewnet“ sind sinnstörend und hier um so weniger berechtigt, als Bitschen daneben „vormøgen“ und „vorburgen“ schreibt. Da jedoch die Familiennamen mit urkundlicher Treue zu behandeln sind, so sind sie genau in Bitschens Schreibung wiedergegeben. Die Zahlen sind, soweit sie Zeitbestimmungen enthalten, in Bitschens Schreibweise, sonst in arabischen Ziffern ausgedrückt, da wir Bruchteile nicht mehr in römischen Ziffern ausdrücken. Bitschen selbst braucht die arabischen Ziffern nur selten. —

Der Verfasser hat kein Titelblatt vorgesetzt, denn der Titel: „Geschoßbuch der Stadt Liegnitz durch Ambrosium Bitschen angefertigt“ ist von späterer Hand unter sein Wappen gesetzt worden.

Das Buch ist eine Papierhandschrift von 130 Blättern, von denen der Text 114 füllt, während der Rest zumteil mit Notizen von späteren Händen

ausgefüllt wird.<sup>1)</sup> Es ist in Holzdeckel (22:16 cm) unter gepreßtem und mit 10 Messingbuckeln sowie 2 Stiften (zum Befestigen der leider abgerissenen Schließen) beschlagenem braunem Lederüberzug eingebunden. Als Vorsatzblätter dienen sauber, in starker Abkürzung geschriebene, je 4 Seiten umfassende Pergamentblätter, die nach Wattenbachs Gutachten wahrscheinlich einem Briefsteller aus dem 13. oder 14. Jahrhundert entnommen sind.

Das erste Blatt der Handschrift trägt Bitschens Wappen, augenscheinlich von ihm selbst gezeichnet, und rechts am Rande senkrecht verlaufend einen leoninischen Zweizeiler: *Wisse, daß dies Schriftwerk im Jahre 1451 zusammengestellt wurde.*

Anno milleno C quart quinquagesimo primo  
Nosce graphiam istam fore compilatam.

Die folgenden beiden Blätter werden durch reich vergoldete Initialen eingeleitet, die freilich nicht die peinliche Arbeit des Klosterbruders zeigen, aber dennoch, wie so manche Initiale der später eingeflochtenen Urkunden, einen gewissen Schwung nicht verkennen lassen und in der Wahl der Farben Flieder, hellgrün, stahlblau — einen eigenartigen Geschmack ausdrücken.

Eine lateinische Vorrede, von einem Gebete eingeleitet, führt in das Werk ein:

„Des heiligen Geistes Gnade stehe uns bei!“

„Dies Buch enthält das Geschoß (exaccio) sowie das Münzgeld der Erbgrundstücke in der Stadt wie in der Vorstadt, in Dornbusch und Prinkendorf, auf Gärten, Mühlen usw., die zur Stadt gehören — da ja die Stadt seit der uralten Zeit ihrer Anlage auf 100 diensthafte Hufen begründet und angelegt erscheint, wie in den darüber erteilten, später hier eingefügten Privilegien deutlicher enthalten ist — herausgegeben und emsig zusammengestellt von Ambrosius Bitschen, nicht nach Gutdünken, sondern auf Grund bestimmter Angaben, wie er sie aus glaubwürdigen Verzeichnissen, welche nach der Einäscherung und Vernichtung dieser Stadt — wobei im Jahre 1338 die Quaternen und Tafeln der Stadt, zumal die, auf denen diese Geschösser standen, verbrannt waren — vorhanden blieben und noch vorliegen, sowie aus der Unterweisung alter, sachverständiger Ratsverwandter vollständig kennen lernte und sich nun als wahrheitsgetreu unterrichtet erweist. — Diese exaccio ist nicht ungerecht, entsprechend dem ursprünglichen Sinne des Wortes — da ja „exaccio“ und „exagere“ nach Hugutio, Brito, Puericius und anderen gründlichen Grammatikern gleichsam „vertreiben“, „verjagen“, „beitreiben“ bedeutet — sondern eine würdige Einforderung des seit der ersten Anlage und Aussetzung des Grundes und Bodens so genannten und den Erbgiutern mit Recht auferlegten Erbzinnes“.

Dieser gelehrten Vorrede läßt Bitschen eine Einleitung in volkstümlicher Sprache folgen. Um dem Werke einen wissenschaftlichen Rahmen zu geben, geht er als Schüler der autoritätsgläubigen Scholastik auf den damals maßgebenden Philosophen Aristoteles und seinen Erklärer (commentator), den arabischen Gelehrten Averrhoës (Ibn Roschd) aus Cordova, zurück, der zur Zeit Barbarossas die Schriften des großen Griechen bearbeitet und der abendländischen Gelehrtenwelt erschlossen hatte. Nach einem Schema des Aristoteles erörtert er seines Werkes Stoff (materliche sache), Form (formeliche sache), Urheber (wirgliche, d. h. wirkende sache, meister, setczer, finder) und Zweck (entliche sache, meynunge) und fügt nach Averrhoës'

<sup>1)</sup> Seite 228–231 bringen ein Verzeichnis der Stücke, die nach Magdeburger Recht zur Gerade gehören; S. 233 eine Vorschrift zur Antertigung guter Pechkränze; S. 254 zwei Notizen über das Obergericht in Rothkirch; S. 255 die Hufenzahl der Weichbilder von Liegnitz, Goldberg, Haynau, Lüben, Brieg, Ohlau, Nimpsch, Kreuzburg und Pitschen 1496; S. 256 die Vermählung Friedrichs (III) mit Katharina von Mecklenburg 1538; S. 257 den Tod Friedrichs I. 1488; den Stadtbrand von 1495, die Vermählung Friedrichs II. mit Elisabeth von Polen 1515, den Stadtbrand von 1532 und den Tod der Herzogin Sophie 1537; S. 258 enthält den Amtseid für Friedrich II. von 1488.

Vorschrift eine Schilderung seiner Bedeutung (notcz) für die Verwaltung hinzu, die darin besteht, daß es den rechten Ausgleich zwischen den Bedürfnissen der städtischen Finanzverwaltung und den berechtigten Interessen der Bürger feststellen, den Unterschied zwischen Geschoß und Zins klären, die Gründe der Steuerfreiheit einzelner Grundstücke auseinandersetzen und die lehnsrechtlichen Verhältnisse gewisser Güter beleuchten wird, ob sie Eigengut (allodium) oder Lehn (feudum) sind, ob sie vom Landesherrn (dominus terrae, hirschafft), von einem geistlichen Stift, von dem Schöffengericht (scheppinbang, bang, banca scabinorum) oder vom Rate der Stadt (ratistul, mensa consulum) verreichet werden. Ob er von der ortsgeschichtlichen Bedeutung seiner Arbeit eine Ahnung fühlte? — Sie ist sein schönster Lohn geworden: die Anerkennung der Nachwelt.

Der sachlichen Einleitung folgt die geschichtliche, welche die schon geschilderten Einzelheiten der Registrierung des Geschosses seit dem Brande von 1338 enthält.

Das Geschoß wurde anscheinend in den Häusern auf einem „Umgange“ eingezogen, um dann vom Stadtschreiber registriert zu werden. Diesem Umgang entsprach die Ordnung der Grundstücke im Geschoßbuche, und auch Bitschen vollführt ihn im Geiste, indem er auf diesem Wege eine Fülle von Beobachtungen und geschichtlichen Bemerkungen einflicht, durch die er die trockenen Zahlen- und Namentabellen unterbricht und seinem Werke geschichtlichen Wert verleiht.

Sein Weg führt ihn, hinter der alten Erbvogtei beginnend, zunächst durch die Oberstadt, indem er stets an der linken Straßenseite aufwärts, an der rechten abwärts führt; es folgt die Niederstadt, deren linke Straßenseite abwärts, die rechte aufwärts unter Einschaltung der Gäßchen gemustert werden. Nach Erledigung der Innenstadt beginnt er die Musterung der Vorstädte im Norden, um über Osten und Süden nach Westen fortzuschreiten, woran sich die Mühlen, der Dornbusch und Prinkendorf reihen. Nachdem bei jedem Grundstück die Geschoßsumme aufgeführt ist, schließt der Verfasser mit einem Überblick über die Erhebung des Münzgeldes.

Begleiten wir den Stadtschreiber durch die einzelnen Gassen, um ihn besser zu verstehen.

Er beginnt seine Wanderung an der Neuen Pforte (circa novam portam), die vor dem Eingange des Neuen Rathhauses stand, und verzeichnet die Häuschen dieses „Winkels“, an deren Stelle die Schlesische Handelsbank steht. Es folgt das Eckhaus am Ringe (in Circulo), die alte Erbvogtei, ein ganzer Hof, und die anschließenden Häuser bis zur Goldbergerstraße (platea Aurimontis, pl. Goltbergensis), deren linke Seite er über die Rosenstraße (vicus) hinweg bis zur Synagogenstraße, wo das Goldberger Tor mit dem Torhüterhause stand, verfolgt, um an der anderen Seite (aliud latus) zum Ringe zurückzukehren. Es folgt die Westseite des Kleinen Ringes (in Circulo) bis zur Bäckerstraße (platea pistorum), die er ebenso mustert, ferner die Ringhäuser bis zur Haynauerstraße (platea Haynoviensis) und diese selbst. Durch die Johannisstraße (platea sancti Johannis) gelangt er auf den Steinmarkt, der damals Nonnengasse hieß (platea monialium), während der Name Steinmarkt (forum lapidum molarium) auf einen kleinen Platz beschränkt war. Auf der Nordseite (aliud latus platee monialium) stand das Franziskanerkloster zu St. Johann, dem Bitschen wichtige Bemerkungen widmet. An der Ostseite der Johannisstraße (aliud latus platee sancti Johannis) mit ihrer Badestube und dem Altaristenhause kehrt er zum Ringe zurück, um dessen Nordseite (in Circulo) zu mustern. Bei seinem eigenen Grundstück, einem ganzen Hofe, biegt er in die Ritterstraße (platea militum) ein, von der damals anscheinend nur das erste Viertel mit Wohnhäusern bebaut war, und verfolgt sie bis zum Kohlmarkt, dessen Südseite bis zur Johannisstraße mit Häusern der Leubuser Mönche besetzt war. Nachdem er dann die gegenüberliegenden (ex opposito



circa monasterium ad sanctum Johannem) bis zum heutigen Weißen Roß erwähnt hat, kehrt er an der Ostseite der Ritterstraße (aliud latus platee militum) zum Ringe zurück.

Aufs neue nimmt er seine Wanderung auf an der Ecke (in acie), wo heute der Gasthof zur Krone liegt, verfolgt die Nordseite des Kohlmarktes bis zur Spoorstraße, deren Nordende damals Stockgasse hieß, biegt in diese (Stoggasse) ein, kehrt an ihrer Ostseite (aliud latus) zurück und begibt sich wieder an die Ritterstraße (regressus ad plateam militum), um die Südseite des Kohlmarktes zwischen Ritterstraße und Spoorstraße zu mustern. Es scheint, als habe Bitschen nur den östlichen Teil des heutigen Kohlmarktes unter diesem Namen gekannt, denn erst von der Spoorstraße an braucht er den Namen (in foro carbonum). Zunächst besichtigt er dessen Nordseite bis zur Mauerstraße (uffin grabin) und biegt dann in die Judengasse ein (platea Judeorum), die sich damals an der Stelle des Neuen Weges um den Schloßgraben zog. Auf der Südseite dieser Gasse (aliud latus p. J.) zurückkehrend und ein Gäßchen (vicus) überschreitend (die Lazarettstraße?), nennt er noch einige Baustellen gegenüber (ex opposito) der Judengasse und zählt endlich die Häuser der Südseite des Kohlmarktes (aliud latus fori carbonum) zwischen Mühlen- und Spoorstraße auf.

Zum Ringe zurückkehrend, beginnt Bitschen die Nordseite der Burgstraße (platea castrensis, pl. castri) zu besichtigen, ohne die Quergassen zu erwähnen; noch manche wüste Stelle (area) ist vom Brande des Jahres 1438 her übrig. Er biegt in die Schloßstraße, die damals Gerbergasse (platea cerdonum) hieß, nach links ein, geht am Schülerspital vorbei zum Platz am Glogauer Tore (circa valvam Glogoviensem) und kehrt an der Ostseite der Schloßstraße (aliud latus platee cerdonum) zurück. Darauf benutzt er den Durchgang über den Mühlgraben (vgl. Mitteilungen II S. 12), um ins Neuländel (Newlende), die heutige Marienstraße, zu gelangen, dann die Häuschen der längst verschwundenen Gasse hinter dem Dominikanerkloster zum heiligen Kreuz (retro sanctam crucem) zu besuchen und endlich, wieder zur Burgstraße zurückkehrend, deren Südseite (aliud latus platee castri) zu mustern, die von der Lazarettstraße (vicus) und der Mühlenstraße (vicus) unterbrochen wird und an dem Viehmarkt (forum pecorum), der heutigen Spoorstraße zwischen Burg- und Mittelstraße, vorbei auf den Ring ausmündet. An der Ostseite des Großen Ringes (in Circulo) besichtigt er die Häuser bis zur Mittelstraße (media platea), beschreibt genauer die 57 Fleischbänke (maccella), die sich den Viehmarkt entlang von der Mittelstraße zur Burgstraße hinüberziehen (Eingang beim Uhrmacher Granel) und zählt gewissenhaft die zahlreichen Viertelshöfe der Mittelstraße auf. Am Ostende angelangt, nennt er die 3 Hausgrundstücke, die in dem Winkel nach der Gerbergasse hin (angulus versus plateam cerdonum) liegen, und kehrt an der Südseite der Mittelstraße (aliud latus platee medie) zum Ringe zurück.

Nachdem er die letzten Ringhäuser — heute sind sie die ersten — besucht hat, begibt sich der Stadtschreiber in die Frauenstraße (platea domine Marie alias beate virginis), durchschreitet sie bis zum unteren Ende, erwähnt hier die Häuser „gegenüber“ (ex opposito), von der heutigen Stadt Bremen bis zum Hauptzollamt, streift die interessante Geschichte dieses Gebäudes — der ehemaligen Liebfrauenpfarre — und biegt, nachdem er das Dominikanerkloster zum heiligen Kreuz erwähnt hat, das an der Stelle der Oberrealschule lag, vor dem Breslauer Tore rechts ab, um auf dem Kirchhofe von Liebfrauen (in cimiterio) Pfarrhaus, Glöcknerlei und Schule, endlich den anstoßenden Bischofshof (curia episcopalis) zu besichtigen. Zurückkehrend schildert er die Südseite der Frauenstraße (aliud latus etc.) bis zur Mühlenstraße, biegt in diese links ein, um die Bauten an der Stadtmühle, dem damaligen Schlachthofe, jenseits des Mühlgrabens (ultra ripam) und in der unteren Petristraße an der Stadtmauer (sub muro) zu besuchen, und fährt in der Schilderung der Frauenstraße fort von der Ecke (in acie) der Mühlenstraße bis zu ihrer Aus-

mündung bei der Petrikirche. An dieser vorbei gelangt er durch das Gäßchen in die Petristraße (platea sancti Petri), deren beide Seiten er mustert, um mit der Schilderung des Altaristenhauses, Marstalls, der Schule und der Pfarre den Umgang in der Stadt zu beschließen.

Außerhalb der Stadt (foris civitatem) vor dem Glogauer Tor (ante valvam Glogoviensem) an der rechten Seite der Glogauer Landstraße, wo heute die Anlagen, der Bahnhof, die Gasanstalt weite Flächen bedecken, setzt der Stadtschreiber seine Besichtigung fort, überschreitet, an der Barbarakirche (Gasthof zum Walfisch) vorübergehend, die Moritzstraße (vicus Finsterwalde nuncupatus), geht über die letzte der 3 Schwarzwasserbrücken (ultra aquam et pontem extremum) bis zum Schwarzworwerk (allodium Storketil) und dem weiter rechts gelegenen Grünthal (herczogenborn, circa fontem ducis), die ihm selbst gehören, und wendet sich umkehrend auf die Südwestseite der Glogauer Landstraße (aliud latus a. v. G.), die außer großen Wasserflächen und dem Annenspital nur wenige Häuser aufweist, seit das Dörflein Henningsdorf zur Hussitenzeit in einen Festungsteich verwandelt wurde.

Die zweite Vorstadtwanderung tritt Bitschen am Breslauer Tore (ante valvam Wratislaviensem) an, um über den Breslauer Hag, der damals nur wenig Häuser zählte, zur Steinernen Brücke und über diese (ultra aquam) zum Spörergut zu kommen, das Herzog Ludwig den Kartäusermönchen überwiesen hatte. Auf der Südseite der Breslauer Landstraße (alius latus ante v. W.), wo das Stanislauspital und der Bischofsgarten größere Flächen einnahmen, kehrt er zur Stadt zurück.

Die dritte Wanderung gilt der Südvorstadt vor der Neuen Pforte (ante novam portam), wo damals ein Weg im Zuge der Gartenstraße nach links, ein zweiter nach rechts zur Jauerstraße führte. Nachdem er jenen, der zwischen dem Benediktinerinnenkloster zum heiligen Leichnam und dem Blankenteich (heute Ziegenteich) hindurchführte, auf beiden Seiten besucht hat, wendet er sich zur Jauerstraße (platea Jaworensis), die schon damals anscheinend von dem Doktorgange (vicus) geschnitten wurde und beim Däslerhofe, vor der Dornbuschschule endete. Dort macht der Stadtschreiber zunächst kehrt, um die andere Seite (alius latus platee Jaworensis) zu beschreiben und darauf etwa in der Richtung der heutigen Wallstraße das Scheunenviertel (horrea), bis zum Goldberger Tore reichend, zu schildern.

Vor dem Goldberger Tore (ante valvam Goldbergensem) sind außer dem ausgedehnten Grundbesitz des Nikolauspitals nur wenig Gehöfte. Desto mehr reihen sich vor dem Haynauer Tore (ante valvam Haynoviensem) in der Rosengasse (platea rosarum) aneinander, die anscheinend beide Tore verband und deren eine Seite zum Stadtgraben geschlagen wurde, als die Hussiten drohten. —

Der Schilderung der Vorstädte folgt die Aufzählung der Mühlen, dieser die genaue Beschreibung der Güter des Dornbusches, jener uralten Kolonie, die sich an die Jauerstraße unmittelbar anschloß, und des Stadtdorfes Prinkendorf, das seit 1331 mit der Stadtgemeinde alle Dienste und Lasten zu teilen hatte. —

\*

\*

\*

Eine Herausgabe des Werkes in großem Rahmen war ausgeschlossen; die eingefügten Urkunden mußten, da sie schon von Schirrmacher im Wortlaut oder Auszug herausgegeben waren, fortbleiben, und die regelmäßige Wiederkehr gewisser Formeln legte Abkürzungen nahe:

a. d. = anno domini im Jahre des  
Herrn  
a. e. t. = ad eosdem terminos zu  
denselben Zahltagen  
a. t. e. = ad terminos eosdem zu  
denselben Zahltagen

a. t. u. s. = ad term. ut supra zu den  
obigen Zahltagen  
c. = curia Hof  
d. d. = de domo vom Hause  
d. d. s. = de domo sua von seinem  
Hause

℥ = denarios Heller  
fl = florenos Gulden  
gr = grossos Groschen  
M = Michaelis  
M. o. = maccellum olim ... Fleisch-  
bank weiland ...  
mr = marcas Mark  
q. = quartale Viertelshof

qq. = quartalia Viertelshöfe  
sch = schog Schock  
sexag. = sexagena Schock  
t. u. s. = terminis ut supra zu den  
obigen Zahltagen  
u. s. = ut supra wie oben  
vid. = videlicet nämlich  
W = Walpurgis.

Endlich mußte auf einen größeren Aufwand von sachlichen Anmerkungen verzichtet werden, die ohnehin, da bei der Bearbeitung des Aufsatzes „Die Stadt Liegnitz im Mittelalter“ (Mitteilungen II S. 1 ff.) Bitschens Werk ausgiebig benutzt wurde, meist einen in den Mitteilungen schon behandelten Stoff gebracht hätten. Es wird gebeten, jenen Aufsatz als Kommentar zum Geschoßbuch heranzuziehen. Die unerläßlichen Anmerkungen sind am Schluß des Geschoßbuches vereinigt.

Hoffentlich wird das Werk unseres Stadtschreibers zur weiteren Förderung der geschichtlichen Forschungen über seine Vaterstadt beitragen.

Zum Winkel.

## Sancti spiritus assit nobis gracia.

Iste liber continet in se exactionem, eciam pecuniam monetalem hereditatum tam in civitate quam in suburbio, in Dornpussch, in Prymkendorff, in allodiis et molendinis etc ad civitatem pertinentibus, cum ipsa civitas a primordio sue locacionis tempore super centum mansos serviles fundata extitit et locata, ut in privilegiis desuper confectis postea hic insertis clarius continetur, editus et studiose compilatus per Ambrosium Bitschen, non opinative, sed assertive, ut fidedignis registris, que post incineracionem et anichilacionem huius civitatis, in quibus, videlicet anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup> tricesimo octavo, quaterne<sup>1)</sup> et tabule civitatis, signanter in quibus exactiones huiusmodi continebantur, fuerant combuste, remanserunt et adhuc apparent, et veterum notabilium instruccione harum noticiam habencium didicit plene veraciterque noscitur informatus. Non est hec exaccio iniusta iuxta proprietatem termini, cum „exaccio“ et „exagere“ secundum Hugwicionem<sup>2)</sup>, Britonem, Puericium et alios positivos gramaticos dicatur quasi „expellere“ vel „ultra agere“ vel „iniuste petere“, sed digna repeticio census hereditarii sic dicti ex prima locacione et expositione fundi terre et hereditatibus iuste impositi.

Averrois in dem prologo obir das irste buch phisicorum schribet<sup>3)</sup>, das im anbegynnen eyns iglichenn buches vumfferley sind czuvorhandelnn<sup>4)</sup>: czum irsten dy sache des buchis, czum andern der name des meisters des buches, czum dritten der name adir titulus des buches, czum virden dy meynunge des setzers, czum vumfften der notcz des buches.

Nu deme und siner lere nochzugeen und czu sagen czum irsten dy sache des buches, ist czuwissen: also saget Aristoteles 2<sup>o</sup> (libro) phisicorum, das eyns iglichin dinges sind forderlich vir sachin: czwu ynnerliche, als dy materliche und formeliche, czwu ewssirliche als dy wirgliche und dy entliche. Also ist is auch alhir mit desem buche. Dy materliche sache dicz buchis synd (dy) manchirley awsgesaczten erbgeschossere der erbe und bodemene hiryne beschrebin; dy fœrmliche — wol dy manchirley were, als forma tractatus et forma tractandi und wy sich dy teilen etc — tut nicht nod, alhir czu setczin, sondir wellin das entpfelin den konsten, do is hin gehorit; sundir dese formeliche sache steet in dicz buches teilonge und wy dorynne vorhandelt wirt czum irsten umb dy geschossere in der stad, donoch awssene der stad, und umb das monczegelt und derley etc. Dy entliche ist, das man eigentlich wissen mœge, was iglich erbe czurechte gebit, das der stad nicht abegeer ir bodemczins der ersten awssatzunge, und auch, das der lewte erbe und hewserer nicht beswerit werden hoer, wenne sy von irster awssatzunge getan sind. Dy begynnliche adir wirgliche ist gewest Ambrosius Bitschen, als das in der latingsschin vorrede steet geschrebin. Nu aws desen vir sachin hat man denne forbas dye andern vire, als den namen des finders, den namen dicz buches, dy meynunge dicz buches und den notcz dicz buches.

So wir denn der lere Averrois, des commendatoris des hœesten philozophi<sup>4)</sup> Aristotelis, nochgegangen sind in den vorgeschriebenen stogken und dy awsgerichtet han, so wellin wir forbas weyter greyffen czu der meyn-

nunge des begonsten werkes, und ee wir doczu komen, so wil ich foran setzcn etliche notabilia adir awfmerkungen, dy do groslich dinen sollin czu desen sachin, und seczin, ut sequitur.

Czuwissen czum irsten: das geschos, das man also pflegit czunemen und czugebin, das ist czweyerley.:

Eyns ist eyn erblich geschos von den erbin, und von demselbin wollin wir hir sagen, und nicht von deme andern, das do umbestentlich ist; und solich erbgeschos ist daz, das off dy erbe gesaczt ist von irster awssaczung der bodeme, als dy des irsten von der hirschafft also awsgeteilet sind. Dasselbe blibet und sol also blibin off den erbin ewiglich, wol das andere besitzere doryn komen von keuffin, gabin adir anerbungen, is enwere denn, das der rad desir stad dorch sachin willin das vorwandeln woldin; das stet czu en.

Das andere ist von farnder habe, also steet in den buchern de rebus, adir von der narunge, adir vom burgerrechte. Wol is also manchirley namen hat, so ist is doch als eyns. Dasselbe ist offgesaczt off dy personen und nicht off dy erbe adir erdbodeme, noch deme als man irkant hat eyns iglichin vormoegen und macht; und das pflegit man auch czuhoen und czu nedirn noch sotaner weisse, als dy lewte czu- adir abenemen; und solich geschos sol noch enmag off den hewsern, erbin adir bædemen nicht bleibin, sondir is folget den personen und iren erbin und vorgeet mit en noch des ratis willin und irkenntnis.

Forbas czuwissen, das von alders in den alden registern faste unvornemlichin und gar vorburgen soliche geschossere geschrebin sind, nemlich dy czeit bei loten, bey scoten, quarten, das sindmalis abegegangen und nymmer in gewonheit ist; mer in ellichin buchern bey czeichen, karakteren, der man itzunt nicht weis noch vornymbt und also nymmer gebruchet; abir czuzeiten off andere tage und czeite wenne itzunder, und off merre tage und czeite denne nu, und vornemlich vorgezeiten uff vumff tage sebin geschoss, nemlich mittefastin eyns, off Walpurgis eyns, uff Johannis czwey, Michaelis czwey und off Wynachtin eyns. Als woren sebin geschos, und wol das der sebene was und also gar lange jar gestanden hatt, so machetin sy doch nicht mer noch mynner an der summen denne dy, als man sy iczunt nymbt off czwene tage, nemlich off Walpurgis eyns und off Michaelis das andere; und dy selbin sebin geschos hat man dasmalis geschrebin mit solichen buchstabin: das erste off mittefastin mit eynem d<sup>t</sup>; das andere off Walpurgis mit eynem W; das dritte und virde off Johannis mittenander ungeteilet mit eynem Jo; das vumffte und sechste off Michaelis beyde mittenander also: M; das sebinde und letzte off Wynachten also: N. Und wenne dy vumff tage also gare vorzeichnet woren, nemlich also als: d<sup>t</sup>; W. Jo. M. N., so was is gar gefallin; welcher abir under den nicht geschrebin was, off den selbin tag, was das awssenblebin, als man das in den selbin registern wol eigentlich hat czu finden. Abir das d<sup>t</sup> steet in eynem register, und dy andern W. Jo. M. N. in dem andern. Auch seind czuzeiten off dy selbin vumff tage alleyne sechs geschos gewest, und das eyne was abegenomen; nemlich des jares als man schreib noch der gebort Cristi unsers herren XIII<sup>C</sup> im newnden jare, do was eyns abegesaczt, abir is wart nochmalis wedirczugesaczt dorch der stad noddorfft willen. Und abir als denne soliche geschossere der lewte und inwoner und czu desir stad gehorende beyde von der erbin und irster awssaczung der bodeme und auch von uffgesaczten und irsteygetin geschossern von der narunge, burgerrecht adir farnder habe czusampne geschrebin und

geslagin sind, das man sich iczunder wenig adir gar swerlichin doraws richtin mag und finden kan, was dy erbe gebin und was dy personen vor sich gebin; und off das der stad an irem bodemczinse und geschoß nicht abegee und auch der lewte erbe nicht hoer beswerit werden, wenne von irster awssaczungen, und das beyden teilen glich geschee, so ist noddorfft, dicz buch czuhabin. Abir so ist is noddorfft czuhabin, das man aws em wissen möge, wo fon das czukombt, das dy hewser und erbe, wol sy gleich an der gröese sind und an der awssatzunge der bire etc, an eynem gelegede mer schossen denne an deme andern; abir worumme etliche czinsen und nicht schossen, wy das czukombt; und worumme etliche wedir schossen noch czinsen, wy das czukombt; und worumme sy nicht alle czuleen geen von der bang, sonder etliche von deme ratisstule — um desir und auch anderer guter ursachenn willen, als man hirynne irfinden wirth, so habe ich gedacht, dicz buch czucolligiren mir sam an eyns testamentes stat. Gott sey der belœner. Amen.

Forbas czuwissen das noch deme brande, der vorberurt ist, sind abir die geschossere in tafeln geschrebin gewest noch der alden weisse, also das man umb XIII jar donoch keyn recht register gehabin mag. Abir donoch anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>LII<sup>o</sup> das ist das irste und eldeste buch, das dy stad iczunt hat obir geschossere, und das ist in dy lenge gebrochin adir geformiret und heldet in sich VI jar geschossere. Das andere buch ist auch also in dy lenge gebrochin und hebit sich an anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>LVIII<sup>o</sup> und werit dorch VII jar. Predicta registra sunt per manus Hinrici, tunc temporis notarii, conscripta. Postea deficio in uno libro per VIII annos exactionem in se continente. So ist dar eyn langbuch, das hebit sich an anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>LXXII<sup>o</sup> und heldet in sich czwey jare; do ist statschriber gewest Nicolaus de Monte. Fort so hebin sich an dy gevirten buchere, nemlich das irste anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>LXXIII<sup>o</sup>, und weren allis iglichs eyn jar und nicht lenger. Der ist XVII bucher dorch XVII jar, und dy sind nu gesaczt eyn wenig clerer, abir sy sind in den tagen vorzeichind mit caractarn, und ist dorynne nicht awsgedrocket, was dy erbe gebin adir was dy personen gebin etc. Nach den abir so finde ich forbas eyns saginde obir das XCI jar; dasselbe und alle andere nochkomen bis off das jar, als man gezalt hat noch der geburth Cristi unsers hern XIIIIC im XX jare inclusive, synd geschrebin dorch die hand des ersamen Johannis Bitschen seligis und synd mer und ye mer vorclerit und gelewtirth noch modernischin seten, und der hat dy caractares obirgebin und dy tage beschrebin, das man sich noch wol doraws czurichtin hat; und also noch deme selbin synnen sind alle andere nochfolgende register geformiret von sinen nochkomenden statschribern usque in hodiernum diem.

Mer czuwissen, das sindmalis das geschos mit gemeynem rate, eldesten, scheppin und geswornen off czwene tage gesaczt ist, nemlich halb off Walpurgis und halb off Michaelis, und ist gleich dy alde summe wedir gehœet noch gemynnert; und das schribet man iczunt also: das off Walpurgis mit eynem W., das off Michaelis mit eynem M. Und dese wandelunge is gescheen anno domini M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXXVI<sup>o</sup>.

Nu denn soliche notabilia und awfmerkonge geschrebin sind, so wil ich greyfen czu dem begonsten werke und wil anhebin in der stad ynnewenig an der Newenporten, und wil also forbas geen von eyner gassen czu der andern noch der ordenunge, als alle geschos bucher ynnehalden und als man

noch geschosse pflegt czugeen, und setze gar bescheydenlich, als hernoch geschrebin steet.

### Circa Novam portam.

Hic nec est platea nec vicus, sed quidam angulus. — Domus Niclas Wolferam pectiniste; das gebit rechtis erbgeshoß 14 grossos latos annatim videlicet Walpurgis 7 gr, Michaelis 7 gr; was her mer dorobir mer gebit, das ist nicht vom erbe, sondir von siner narunge.

Das andere haws doby czuneste gelegin, das ist iczund Matis goltsmed, das gebit jerlich 35 grossos latos rechtis erbgeshoß ad terminos ut supra.

### In Circulo.

Petrus de heide, hec est tota curia und hat 20 bir czubrewen und gebit rechtis erbgeshos 3 mark minus 4 gr., und das melzhaws doczu gehorende, hinder der kirchin gelegin, gebit jerlich 21 gr; das macht in eyner summen 3 mark groschen und 17 gr uff die selbin tage, nemlichin W  $1\frac{1}{2}$  mr  $8\frac{1}{2}$  gr; M  $1\frac{1}{2}$  mr  $8\frac{1}{2}$  gr; das oberige gebit her von siner narunge.

Hic notandum: Alle melzhewser, ynnenwendig und awswendig der stad gelegin, gebin rechtis erbgeshoß glich 21 gr. donoch mag man sich richtin.

Forbas czuwissen: Is sind iczunder nicht mer denn dry ganze hoefe am Ringe gelegin an dreyen ecken. Desir ist der irste, der stad haws, dorunder der wyenkeler ist, der andere, Ambrosii Bitschen haws der dritte; dy gebin alle gleich vil, eyner als der andere, alleyne das desir irste von synem melzhawse mer gebin mus, so dy andern czwene des darbinde seind; und irer iglicher hat czubrewen 20 bir.

Forbas czuwissen: Is sind wol mer ganzcer hofe in der stad in den gassen gelegin, als man das finden wirth an sinen stellin, iglichin vor sich; abir irer keyner schosset so vil als dese am Ringe gelegin.

Doruff czuwissen; das alle hewser und hoefe, am Ringe gelegin, gleich noch eyns so vil schossen als ire genosen an der grose, in den gassen gelegin, nemlich eyn ganzcer hoff am Ringe schossit czwey schog und 20 gr; abir eyn ganzcer hoff in eyner offengassen schost ak halb so vil, nemlich 1 schog und 10 gr. Also forbas eynhalb hoff am Ringe schost eyn schog 20 gr, abir in der offengassen schosset her ak 35 gr. Eyn firteil am Ringe schossit 35 gr, abir in eyner offingassen schossit is  $17\frac{1}{2}$  gr, und also forbas under sich. Das kombt czu von dem gelegede der eren und des notczis.

Niclas clericus haws,  $\frac{1}{2}$  hoff, 70 gr; W 35 gr, M 35 gr. —

Petir emmerich,  $\frac{1}{2}$  hoff, schost 70 gr; W 35 gr, M 35 gr. —

Niclas horspitzze,  $\frac{1}{2}$  hoff, schost 70 gr; W 35 gr, M 35 gr. —

Item vom melzhawse 21 gr ut supra.

### Platea Aurimontis.

Dicz ist eyne offene gasse.

Notandum, das dese erbe und hewser, in desir gassen gelegin, alleyne halb also fil schossen, als dy am Ringe gelegin sind, dy sache steet vore geschrebin.

Pawl bantsch  $\frac{1}{2}$  hoff, gebit 35 gr; W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr. — Niclas von der heide  $\frac{1}{2}$  hof; dat u. s., item de brasiatorio 21 gr a. e. t. W  $10\frac{1}{2}$  gr, M  $10\frac{1}{2}$  gr<sup>5)</sup> — Ilse heyderynne haws sind 3 firteil, und gebit des jaris 1 mr und  $4\frac{1}{2}$  gr, vid. W  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{ſ}$ , M  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{ſ}$  — Otlynnne 35 gr

W halb, M halb. — Petir lyntener,  $\frac{1}{2}$  hoff, dat 35 gr, W halb, M halb. — Andres kosschewicz,  $\frac{1}{2}$  hoff, u. s., a. t. u. s. — Petir guldyn liat  $\frac{1}{2}$  hoff, dat 1 sexag. 3 gr a. t. u. s.; ratio worumme her mer gebit, denn der andern eyner: Im ist vor langen jaren czugegeben eyne rawm hinder sich versus murum civitatis; dovon ist em czugesaczt 28 gr. Also macht is in der summen 1 sch 3 gr; und also gebit her auch nicht mer denn eyne anderer, so dy andern sotans rawmes darbinde sind. — Michil man  $\frac{1}{2}$  hoff, gebit 35 gr a. t. u. s. — Niclas wediran,  $\frac{1}{2}$  hoff u. s. — Dompnig prawssenicz  $\frac{1}{2}$  hoff u. s. — Sigmunt meyssener  $\frac{1}{2}$  hoff u. s. — Niclas noske  $\frac{1}{2}$  hoff u. s. — Hannus heydenrichs haws heldt alleyne eyne firteil und gebit  $17\frac{1}{2}$  gr, vid. W  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$ , M  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$  — Conrad frysen sartor hat eyne firteil, dat u. s. — vicus —

Brasiatorium Dompnig prawssenicz gebit glich den andern melczhewssern 21 gr a. t. u. s. — Brasiatorium sancte Marie 21 gr a. t. u. s. — Brasiatorium Petir tinczmans consimiliter t. u. s. — Grellerynne in acie 3 quartalia, dat 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr, W  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{℥}$ , M  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{℥}$  — Petir tinczman, 1 firteil,  $17\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s. — Niclas Kirchhoff,  $\frac{1}{2}$  hoff, 35 gr a. t. u. s. — Petir wilde,  $\frac{1}{2}$  hoff, 35 gr u. s. — Jacob girke, 3 qq., dat 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr, W  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{℥}$ , M  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{℥}$  — Asmus bogener,  $\frac{1}{2}$  hof, 35 gr u. s. — Domus janitoris est civitatis; est dimidia curia, fuit quondam Nicolai lyndeners, nunc autem empta pro janitore. Dedit quondam ut alie. — Brasiatorium retro domum eandem dat sicut omnia alia brasiatoria, vid. 21 gr a. t. e.

### Aliud latus platee Goltbergensis.

Niclas pezeler dat 35 gr, a. t. Wal. Mich. u. s. — Wenczlaw krebil,  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, vid. W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr — Niclas funke, 3 qq., 1 mr,  $4\frac{1}{2}$  gr, W  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{℥}$ , M  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{℥}$ .

Nota: Sequentes 2 domus fuerunt tria quartalia, et propter divisionem dant diversam exactionem.

Niclas kaczinfind haws ist eyne wenig mer wenne 1 q. und gebit jericlich 22 gr 9  $\text{℥}$  ad duos terminos u. s., vid. W 11 gr  $4\frac{1}{2}$   $\text{℥}$ , M 11 gr  $4\frac{1}{2}$   $\text{℥}$  — Niclas Jermers haws est modicum magis quam  $1\frac{1}{2}$  q.; dat annatim  $\frac{1}{2}$  mr 5 gr 9  $\text{℥}$ ; W 1 fl 2 gr  $16\frac{1}{2}$   $\text{℥}$ , M 1 fl 2 gr  $10\frac{1}{2}$   $\text{℥}$ .

Ecce prescripte 2 domus fuerunt olim una continens 3 quartalia, et propter divisionem in posterum factam est facta huiusmodi transmutacio iuxta locacionem fundi, vid. ambe 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr.

Domus Matis bewgintancz 21 gr, W  $10\frac{1}{2}$  gr, M  $10\frac{1}{2}$  gr — Domus poppelawen 3 qq., 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr ad duos terminos u. s. — Pawl mitman, 3 qq. 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s., — vicus —

Symon ebirlyn, 3 qq., 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jorge schulcz,  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, vid. W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr — Stephan Michelsdorff  $\frac{1}{2}$  c. u. s., a. e. t. — Niclas lodwig,  $\frac{1}{2}$  hof, dat u. s., a. t. u. s. — Lorenz lange  $\frac{1}{2}$  c. 35 gr, u. s., a. e. t. — Niclas kretschmer  $\frac{1}{2}$  c., u. s., a. t. u. s. — Andres panczrer,  $\frac{1}{2}$  c., u. s. — Domus posterior civitatis lignea quondam spectabat ad anteriorem, in qua est nunc taberna; hec est 1 q., dat annatim  $17\frac{1}{2}$  gr, W  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$ , M  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$  — Alia domus posterior civitatis murata pertinet ad anteriorem in acie, cum qua in solidum continet totam curiam, ut ibidem liquet.

### In Circulo.

Domus acialis civitatis, sub qua propinatur vinum nobile, est tota curia cum posteriori sibi annexa; dat annatim 2 sexag. 20 gr a. t. u. s., vid. W 1 sch



10 gr, M 1 sch 10 gr. — Domus waldenbergis dat annatim 70 gr; W 35 gr, M 35 gr. — Domus civitatis, olim dirschkowicz, empta pro taberna, in qua propinatur cerevisia Sweideniczensis; habuit olim brasiatorium cum domicula posteriori etc. — Domus falkinhayns  $\frac{1}{2}$  c., dat 70 gr, W 35 gr, M 35 gr. — Niclas arnolt pellifex,  $\frac{1}{2}$  c., dat 70 gr a. t. u. s. — Pfortener,  $\frac{1}{2}$  c., dat 70 gr u. s., a. t. e. — H(annus) girdan,  $\frac{1}{2}$  c., dat 70 gr u. s., a. t. e.

Platea pistorum. *ul. Pickaraska*

Notandum, quod hec platea est clausa, quia sine valva; und dorumme das dy lewte, dorynne wonende, so gute narunge nicht gehabin möegen, als in den offengassen mit gestehalden, schenken etc., so gebin dy erbe dorynne mynner denne andirswow.

Caspar Rote de domo 28 gr, vid. W 14 gr, M 14 gr. — Johannes scheid d. d. 21 gr, vid. W  $10\frac{1}{2}$  gr, M  $10\frac{1}{2}$  gr — Domus viawen 1 mr u. s. — Cristoff schulcz d. d. 21 gr, vid. a. t. u. s. — Lorenz slottenig pellifex in acie 21 gr a. t. e. — vicus —

Andres kromschriber d. d. 21 gr a. t. u. s. — Niclas Rewber d. d. 21 gr, vid. a. t. u. s. — Poppelaw d. d. 28 gr u. s. — Arnoldynne 14 gr u. s. — Rymbergynne 21 gr u. s. — Hans polke  $24\frac{1}{2}$  gr u. s. — Paul worpis  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Anna hinrici  $10\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jorge fogeler 21 gr u. s. — Ecce domus excubialis in platea ista sita quondam per quendam lawtirbach concivem huius proprii pecuniis noscitur edificata ad vite sue duntaxat tempora habenda (et) possidenda. Ipso vero de medio sublato ad civitatem est dissoluta. Sic et per huiusmodi ingenio<sup>6</sup>) alibi plures turres et excubiales domus antiquitus sunt edificate per incolas et sic nunc dissolute.

Aliud latus platee pistorum. *ul. Pickaraska*

Brasiatorium infirmorum ad sanctum Stanislaum 21 gr sicut alie a. t. u. s. — Domus vicina eorundem dat consimiliter t. u. s. — Area holczmans 14 gr u. s. — Rodla et domus civitatis 21 gr u. s.

Nota: Domus per se ipsam solvit exactionem u. s.; sed de Rodla et officio datur census, ut in registro perceptorum de conduccionibus<sup>7</sup>) plenius continetur. —

Hans kayser 21 gr u. s. — Meister erhard 21 gr u. s. — Hannus tschesch-kindorff 21 gr u. s. — vicus —

Domus acialis Hans schobir 14 gr u. s. — Domus leipenickel 35 gr propter spacium retro, a. t. u. s. — Niclas kemmer  $24\frac{1}{2}$  gr u. s. — Schone-welderynne 21 gr — Niclas freyer 21 gr — Domus schobir 21 gr — Niclas wolawynne 21 gr — Domus schobir 21 gr. —

In Circulo.

Gedenke des vorgeschriebenen notabilis, das alhir am Ringe noch eyns so vil ist an geschosse off den hewsern als in den gassen.

Mikolass d. d.  $\frac{1}{2}$  c. 70 gr, vid. W 35 gr, M 35 gr — Hans ludwig  $\frac{1}{2}$  c. 70 gr, vid. W 35 gr, M 35 gr. — Domus heideren,  $\frac{1}{2}$  c., 70 gr a. t. u. s. — Vecencz hildeger glich also for. — Domus poppelaw  $73\frac{1}{2}$  gr, vid. W 35 gr 21  $\text{S}$ , M 35 gr 21  $\text{S}$ . — Vecencz Rodeler habet tria qq, dat annatim 2 mr 9 gr, vid. W 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr, M 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr. — Niclas ohme 1 q, dat 35 gr a. t. u. s. — Niclas hasenschisser  $\frac{1}{2}$  c. 70 gr, W 35 gr, M 35 gr. —

### Platea Haynoviensis.

Nota: Hec est platea aperta; qua de causa domus in ea site amplius quam in platea pistorum vel alia clausa platea solvere consweverunt.

Domus posterior Vincencii rodeler continetur in sua magna anteriori in Circulo cum exaccione. — Bartus bogisch 1 q., solvit  $17\frac{1}{2}$  gr, W  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$ , M  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$ . — Domus poppelawen  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. t. u. s. — Domus schobirs  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. t. u. s. — Domus eiusdem dat 28 gr u. s. — Jorge glockener  $\frac{1}{2}$  c., dat 35 gr W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr. — Hans Rose  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. t. u. s. — Jacob smed  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. t. u. s. — vicus —

Niclas kogeler 1 q., dat  $17\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s. — Michil gerolt 1 q., dat u. s. — Michil meynwalt  $\frac{1}{2}$  hoff, 35 gr a. t. u. s. — Niclas opetcz 1 q., dat  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Andres glawche 1 q., dat  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jorge holczman  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr. — Andres geweld  $1\frac{1}{2}$  qq., dat  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 6  $\text{℥}$  a. t. u. s. — Andres heinko  $1\frac{1}{2}$  qq., dat u. s., a. t. e. —

Prescripte 2 domus fuerunt una, et continebat 3 qq., nunc autem de consensu consulum sic est divisa.

Matis girke  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr — Niclas petirwicz alias porreman habet 3 qq., dat annatim 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s. — Domus janitoris valve fuit olim Tome gintschmans et est emptā pro janitore valve per consulatū; dedit antea exaccionem  $17\frac{1}{2}$  gr annatim ad terminos prescriptos.

### Aliud latus platee Haynoviensis.

Lorencz frederich  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr; W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr — Hannus clement d. d.  $3\frac{1}{2}$  fl a. t. u. s. — Petir girke 21 gr a. t. u. s. — Niclas weigand  $3\frac{1}{2}$  fl  $3\frac{1}{2}$  gr d. d. s., a. t. u. s. — Hans girhard  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. e. t. — Niclas somir  $\frac{1}{2}$  c. u. s. — Hannus buchener 21 gr d. d. u. s. — Petir kune 3 qq., dat 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr u. s. — vicus —

Hannus frederich 1 q.,  $17\frac{1}{2}$  gr, vid. W  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$ , M  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$  — Matis krawsse  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. t. u. s. — Idem  $\frac{1}{2}$  hof u. s., dat u. s. — Hans folerdorff 1 q.,  $17\frac{1}{2}$  gr a. e. t. — Hans Crawse  $\frac{1}{2}$  hoff 35 gr u. s. — Andres knorre 1 q.,  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Petir landegke 1 q. u. s. — Lenhard teichman  $\frac{1}{2}$  hoff, 35 gr a. t. u. s. — Mergenheym  $1\frac{1}{2}$  qq., 33 gr 4  $\text{℥}$  ad idem. — Hannus Jon d. d. 26 gr 3  $\text{℥}$  W 13 gr  $1\frac{1}{2}$   $\text{℥}$ , M 13 gr  $1\frac{1}{2}$   $\text{℥}$  — Lorencz smed d. d. 28 gr; her hat doruff 8 bir czubrewen; a. t. u. s. — Andres kleyn-dinst d. d.  $24\frac{1}{2}$  gr, a. t. u. s.; her hat 7 bir czubrewen. —

Nota: Prescripte 2 domus fuerunt quondam una, que continebat 3 qq. et dedit 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr pro exaccione, et nunc de consensu consulum sunt divise in duas. Und in der teilonge ist also awsgesaczt, ut supra liquet, beyde mit biren und geschosseren. —

Hannus kannengisser 28 gr u. s., ad 2 terminos. — Andres huter  $\frac{1}{2}$  hoff, dat 35 gr a. t. u. s. —

### Platea sancti Johannis.

Dicz ist abir eyne geschlossene gasse und dorumme so schossin dy hewsere dorynne gelegin mynner noch irer græse denne in eyner offenn-gassen. Dy sache stet vorgeschreibenn.

Clara hertwigynne haws 21 gr vid. W  $10\frac{1}{2}$  gr, M  $10\frac{1}{2}$  gr — Meister Johannis gruczenschribers haws ist eyn ganczer hoff und gebit des jaris 70 gr a. t. u. s. — Niclas von der heide  $\frac{1}{2}$  c., 21 gr u. s. —

Platea Monialium.

Wol das dese gasse in sich ynneheldet halbe hofe und mynnere, y doch so schossen sy mynner denne in eyner offennassenn.

Domus selhaws dat annatim 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr, vid. W 5 gr 3 heller, M 5 gr 3 hellir. — Secunda domus selhaws dat u. s. — Niclas girhard d. d. 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr u. s. — Hans steynman d. d. 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr u. s. —

Ecce hic habetur quedam pecia pro foro lapidum molarium. Ista est civitatis et exponitur et conducitur annatim pro annua pensione, ut in registris perceptorum de conduccionibus plenius continetur.

Stephan lyndener d. d. 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr u. s. — Paul seiler d. d. s. 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr u. s. — Selhaws 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr u. s. — Caspar pinthoesel 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr u. s. — Andres fischer d. d. s. 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr u. s.

Aliud latus platee Monialium.

Dese seite desir gassen ist genomen von deme bodeme des closters czu Sanct Johansse noch deme brande der forstad gescheen dorch dy ketzcer. Welch brand gescheen ist anno dom. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXX<sup>o</sup> die 20 mensis Junii, ut sequitur:<sup>8)</sup>

M semel, quatuor C, superaddas X trina vice,  
Junii bis X die filio permittente Marie  
Bohemi Hussite, heretici Thaborite,  
Omnipotentis dei orthodoxeque fidei,  
Catholicecclesie inimici sacrographie,  
Hospital rapuere, simulachra labefecere  
Dornpussch cremantes, suburbium incinerantes.  
Fidele Legnicense opidum Christi restitit ense  
Repugnant pravi incassum Symonis navi,  
Quem respuerunt, viderint in quem transfixerunt.

Ista pecia de consensu superioris et fratrum cenobii seu monasterii predicti ad civitatem omni jure, supremo et infimo, est reducta et de jure et libertate ipsorum sublata vid. a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXX<sup>o</sup> primo. Et ne fiat alienacio deo dedicatorum ipsis fratribus ibidem degentibus, ad manus monasterii eiusdem dantur annatim quatuor modii salis census perpetui, ut in littera desuper confecta, cuius copia de verbo ad verbum hic inseritur, plenius continetur.<sup>9)</sup>

Forbas czuwissen, das alle dese nochgeschrebene hewser desir andern seiten der Nonnengassen sind awsgemessen und awsgelegit vor halbe hofe und sollin alle solich recht habin mit brewen und andern notczen als andere halbe hofe andirswogelegin. So sy abir in eyner geschlossen gassen gelegin sind, so schossen sy mynner denne dy in offennassenn sind gelegin, ut sequitur:

Casper eyneseite 1/2 hof, schost 28 gr, W 14 gr, M 14 gr — Hannus fischer 1/2 hof, gebit 28 gr a. e. t. — Caspar hese 1/2 hof, schost 28 gr off dy selbin tage. — Lorencz wayner 1/2 hof, 28 gr u. s. — Hannus littman 1/2 hof, 28 gr u. s. —

Sequitur curia cenobii ad sanctum Johannem, gaudet ecclesiastica libertate.

Anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>XLI<sup>o</sup> est completum tectum chori ad sanctum Johannem et est murata ecclesia anterior ibidem per magistrum Hinricum lammeshewbt muratorem.

Ecce a. d. M<sup>o</sup>CC<sup>o</sup>XCIII<sup>o</sup> intraverunt et acceperunt locum istum hic fratres minores in die sancti Anthonii.

1430  
m

1341  
1294

Aree pro fundo eorundem per dominos duces, signanter ducem Hinricum, ipsi sunt donate. Edificia vero, sicut nunc apparent, per cives veteres edificata dinoscuntur. Famatur etiam ex informacione veterum locum ipsum extra muros civitatis fuisse locatum et situatum, nunc autem per longam transmutacionem ex ampliacione civitatis eundem fundum una cum toto latere usque ad castrum fore, sicut apparet, introductum.

### Aliud latus platee sancti Johannis.

Stuba balnealis non dat exaccionem, sed dat census annuum vid. 4<sup>or</sup> mr civitati et unam cuidam altariste; alias nichil. Domus annexa parva de consensu consulatus pro residencia altariste altaris pauli tamme est legata, cuius cappelle et altaris collatores domini consules dinoscuntur.

### In Circulo.

Elisabeth Rotynne  $\frac{1}{2}$  c., dat 70 gr, W 35 gr, M 35 gr — Langelans  $\frac{1}{2}$  c., dat 70 gr a. t. u. s. — Clawis franczko  $\frac{1}{2}$  c., dat 70 gr a e t. — Petir hennyng  $\frac{1}{2}$  c., dat 70 gr, W 35 gr, M 35 gr — Jungenickel rodeler  $\frac{1}{2}$  c., dat u. s. — Caspar geiseler  $\frac{1}{2}$  c., dat u. s. — Ambrosius Bitschen, integra curia, dat 2 schog 20 gr annatim a. t. u. s. —

### Platea militum.

① Domus Ambrosii Bitschen  $\frac{1}{2}$  c., dat annatim vel  $17\frac{1}{2}$  gr, vel ad maius 21 gr — Lorenz swoffheym domus, similiter ut prescripta. — Domus, in qua moratur Barbara swerczynne, est domus parcialis posterior domus anterioris Ambrosii Bitschen et spectat ad eandem, ergo non dat speciale exaccionem, sed in anteriori continetur. Sic similiter domicula alia sibi vicina.

Domus vero sibi contigua est domus abbatissae et sui conventus in Lubens, pertinens ad maiorem sibi vicinam. Sic et alia magna domus acialis lapidea. Hee non dant aliquam exaccionem seu pecuniam monetalem nec ullam contribucionem sicut et alie omnes eorundem hereditates, maccella et staciones in civitate site, sed sunt omnino exempte ab omni onere servitutis, ut in privilegiis sequentibus clarius continetur.<sup>10)</sup>

### Ex opposito circa monasterium ad sanctum Johannem.

Hans sneyder d. d.  $17\frac{1}{2}$  gr, vid. W  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{ſ}$ , M  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{ſ}$  — Paul fogeler d. d.  $\frac{1}{2}$  sch  $1\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s. — Barbara von wederaw d. d. 21 gr a. t. u. s. — Brasiatorium Morgenrods cum hereditate, dant annatim 28 gr, vid. a. t. e.

### Aliud latus platee militum.

① Brasiatorium et domus hohaws dant exaccionem  $3\frac{1}{2}$  fl ad duos terminos, W 21 gr, M 21 gr — Matis moler  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Ysenach  $17\frac{1}{2}$  gr, vid. W  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{ſ}$ , M  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{ſ}$  — Schymmelwicz 7 gr u. s. — Barbara kirstanynne 14 gr u. s. — Der platener d. d. 18 gr a. t. u. s.

### In acie.

Tschamborynne d. d. 21 gr u. s. — Her Otto von Parchewicz 21 gr u. s. — Syfrid seyler 19 gr 3  $\text{ſ}$ , vid. a. t. u. s. — Petir keppil 19 gr 3  $\text{ſ}$  u. s. — Schymmelwicz 19 gr 3  $\text{ſ}$  u. s. — Strowitz d. d. 20 gr 9  $\text{ſ}$ , vid. W 10 gr  $4\frac{1}{2}$   $\text{ſ}$ , M 10 gr  $4\frac{1}{2}$   $\text{ſ}$ .

### Stoggasse.

Niclas Reichel preco, 14 gr d. d. a. t. u. s. — Domus meretricum.

### Aliud latus.

Domus civitatis, in qua detinentur captivati. — Brasiatorium Rotynne;<sup>3</sup>  
respice: ex opposito castris.

### Regressus ad plateam militum.

Petir hertelynne d. d.  $3\frac{1}{2}$  fl, vid. W 21 gr, M 21 gr; de brasiatorio  
21 gr u. s. — Hannus schobir d. d.  $3\frac{1}{2}$  fl, vid. W 21 gr, M 21 gr (de brasiatorio  
21 gr a. t. u. s.)<sup>11</sup>) — Hannus kobir d. d. 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr u. s. — Hannus Regil 35 gr  
u. s. — Niclas czymmerman 35 gr u. s. — Hans meyzener  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. —  
Andres slawb 35 gr u. s. — Mertin hinrich  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jacob von lobin  
 $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Bernhard schildaw 35 gr, W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr — vicus —  
Brasiatorium Niclas son 21 gr, W  $10\frac{1}{2}$  gr, M  $10\frac{1}{2}$  gr — Brasiatorium  
hertelynne 21 gr u. s.

### In foro carbonum.

Vnslitsmelczerynne tota curia — Benisch falkenhayn 35 gr u. s. — Niclas  
lebe  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Paul seylerynne  $10\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jost sparbir  $\frac{1}{2}$  c. 35 gr  
u. s. — Domus hennyng 14 gr u. s. —

### Uffin grabin.

Rotinberg 7 gr a. t. u. s. — Niclas nedirlyn 7 gr u. s. — Brasiatorium  
Rotynne. Ecce ista fuit area satis spaciosa; fuerunt quondam domicule et per  
voraginem ignis incinerate. Is was auch aldo czuczeiten eyne bleiche, que  
interdum per consules pro modico exponebatur. Modo autem hec pro civitatis  
melioramine donata est Petro roten pie memorie a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXX<sup>mo</sup>, qui  
ibidem brasiatorium modernum edificavit et juxta locacionem dat pro exaccione  
21 gr ut alia brasiatoria.

### Platea Judeorum.

Dese gasse ist vore dy Judengasse gewest, und dy stad hat sy von der  
hirschafft czu ir brocht mit aller hirschafft und gerechtikeit czu irem stadrechte,  
als andere ire gassen, hewsere und hofe formalis under ir gelegin sind, als  
sy dy hirschafft selbir gehabit hat, ut in privilegio sequenti clarius continetur.<sup>12</sup>)  
Moschil Judeus dat census, ut in registro perceptorum continetur. — Area —  
Domus panthenaweren gaudet libertate ad ipsorum vite tempora et non amplius. —  
Synagoga Judeorum. — Lorenz schulcz parchener — Stenczlaw mewerer. —

### Aliud latus platee Judeorum.

Area — Lawsenstorch — Domus ianitoris — Aree et ortus Carthusiensium. —  
Domus Carthusiensium. — vicus —

### Ex opposito.

Mosche Judeus — Area domini Johannis olim militis — Area olim domini  
Hinrici olaw — Aree alie —

### Aliud latus fori carbonum.

Niclas Rose coppirsmied d. d. 21 gr, W  $10\frac{1}{2}$  gr, M  $10\frac{1}{2}$  gr — Hans  
huß 7 gr de domicula sua; item de area sibi addita 14 gr a. t. u. s. — Area  
olim alcenawis  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — Area weishewbts 14 gr u. s. — Niclas  
salmon  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Domus Meister Jacob mewer  $10\frac{1}{2}$  gr u. s. — Domus

eiusdem 10 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Domus kobirs 17 $\frac{1}{2}$  gr, vid. W 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\searrow$  M 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\searrow$  — Domus eiusdem 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. —

• Prescripte due domus fuerunt quondam una  $\frac{1}{2}$  curia.

### Platea castrensis.

1 Hans huß  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, W 17 $\frac{1}{2}$  gr, M 17 $\frac{1}{2}$  gr  $\searrow$  Wenczlaw  $\frac{1}{2}$  c., dat u. s.  $\searrow$  Andres hofeman 1 q., dat 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Jawernickel 1 $\frac{1}{2}$  qq., dat  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\searrow$  a. t. u. s. Et est interim annexa area, que dat 14 gr —  
 3 Petir vluch  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. t. u. s.  $\searrow$  Tomas kern 1 q., 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. —  
 5 Niclas ebendigke 1 q., 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  (Hans Sedorff<sup>11</sup>)  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. t. —  
 7 Hanns Jeschke  $\frac{1}{2}$  c. 35 gr a. t.)

Ecce a. d. M<sup>0</sup>CCCC<sup>0</sup>XXXVIII<sup>0</sup> feria quarta ante palmarum de nocte super quintam feriam inferior pars civitatis in toto est combusta, ut in registris exactionum de annis eisdem plenius continetur.

8 Area Hans Jonynne  $\frac{1}{2}$  c., dat u. s.  $\searrow$  Area kloczhansynne  $\frac{1}{2}$  c., dat u. s.  $\searrow$  Jacob schulcz  $\frac{1}{2}$  c., dat u. s.  $\searrow$  Jorge grafe d. d. 26 gr 3  $\searrow$  a. t. u. s. —  
 12 Niclas tinczman 26 gr 3  $\searrow$ , vid. W 13 gr 1 $\frac{1}{2}$   $\searrow$ , M 13 gr 1 $\frac{1}{2}$   $\searrow$   $\searrow$  Niclas kolman  $\frac{1}{2}$  c. 35 gr a. t. u. s.  $\searrow$  Petir schulcz 26 gr 3  $\searrow$  u. s.  $\searrow$  Hannus wildenstein 1 q., 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Hannus wedirreich 1 q., 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. —  
 1 Lorenz schultz d. d. 3 $\frac{1}{2}$  fl a. t. u. s.  $\searrow$  Mertin wyndissch 35 gr u. s. —  
 13 Hannus polan 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. —

Nota: Domus Carthusiensium in platea Judeorum sita non dedit aliquam exactionem, quia quondam dependebat a feudo a dominis terre usque huc. Nunc modo autem collacio est consulatus; et quamvis gaudeat libertate pristina tempore possessorum modernorum, nichilominus, quamcito per alios fuerit occupata hereditarie et proprietatis titulo, ad singula onera civitatis comportanda obligatur, ut in litteris antea circa plateam Judeorum insertis luculentius claret.

Sed hic in illa platea sunt certe alie aree site seu pecie, que pro ampliacione curie domus eorundem sunt adaucte. Hee dant exactionem sicut et alie domus et pecie sub iurisdictione et dominio civitatis situate:

10 Prima, que fuit puerorum Abrahe Judei, dat 17 $\frac{1}{2}$  gr, W 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\searrow$  M 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\searrow$   $\searrow$  Secunda, que fuit Abrahe Judei, dat 35 gr, a. t. u. s. —  
 12 Schilchin 17 $\frac{1}{2}$  gr d. d. s., vid. a. t. u. s.  $\searrow$  Petir frederich 17 $\frac{1}{2}$  gr, vid. W 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\searrow$ , M 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\searrow$   $\searrow$  Niclas landman 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Area philippi below 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Area eiusdem 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Area flurschotczynne 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Lorenz wittewer 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Paul hofeman  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. —  
 30 Paul brockener d. d. 26 gr 3  $\searrow$  u. s.  $\searrow$  Area Niclas hezener 8 gr 9  $\searrow$  u. s. —  
 32 Area Hannus ticzynne 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Mertin kynast 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.  $\searrow$  Hans ticze 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. —

### Platea cerdonum.

SmedeMichil fuerunt domus 2, nunc una; dat 3 fl 2 $\frac{1}{2}$  gr ad 2<sup>os</sup> t. u. s. — Domus clericorum pauperum;

ecce hee fuerunt 3 domicule, et quamvis dederunt primo exactionem ex prima locacione, postea vero censum quendam in favorem occupancium, ut in registris exactionum et perceptorum plenius continetur, prima vid. 17 $\frac{1}{2}$  gr exactionis, secunda 1 fl census, tertia consimiliter 1 fl, nichilominus, ex quo domus ille omnes et singule de consensu consulatus nunc pro huiusmodi testamento sunt legate, et pro infirmaria clericorum comparate, ut in registro provisorum hospitalis et infirmarie predictae clarius liquet, ab hiis omnibus oneribus et daciis Dei intuitu merito absolvuntur et exempte dinoscuntur.

Circa valvam Glogoviensem.

Domus domini Niclas prewse 7 gr, vid. W  $3\frac{1}{2}$  gr, M  $3\frac{1}{2}$  gr —  
Domus ianitoris est civitatis, comparata pro ianitore.

Aliud latus platee cerdonum.

Hans Jekil 35 gr a. t. u. s.; (de brasiatorio  $10\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s.) — Lorencz Wynman  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Matis berichte  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Hans hofeman 26 gr 3  $\text{ſ}$  u. s. — Domus Reichehannus 28 gr u. s. — Ffrancze wymbergynne 26 gr 3  $\text{ſ}$  — Hannus Rotkirche 35 gr u. s. — Matis Rymberg 35 gr u. s.; item de pecia in Newlende 14 gr — Andres smed 35 gr u. s. —

Newlende.

Niclas wynkeler dat censum, ut in registro perceptorum de conduccionibus plene liquet — Domus domini czedelicz 7 gr — Domus domini leymhaws 14 gr — Hannus stobkuche 14 gr — Niclas Jawor. — Lorencz wynman — Petir Jon 7 gr — Mitschko 7 gr — Tinczman 7 gr — Follinsteynynne  $10\frac{1}{2}$  gr u. s. —

Nu folget dy Rosmolh, dy ist der stad; an der selbin stellin habin formalis gestanden dy remen der wollinwebir. Dorumme sind sy vorgniget.<sup>13)</sup> Ir was drey; dovor hat en der rad der stad andere drey remenstete gegeben, off dem grabin awswenig der stadmawer gelegin. Dy sollin sy fry habin ane alle czinse an jener hofereyten stad, ut in registro perceptorum de conduccionibus anni eiusdem continetur.

Retro sanctam crucem.

Domus sunt ibi plures; collacio earundem dependet non a bancis scabinorum, sed a mensa consulum dominorum. Hee omnes et singule nullam solvunt exactionem, sed dant censum, ut in registris conduccionum luculencius videtur. Secuntur huiusmodi domicule:

Domus domini awlag, dat 9 gr censum ad Nativitatis Christi. — Domicula infixata excubie sibi vicina dat 6 gr ad terminum u. s. — Dominus landegke d. d. s. ibidem 6 gr u. s. — Sigmunt langisfelt d. d. s. ibidem 6 gr u. s. — Newman d. d. s. ibidem 6 gr ad idem — Anna d. d. s. ibidem 6 gr a. t. eundem — Dominus Ffranciscus d. d. s. ex opposito porte claustrii 6 gr u. s. — Idem de secunda sua domo ibidem eciam 6 gr ad idem — Niclas ohme de domicula sua corei circa rivulum kaczbach<sup>14)</sup> 4 gr census ad Nativ. Christi. — Matis hering d. d. s. vicina dat censum. — Item de domo in excubia dat censum.

Aliud latus platee castrii.

1 Wenczlaw gebawer d. d. 28 gr, W 14 gr M 14 gr. 2 Rosehannus d. d.  $\frac{1}{2}$  mr  $\frac{1}{2}$  gr a. t. e. 3 Hannus seckirwicz d. d. 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s.; item de brasiatorio 21 gr u. s. 4 Niclas lyndener 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr d. d., a. t. u. s. (3 qq.) 5 Jungeling  $\frac{1}{2}$  c. 35 gr a. t. u. s. 6 Area Clement syboths  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 7 Area Bernhard kaldenhoffs  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 8 Mertin tinczman 35 gr d. d. u. s. 9 Niclas krig  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 10 Tomas prewse 35 gr u. s. 11 Paul lyndener 35 gr u. s. — vicus —  
12 Niclas opetcz  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 13 Niclas lantman  $17\frac{1}{2}$  gr vid. W  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{ſ}$ , M  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{ſ}$  14 Niclas hubener  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 15 Grunepetir  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 16 Jorge nekissch  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 17 Petir stephan  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 18 Wenczlaw heidenrich 35 gr u. s. 19 Gabriel schulcz  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. 20 Caspar schulcz 35 gr u. s. — vicus —

21 Jacob czelder 35 gr u. s. — 22 Tomas kretschemer 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — 23 Niclas sparsbir 35 gr u. s. — 24 Niclas schultcz 26 gr 3  $\delta$  — 25 Langenickel 35 gr u. s. — 26 Urban fleisscher 35 gr u. s. — 27 Matis schrotir 3 qq., 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr. —

### Forum pecorum.

Domus hellinkrogke — Domus Valentini slossers — Domus mithaws — Domus conductaria. —

Nota: prescripte 4 domus sunt posteriores domus bantsch prioris in Circulo ad eandem pertinentes et in exactione prioris continentur.

### In Circulo.

Hannus bantsch d. d. 2 mr 9 gr, W 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr, M 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr — Jacob kannengisser 35 gr a. t. u. s. — Hannus dresler 3 qq., 2 mr 9 gr u. s. — Swarzebernhard  $\frac{1}{2}$  c., 70 gr u. s. — Michil bewgintancz 70 gr u. s. — Heyderen 70 gr u. s. — Niclas kucheler 70 gr u. s. — Hannus sachsynne  $\frac{1}{2}$  c., 70 gr, W 35 gr, M 35 gr. —

### Media platea.

Sunt hic certe domicule, mithewsir, spectantes ad domum domini sachsen acialem.

Mertin gerngross 17 $\frac{1}{2}$  gr a. 2 term., W 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\delta$  M 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\delta$  — Domus heideren  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, vid. W 17 $\frac{1}{2}$  gr, M 17 $\frac{1}{2}$  gr.

### Secuntur maccella.

Czuwissen, das der fleischbenke ist von alder awssatzunge 57, nemlich 28 an der irsten seiten, als man von desir gassen dorunder geet, off dy lynke hand, und an der andirn seyten sol ir seyn 29; das werin allis und allis 57.

Nota: Feria 4<sup>ta</sup> ante palmarum de nocte super 5<sup>tam</sup> feriam a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXX<sup>o</sup> octavo inferior pars civitatis et signanter 2 partes ipsius sunt omnino combuste. Fuit ergo indulsum et concessa sic dampnificatis libertas per duos annos de exactione, pecunia monetali et aliis daciis pro emendo et constructione de novo fienda. Alias civitas difficulter vel quasi ita in brevi non fuisset reedificata occasione plurimorum dampnorum et expensarum civitati et incolis eius per nephandissimos hereticos et cara tempora etc illatarum.

Anno d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXI<sup>o</sup> dominus dux Lodwicus 2<sup>us</sup> omnia maccella ab omnibus possessoribus comparavit. Heu qualis contractus! Utinam iustus titulus! Dedit enim 4, 6 et ad maximum 8 marcas denariorum pro quolibet iuxta situm eorundem, quorum tamen plura pro 40 marcis grossorum iusto empionis titulo comparata dinoscuntur, sine velle occupancium, quamvis ad petitionem suam coactus advenit consensus iuxta Matristam<sup>15</sup>) dicentem verum:

Est orare ducum species violenta iubendi,

Et quasi nudato supplicat ense potens.

Ecce huiusmodi maccella taliter qualiter comparata possedit per plures annos cum potencia usque ad obitum suum annatim exponens eadem pro notabili summa carnificibus nostris.

Und umb solichs sweris czinses willen, den sy dovon gebin musten, nemlich von den obirn benken 4 mr, von den andirn nicht viel mynner, wart dy ganze gemeyne beswerit, sonderlich das armuth, wenne y dy fleisscher nicht czufolgen hatten, so vil czinsen ane dy erbgeschossere von sich czugebin. Und deme czuraten, lege ut sequitur.



Noch deme tode unsers gnedigen herren egenanten, qui obiit a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXXVI<sup>to</sup> habin wir manchirley handels mit iren gnaden gehabt als von der benke wegin egenant. Tandem a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XL primo habin wir uns mit siner wittewen, unserer gnedigen frawen, doromme voreynet, der sy sine gnade gegeben hatte, noch lawte der brive dorobir sagende: also vornemlich, daß sy uns der vor sich und alle ire nachkommen, erbherren czu Legnicz, lediglich abegetretin hat, und allir schigkonge doran, erblich und ewiglich czuhabin noch lawte der brive dorobir gegeben; also das wir eren gnaden alie jar jerlichin czu iren lebetagen, und donoch nymmer, 90 marg heller und nichts mer gebin sollin und beczalin, und sollin auch jerlichin unsers hern egenanten jargezeite sins selegeretis awsrictin; und noch irem tode, so denne soliche liprente 90 mr abegeen, so sollen wir irer beyder testament awsrichten noch ynnehalt der brive dorobir gegeben.

Dovon czutroste armer lewte et tocius communitatis und czubesserunge desir stad ist man ratis eynig worden, jerlichin eynen frymargt des fleissches eynen tag in der wochin, nemlich des sonnabund czuhabin und czu halden.

Czuwissen: wol das vor das armut ist, so ist is abir der stad an iren czinsen, dy sy jerlich dovon richtin mus, faste swer czuhalden, als das an den czinsen, dy doruffe steen, als hernoch geschrebin steet, offentlich ist czuirkennen. Got sey der belœner!

Dese nochgeschriebenen czinse stunden off den benken: Primo unsers hern seligen und auch siner gemalh selegerete, vid. capitulo, vicariis, mansionariis, Carthusiensibus, plebanis, monachis, monialibus et hospitalibus 72 mr. Respice in testamento et in litteris eorundem desuper confectis et invenies. — Item 20 mr census habuit Nise viawynne, successit Paul Bantsch nomine uxoris; nunc habent poppelawen. Dantur 17 mr annatim ex concordia. — Hannus schobir habuit 5 mr ex parte Bossynne; concordavimus secum pro 3 sch. — Moniales in Trebenicz ex parte Bossynne, professe ibidem 5 mr — Caspar Rote 5 mr; dantur 4 ex concordia. — Preposito ad sanctum Petrum 1 mr, item 4 lapides<sup>16)</sup> sepi fusi — Ecclesia sancti Petri; nulla est facta concordia. — Ecclesie sancte Marie 2 $\frac{1}{2}$  bang; item 15 lapides sepi. — Abbas Lubensis — Ad sanctam crucem 24 lapides sepi fusi; concordavimus pro 2 sch. annatim. — Ad sanctum Nicolaum 1 bang — Ad sanctam Annam 1 bang — Civitas habet 5 maccella; item 45 lap. sepi fusi emptos cum advocacia; item 33 mr 16 gr census nomine bonorum spersers gut, nunc Carthusiensium; item dy geschossere.

Dorch sotaner obengeschriebener beswerunge willen habin wir macht, das selegerete czumosen, ob sichs nochmalis redelicher sachin halbin nicht irtragen mochte, als das in den briven dorobir gegeben clerlicher ist geschrebin.

Abir mer so hat der rad desir stad gancze ordenunge und schigkonge und folle macht, dy benke czu meren adir czu mynnern, czuverrogken, czu vorwandeln noch irem willen und irkennen. Domina nostra Elisabeth pie memorie obiit a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XL nono; requiescat in pace! amen. (In nocte vigilie omnium sanctorum.)<sup>17)</sup>

Hic est ordo maccellorum ab antiquo:

Primum latus sicut itur de platea media sub maccella versus plateam castris a sinistra incipiendo:

1. Maccellum olim Conradi girhard — 2. M. o. Meissenerynne et sydemfaden — 3. M. pauli weisse — 4. M. N. seydelers — 5. M. o. kern — 6. M. o. ecclesiarum s. Marie et s. Petri — 7. M. o. civitatis — 8. M. o. P.

sydemfaden — 9. M. o. N. schonejon — 10. M. o. monachorum Lubensium — 11. M. o. alde kolerynne — 12. M. o. girdanyinne antique — 13. M. o. monachorum Lubensium — 14. M. o. eorundem — 15. M. o. eorundem — 16. M. o. ecclesie s. petri — 17. M. o. Johannis Bitschen — 18. M. o. Margarete girdanyinne — 19. M. o. civitatis — 20. M. doritee giselerynne — 21. M. o. infirmarum ad s. Annam — 22. M. o. Bartus polan et kitschulden — 23. M. o. puerorum brockindorfs — 24. M. o. doritee fleisscherynne — 25. M. o. hans kolerynne — 26. M. o. pauli tamme — 27. M. o. nekussch — M. o. Niclas schoneyon.

Aliud latus.

1. Macc. o. keyser — 2. M. o. eiusdem — 3. M. o. frybergynne — 4. M. o. civitatis. — 5. M. o. civitatis — 6. M. o. beyerynne — 7. M. o. pauli tamme — 8. M. o. eiusdem — 9. M. o. N. elle — 10. M. o. aytener — 11. M. o. hans kober — 12. M. o. monachorum Lubensium — 13. M. o. N. elle — 14. M. o. ecclesie s. Nicolai — 15. M. o. Niclas oye — 16. M. ecclesie s. Marie — 17. M. o. Petir dirschkowicz — 18. M. o. Gregorii schobir — 19. M. o. Mikua polan — 20. M. o. civitatis — 21. M. o. N. schonyon — 22. M. o. Francisci bottener — 23. M. o. civitatis et Johannis ungerotin — 24. M. o. N. kosschewicz — 25. M. o. Marci mitman — 26. M. o. Hanko kemmer — 27. M. o. antique kolerynne — 28. M. o. frybergynne — 29. M. o. Margarete girdanyinne —

Tot fuerunt in numero et personarum prescriptarum.

Ecce omnia prescripta maccella et singula solverunt quodlibet 1 sexag. 3 gr exactionis ab antiquo exceptis quatuor in prima riga notatis, vid. monachorum de Lubens, que fuerunt absoluta et non plura. Item octavum primi lateris et vicesimum octavum vel ultimum eiusdem solverunt duntaxat  $3\frac{1}{2}$  fl propter onus censuum super eisdem constitutum. Item in alio latere vicesimum septimum solvit nisi 1 mr eadem de causa.

Alia autem omnia et singula dederunt parem exactionem, ut antea continetur. Nunc autem ex transmutacione temporum, in qua omnia transmutantur et suis spaciis transeunt universa, per plures transactos annos dant quodlibet 1 sexag. 9 gr (pro exactione).

Matis hanczenkecher 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr, W  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{ſ}$ , M  $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{ſ}$  — Mertin Reichil 35 gr vid. a. t. u. s. — Niclas goltberg 26 gr 3  $\text{ſ}$  u. s. — Bernhard schildaw 26 gr 3  $\text{ſ}$  a. t. u. s. — Petsche foit 1 q,  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Andres schulcz  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — Hannus vnger 1 q,  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Area kymslegils  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — Niclas lankissch  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — vicus.

Schulcz de Jenewicz 3 qq., 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s. — Andris klymisch  $1\frac{1}{2}$  qq. u. s. — Urban gobil  $\frac{1}{2}$  c. u. s. — Item domicula vicina  $\frac{1}{2}$  q., 9 gr 3  $\text{ſ}$  u. s. — Domus Casparis Roten  $17\frac{1}{2}$  gr, 1 q., W  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{ſ}$ , M  $8\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{ſ}$  — Andres Reye d. d.  $17\frac{1}{2}$  gr a. e. t. — Gutirley 1 q.  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Bretsnyder d. d.  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Springesgud d. d., u. s. — Hannus sucher  $17\frac{1}{2}$  gr d. d., u. s. — Mertin hofeman  $17\frac{1}{2}$  gr d. d. u. s. — Caspar schulcz d. d. 35 gr u. s. — Croker d. d. 35 gr u. s. — Paul hertwig  $\frac{1}{2}$  c. 35 gr u. s. — Mertin berndorff 1 q.,  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Anthonius steyerer 1 q.  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Lorenz viweg  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — Stephan floche 1 q.,  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas czawlke 1 q,  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Stephan schilde  $\frac{1}{2}$  c, 35 gr u. s. — Niclas schulcz 1 q,  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas Richter  $17\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas snabil  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr.

Angulus versus plateam cerdonum.

Reichenickel 35 gr d. d., a. t. u. s. — Tomas Rymberg 35 gr u. s. — Meister Jacob mewerer 3 qq., 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr u. s. (nunc hospitale scolarium infirmorum; est liber)<sup>17)</sup> \*

Aliud latus platee medie.

Niclas smed 17 $\frac{1}{2}$  gr d. d., u. s. — Niclas morgenrod d. d. 35 gr u. s. — Michil lewsschener 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas lyndener 35 gr u. s. (de brasiatorio 21 gr a. t.) Petir schulcz 35 gr d. d., u. s. — Hannus hofeman d. d. 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Wolfferam 35 gr u. s. — Michel buchener 35 gr u. s. (item de brasiatorio 21 gr a. t. u. s.)<sup>17)</sup> — Jost koch 35 gr d. d. u. s. — Matis schildynne d. d. 35 gr u. s. — Mertin kynast 35 gr u. s. — vicus —

Hans freyberg 3 qq., 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr, W 1 $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{℥}$ , M 1 $\frac{1}{2}$  mr 2 gr 3  $\text{℥}$  — Jorg woitke 1 q., 17 $\frac{1}{2}$  gr a. t. e. — Michil krokawer 35 gr u. s. — Jorge menczil 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Petir polan 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Lorencz seckirwicz 35 gr u. s. — Niclas frankenstein 35 gr u. s. — Hannus herman 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. Caspar kymslegil 35 gr u. s. — Jorge krebil 35 gr u. s. — Niclas bleicher 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jorge lylgenweis 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas muldener 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jorge lyndener 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Michil engelbrecht 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas girhardynne 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Lorencz heyntschil 35 gr u. s. — Jost Vngar 17 $\frac{1}{2}$  gr, 1 q. vid. W 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$ , M 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$  — Andres grossche d. d. 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Hannus tschambor 1 $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — vicus —

Pfotzener 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Mertin gobil 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jeronimus girhard 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Clement plessche 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Petir kvne 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas trippenmecher 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Hannus walter 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. Niclas gobil 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s.

Dy andern mithewserlyn gehoren czum fordersten.

In Circulo.

③ Hannus schotcze 1 $\frac{1}{2}$  c., 70 gr u. s. — Jorge sewbirlich 70 gr u. s. — Paul nekusch 70 gr u. s. — Paczuldynne 70 gr u. s. — Michil walter 1 $\frac{1}{2}$  c. 70 gr vid. W 35 gr, M 35 gr — Niclas hoberg 70 gr u. s. — Burghard hoendorff 70 gr u. s. — Niclas wechter d. d. 77 gr; item de domo posteriori conversa ad priorem 14 gr u. s. (Item alle jor 17 $\frac{1}{2}$  gr. Item von dem rawme, der von Paul Barbirers haws dorczu komen ist.)<sup>17)</sup>

Platea domine Marie alias beate virginis.

1) Meister Paul barbierer tola curia 70 gr (3 qq., 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr u. s.) — Niclas son 3 qq., 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Lorencz smedynne 35 gr u. s. — vicus —

2) Meister hincze barbierer 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Stenczlaw fryettag 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas keppil 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Matis Rudel 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jacob funke 35 gr u. s. — Urban kosschewicz 21 gr u. s. — Niclas scherer 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Cleyne Matis 17 $\frac{1}{2}$  gr, 1 q., vid. W 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$ , M 8 $\frac{1}{2}$  gr 3  $\text{℥}$  — Niclas fogil d. d. 17 $\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s. — Hannus scheyteler 3 qq., 1 mr 4 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — vicus —

3) Kyrmessynne 1 $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — Hannus stanko d. d. 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Bartissch buchwalt 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jacob goltmed 1 $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — Mertin benissch 1 $\frac{1}{2}$  qq., 26 gr 3  $\text{℥}$  u. s. — Niclas Vleman 1 $\frac{1}{2}$  qq., 26 gr 3  $\text{℥}$  u. s. — Niclas sucher 1 q. 17 $\frac{1}{2}$  gr — Andres gurteler 1 q. 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Urban czymmerman 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Mertin benissch 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Sperling 17 $\frac{1}{2}$  gr

u. s. <sup>25</sup> Sebenson 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — <sup>26</sup> Matis wolff 17 $\frac{1}{2}$  gr W 8 $\frac{1}{2}$  gr 3 s, M 8 $\frac{1}{2}$  gr 3 s <sup>27</sup> Jost koch 17 $\frac{1}{2}$  gr, 1 q. u. s. <sup>28</sup> Brasiatorium 21 gr sicut alia u. s. — <sup>29</sup> Domus selhaws fundata per olim Johannem mittelaw 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. <sup>30</sup> Matis hering d. d. 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — <sup>31</sup> Niclas herman  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — <sup>32</sup> Andres heyenko  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. —

### Ex opposito.

Brasiatorium infirmorum ad sanctum Nicolaum super flumine kaczbach<sup>14</sup>) 21 gr sicut cetera u. s. — Hannus kemmer d. d. 1 mr 1 gr u. s. — Hannus Meissener d. d. 28 gr u. s. — Hannus Jon koppirsmied 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — vicus<sup>18</sup>). — Nota: Domiculas in eo contentas et eciam illas retro sanctam crucem sitas respice in loco suo, vid. in Newlende, et invenies.

Nunc sequitur brasiatorium monachorum ad sanctam crucem; ibidem fuit quondam dos ecclesie sancte Marie. Respice penes.

Notandum: hic fuit curia dotis ecclesie parochialis s. Marie sita, et quia ipsi monachi sic et plebanus cum suis capellanis non habuerunt debitum latitudinis spacium pro sua mansione, eciam quia non concordant psalterium cum cythara, heu prochdolor! per universum, eciam fuit nimia distancia fundus curie dotis ab ipsa ecclesia, post exustionem predictorum ipse dux Wenceslaus primus, fundator collegii Legnicensis, quandam commutationem et translacionem duxit faciendam, ut per privilegium subscriptum clarius continetur.<sup>19</sup>)

Nota: Per huiusmodi translacionem et commutationem successit hec libertas. Sequitur ecclesia sancte crucis cum toto cenobio et edificiis suis fundata per dominos terre ab antiquo vid. per Boleslaum denominatum Calvum, patrem Hinrici Legnicensis Pingwis sive Ventrosi dicti, Bolkonis Sweydenicensis, qui tante narratur fuisse potencie, et Bernhardi Agilis cognominati. Qui Boleslaus Calvus obiit a. d. M<sup>o</sup>CC<sup>o</sup>(LXXVIII<sup>o</sup>)<sup>20</sup>) et sepultus est et requiescit in Legnicz cum uxore sua Adilheyd de Anhalt, filio suo Bernhardo et Katherina eius filia in monasterio predicto, quod ipse sic fundavit.

Domus ianitoris est civitatis.

### In cimiterio.

Dos curie ecclesie parochialis sancte Marie ecclesiastica gaudet libertate per commutationem et translacionem u. s. factam, ut in prescripta littera continetur. — Domus sibi vicinior dat 10 $\frac{1}{2}$  gr vid. W 5 gr 3 s, M 5 gr 3 s — Domus domini plebani ad sanctam Mariam non dat exaccionem, sed census in favorem eiusdem. Respice in registro perceptorum de conduccionibus. — Campanacia spectat ad dotem. — Scola beate Marie virginis. — Sequitur curia episcopalis Wratislaviensis.

### Aliud latus platee domine Marie.

1, Caspar lyndener,  $\frac{1}{2}$  c. 35 gr, vid. W 17 $\frac{1}{2}$  gr, M 17 $\frac{1}{2}$  gr — <sup>2</sup> Niclas schonefeld 1 q., 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — <sup>3</sup> Stephan hofman 1 q., 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — <sup>4</sup> Niclas margynne 35 gr W 17 $\frac{1}{2}$  gr, M 17 $\frac{1}{2}$  gr — <sup>5</sup> Andres sucher 17 $\frac{1}{2}$  gr a. t. u. s. — <sup>6</sup> Matis kyndeler  $\frac{1}{2}$  mr  $\frac{1}{2}$  gr u. s. — <sup>7</sup> Voitynne kynder 35 gr u. s. — <sup>8</sup> Hannus elle 17 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — <sup>9</sup> Matis weisse 35 gr u. s. — <sup>10</sup> Xpolitus gebeler 35 gr u. s. —

### Ultra ripam.<sup>21</sup>)

Domus ferbehaws lanificum 14 gr u. s.; fuerunt plures domicule et pecie — Niclas poluff in acie 14 gr u. s. —

### Sub muro.

Petir newmeisterynne d. d. 7 gr u. s. — Hannus Jon 7 gr d. d. u. s. — Jorge moche d. d. 7 gr u. s. — Selhaws prima — Selhaws secunda. Hee sunt libere; fuit quondam una domus. Verte et invenies origenem libertatis.<sup>22)</sup>

### In acie.

Caspar gerstman  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr — Smede Michil  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr a. t. u. s. — Jorge kindeler  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — Melcher czekorn  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr; item 14 gr de area circa fartorium u. s. — Hannus tscharnerynne  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr u. s. — Segemer  $\frac{1}{2}$  c. 35 gr u. s. — Clement gorteler  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr — Hannus landegke  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr; item de brasiatorio 21 gr u. s. — vicus —

Langehannus  $\frac{1}{2}$  c., 35 gr, W  $17\frac{1}{2}$  gr, M  $17\frac{1}{2}$  gr — Appotecarius totam curiam. Ecce propter appotecam habet libertatem et est exemptus, ut in littera sua sibi desuper data plenius continetur. — Lorenz schulcz 35 gr u. s. — Matis Rorechtyenne 3 qq., 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr u. s. — Hannus peltcz 3 qq., 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr u. s. — Jost lyndener 3 qq., 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr u. s.

### Platea sancti Petri.

Domus Hannus schobirs cum brasiatorio 1 mr  $4\frac{1}{2}$  gr u. s. — Hannus weigand de brasiatorio 21 gr u. s.

### Aliud latus.

Mordebir 7 gr vid. u. s. — Meister bartissch tisscher 7 gr u. s. — Sigmunt smed 7 gr u. s. — Ecce hic fuit quidam meatus usque ad muros civitatis, sub quo ducitur canale pro fontibus. Modo idem meatus est ad domum quandam adauctus, unde consurgit, quod dat de eodem loco censum annuum, ut in registro perceptorum continetur.

Niclas endirlyn 7 gr vid. W  $3\frac{1}{2}$  gr, M  $3\frac{1}{2}$  gr — Jungenickelynne 14 gr u. s. — Domus altaristarum ab antiquo dedit 21 gr, quia fuit quondam brasiatorium. Is ist czuwissen: wol das selbe haws uff der stadmawer gebawit ist, so ist is doch pflichtig czulosen eynen freyen dorchgang off der mawer, der stad czu irer noddorfft als auch alreyde dorch beyde mawern desselbin haws begriffin ist und als das in den scheppinbriven obir das selbe haws lawtende eigentlich awsgedrockt ist.

Mer ist czuwissen: czu umgehen dy ganzce stad ynnewendig irer mawer findet man iczunt nicht mer noch suste irgend, das dy gebewe an dy mawer geczogen weren, wenne anzuheben an der newenpforten dorch den pfarrenhof, marstal, sante Petirs gasse, kottilhoff und forbas users hern bischofs hoff; und wy wol das ist, das sy so nahen doran getan sind, so ist duch dodorch der fry dorchgang der stad nicht obirgeben. Des czuworzeichen: so sind alle dy selbin hewser nicht off der stadmawer, sonder do nebene und dovon etwefaste gebawit, so das ein beqweme rawm und gang do czwisschin gelosen ist czu noddorfft. So ist auch gemeynlich an den selbin bewen und an iren ringmawern thore stete gelasen, dy man nicht vormawern sol, also das dy der stad offenn seyn sollin, wenn sich das geborith, als man des findet eyne pforte neben der newenpforten, dy andere neben dem torme in den marstall, forbas dorch altaristen haws obene und so forbas auch dy pforten an beyden reynmawern<sup>23a)</sup> users herren bisschofs hofis; also forbas obir der nederschulen czu unser libin frawen und bis an das breslissche tor, dor soliche gebewe wenden. —

1450  
Donoch folget das haws, das etwenne Wellerynne gewest, und donoch der altaristen; und als denn der rad desselbin dy schigkunge had und lenhern sind, und abir als denn dese stad des noddorfft geworden ist czu irem marstalle, so hat man dicz czu dem marstalle gewendet a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>L<sup>mo</sup> und an siner stad, das icht deme stift entpfremdunge geschee, das vorige den altaristen, wol das vil besser ist, yngegebun, das sy denn also ynngenomen habin, halden und besitzzen.

Und an dem selbin hawsse, auch an der wonunge hat der rad dy schigkonge, lehen, macht und alle hirschafft.

Der marstal ist der stad. — Dy schule vor sich. — Der pfarrehoff mit der glockenerey vor sich.

Also habin wir in der stad umbgangen.

### Foris civitatem.

Ante valvam Glogoviensem.

Curia Jorge kobirs — Curia prewssen — Curia schachts — Horreum Cranchs.

Ecce hee hereditates omnes et singule in fussatum civitatis sunt converse, ut fieret civitas bene munita ad resistendum hereticis continente decertatione eorundem, et sic cessant census cum exactione. — Czolhoff dedit ab antiquo 21 gr, W 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr, M 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr. Et quamvis nunc in favorem domini terre est ad tempus ab huiusmodi solucionibus absolutum, nichilominus, postquam a domino dissolvitur, obligatur ad pristinam solucionem, ut in privilegio desuper confecto plenius continetur.

Respice privilegium istud in registro privilegiorum folio CLXVII.

In deme selbin brive bekennet und globet der herre Lodwicus 2<sup>us</sup> pro se et suis successoribus, wenn der selbe czolhoff ganz adir eyns teils von en komen worde, bey der stad mit allin sachin als von alders blibin sollin, auch das alle sine inwonere gehorsam sten sollin den stadrechtin, und was ungerichtis dorynne geschee, das das alles dy stad richten solle, auch das dy inwonere desselbin mit der stad schossen, wachen und recht tun sollin, als gewonlichin ist. Respice ibidem.

Brasiatorium hasskonis lyndener dat annatim 21 gr pro exactione, W 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr, M 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gr. — Curia olim heyneri, postea pauli tschasslawis generi, nunc Cristoffori schulcz, dedit ab antiquo 14 gr exactionis; nunc vero dat census annum 1 fl, ut in registro perceptorum continetur.

Sic et alie horrea, domus et aree ibidem site et in platea dicta kugasse, sicut pecora solent intrare gayum, omnes dant census et nullam exactionem, ut in registro eodem plene liquet.

Secuntur horrea laterum. Ecce a. d. M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>LXXII<sup>o</sup> edificatum est hoc novum horreum laterum et antiqua sunt cooperta. Et est sciendum, quod antiqua et primitiva horrea laterum antea steterant et in publica strata sive via pecorum ex opposito Pfaffindorff circa foveas argilli, dictas tongruben fuerunt sita, ut ex vestigiis adhuc apparet; et quia ibidem optima argilla seu ton reperitur, ideo tunc temporis meliores lateres decoquebantur quam nunc.

Item sciendum: postea plures hereditates, domus et aree quondam ibidem site iusto empconis titulo interveniente pro amplificacione eorundem in ea sunt converse et adaucte. Unde consurgit, quod adhuc civitas (ad) census annum et hereditarium pro quodam altari fundato per Landiskron de fundis eisdem debitorie obligatur. — Molendinum dictum bruckenmolh cum suis

edificiis ex utraque parte aque sitis fuit quondam civium huius civitatis et postea auxilio consulum per dominum ducem Wenceslaum primum cum quodam alio molendino sito supra nigrum fluvium, quod interim ad nichilacionem reductum noscitur, iusto vendicionis et empcionis titulo intervenientibus pro sustentacione ipsius domini et successorum suorum noveris comparatum de anno d. M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>LXI<sup>o</sup>; quapropter in favorem sui ab omnibus exaccionibus et solucionibus est exemptum. Nichilominus, si unquam ab ipsis dominis ad alienos venerit, ad solucionem exaccionis et aliorum onerum ad civitatem dividetur, ut in privilegio desuper confecto plenius continetur.

Respice hoc privilegium in registro de privilegiis folio XVI<sup>to</sup>.

Nota: non duntaxat istud molendinum, sed alia omnia et singula sub manu dominorum pretextu et in favorem ipsorum ab exaccione et solucionibus (sunt) absoluta. Consimiliter allodia, maccella et huiusmodi alia duntaxat gaudent ista libertate interim quod ab eisdem possidentur. Quamcito autem ab aliis iusto titulo occupata fuerint, ad pristinam et primevam solucionem locacionum legitime obligantur. Nichilominus tempore medio huiusmodi hereditates sub iurisdiccione et dominio civitatis fore dinoscuntur.

Respice ista diversis privilegiis canentibus locis suis.

Bebirs erbe und haws czinset den vicarien. — Domus domini Jacobi presbyteri czinset auch den vicarien.

Ecclesia cum cimiterio ad sanctam Barbaram; merito gaudent ecclesiastica libertate.

Ibidem quondam plures figuli habuerunt domus suas sicut similiter ex opposito etc. —

Vicus finsterwalde nuncupatus. —

Domus schacht czinset den vicarien. — Horreum et domus advocati eorundem consimiliter.

Nota: quamvis hereditates et domus supra notate dominorum vicariorum sunt censite, nichilominus possessores earundem volentes iuribus civitatis perfrui, ab exaccione de rebus et aliis solucionibus congruis non sunt absoluti.

Domus et hereditas olim Hancmaris non dat aliquam exaccionem, sed censum annum civitati, ut in registro perceptorum patet, vid. 1 fl. — Domus gobil cum hereditate non dant exaccionem sed censum  $\frac{1}{2}$  marce hereditarie. Respice in registro perceptorum civitatis.

Forbas woren etliche hofereyten et pecie ex opposito hospitalis, que per inundacionem aquarum ut plurimum anichilabantur. Dy selbin habin dy herren ratmanne pluribus transactis annis pauperibus et egentibus ad sanctam Annam pro prato ipsis ex hiis faciendo liberaverunt et causa Dei donaverunt. Et sic pratum huiusmodi ab ipsis sic iuste occupatur, et sunt in possessione quieta plurimorum annorum.

Molendinum dictum newmolh super Nigro fluvio seu palude per dominum ducem Rupertum, qui obiit a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>IX<sup>o</sup> de consensu consulum tunc regencium de novo nosce edificatum et erectum; unde adhuc per dominos terre possidetur.

Et est valde votivum lignis in palude crescentibus at in semetipso modici fructus et valoris.

Hannus Jawor heger de domo et orto suis non dat exaccionem sed censum 1 fl, ut in registro perceptorum liquet; et est sub dominio et iurisdiccione civitatis per totum. — Domus pauli fischers in acie czinset den pfaffen. — Sic et alia domicula parva retro eandem sita versus walkmolh. —

Walkmolh est domini terre et pro nunc Mathie gruczenschriber pro certa pecunie summa obligata, ut in litteris desuper canentibus clarius appareat.

### Ultra aquam et pontem extremum.

Allodium denominatum Storketil et aliud circa fontem ducis cum suis ortis et pertinenciis universis fuerunt bona feudalia et gaudebant hactenus iure feudali. Nunc autem tempore Ambrosii Bitschen, heredis et possessoris eorundem, de iure feudali sunt extracta et sublata et sibi et suis heredibus utriusque sexus in ewum fere proprietatis titulo sunt collata; nichilominus a dominis terre conferuntur, et quamvis certi orti versus aquam siti in latere dextro, sicut exitur, censum annuum civitati solvere conswerunt, ut in registro perceptorum clarius continetur, non sunt ergo sub dominio civitatis situate, sed census huiusmodi post vendicionem et resignacionem fundi ortorum eorundem, qui fuit satis altus et montuosus, quem civitas multis transactis annis de licencia dominorum, quorum tunc interfuit auctoritas, pro abducenda terra pro strata et via ad civitatem refarcienda et facienda comparavit per consules, apud emptores loci et fundi eorundem ortorum desuper constructorum dinoscitur fore reservatus.

Quapropter de bonis huiusmodi et suis pertinenciis hic nichil erit nec est tractandum, sed remittimus dominis terre, de quibus pendent a feudo, si non natura feudi, nichilominus ab eis conferuntur.

### Aliud latus ante valvam Glogoviensem.

Primo habetur hospitale ad sanctam Annam; est merito ab omnibus oneribus exemptum. De fundacione, disposicione et iuribus suis respice in registro provisorum eiusdem, ubi illa clarius sunt expressata. — Domus Jorge foits, domus figuli, domus kalbfleisch non dant exaccionem, set censum. — Domus et ortus infirmarum hospitalis eiusdem.

Piscina civitatis. Ibi fuerunt plures domus, orti et prata, que omnia pro munimine civitatis et firmitate ad resistendum hereticis tunc tempore vigentibus in piscinam ut supra sunt conversa.

Czuwissen, das der bodem desselbin hospitalis und dy vorgeschrebenen hewser und erbe und auch der teiche doselbist formalis vil hewserlin, gartin, erbe und wezen gestanden habin. Ist allis eyn dorfflyn gewezen, genant hennynghesdorff, als is noch hewtigis tagis heisset. Und dasselbe ist gewest der hirschafft; und von der hirschafft, und nemlich von herczoge Ruprechten had is dy stad czu ir gekauffet mit allen sinen hirschafften und gerechtikeiten, als der briff, dorobir gegeben, clerlich besagit.

Dovon kombt is czu, das man dy erbe, doselbist gelegin, von dem ratisstule, und nicht von der scheppinbang vorreicht. Sequitur littera desuper.<sup>24)</sup>

### Ante valvam Wratislaviensem.

In primo latere, sicut itur versus sinistram, fuerant quondam 9 domus distincte; harum 6 in fussatum civitatis sunt converse pro amplificacione fussati contra hereticos, et habentur adhuc nisi subscripte 3:

Petsche keppil de area 7 gr, vid. W  $3\frac{1}{2}$  gr, M  $3\frac{1}{2}$  gr; item domum suam de peciis recollectam, dat 35 gr u. s. — Hannus konyng d. d. 14 gr, W  $3\frac{1}{2}$  gr, M  $3\frac{1}{2}$  gr (?) —



### Ultra aquam.

Ecce istud latus in toto dependet ab allodio et bonis Carthusiensium et est sub dominio et iurisdiccione eorundem, sicut antiquitus fuit apud Niclas viaw et ante eum apud spöerer, unde nomen accepit spörers gud et spörergasse usque in hodiernum diem. Et bonum feudum est, dependens a feudo a dominis terre, quamvis per dominum ducem Ludovicum 2<sup>um</sup> proximum pro dotacione (et) fundacione domus Carthusiensium noscitur fore legatum cum omni suo iure<sup>25)</sup> et dominio, ut apud eosdem claret.

Qua de re hic non interest de eisdem bonis quibuscunque diffiniendum.

### Aliud latus ante valvam Wratislaviensem.

Hic est semita pedestris fundata per ewum.

Alexius grospletir 14 gr, vid. W 7 gr, M 7 gr — Thanhewser 3<sup>1/2</sup> gr u. s. — Horreum Bernhardi morgenrod — Petir pfender de domo et orto 14 gr u. s. — Dy alde kosschewiczynne 3<sup>1/2</sup> gr u. s. — Niclas kosschewiczynne 3<sup>1/2</sup> gr u. s. — Maczko 7 gr u. s. — Dominus Johannes, plebanus in Waldaw 7 gr, W 3<sup>1/2</sup> gr, M 3<sup>1/2</sup> gr — Starckenickil 14 gr u. s. — Domus, ortus et horreum domini nostri episcopi sunt ab omnibus daciis libera et exempta.

Czuwissen, das unser herre bisschoff formalis eynen garten, schewne und haws czu synem hofe gehorende nebin dem kirchhofe ad sanctum Jacobum hat gehabt czwischen dem Blankenteiche, czwischen dem selbin kirchhofe und neben der stad grabin und yach bis an und in der stad grabin gelegen; und als denn sotaner mechtiger herzog der ketzer von Beheim dasmalis in landen hirschte und man wedir sy czuenthaltunge desis erbern slossis manchirley bewe und festenungen desir stad erbeyte und sondirlich dy stadgrabin um und umb dy ganze stad merglichin und yach noch eyns so weith und vil mer irweite und irbreyte, das sich alhir vor solichin gartin und gebewen, dy do so nahen getan woren und czu kirchenfryheit lagen, nicht vorgeen mochte, dovon so hat man mit gemeynem rate und mit groser bethe, muhe und erbeith den selbin bodem von sinen gnaden abebracht und em dokegin in eynem rechtin wechsele alhir dese erbe und bodeme an jener stad gegeben czuglichen rechtin und czu kirchenfryheith als das forige gelegen was; und dovon komt is czu, das is fry ist und keyn geschos noch andere geldunge gebin darlf. Desir erbe was vire, ut in littera sequenti continetur. — Sequitur littera.<sup>26)</sup>

Clement steynMan de orto, qui fuit civitatis, 14 gr, W 7 gr, M 7 gr — item de secunda domo et orto 14 gr u. s. — Niclas gereyle de domo et orto 14 gr u. s. — Jorge semfftelebin 14 gr u. s. — Horreum civitatis liberum.

Ecce hic fuerunt plures domus, orti et brasiatoria sita, ut in registris antiquis continetur; hee omnes et singule pro tutamine contra hereticos tunc in terra vigentes in fussatum civitatis sunt converse.

Asmus cultellifex de domicula et orto suis dat 7 gr pro exaccione a. t. u. s. — Ortus magnus schymmelwitz de novo locatus et expositus est de pluribus remanenciis czu 21 gr geschossis, vid. W 10<sup>1/2</sup> gr, M 10<sup>1/2</sup> gr.

Domus, ortus et horreum domini nostri episcopi circa cimiterium sancti Jacobi site in fussatum et piscinam sunt converse, ut prius continetur; super quo habetur littera domini episcopi. Respice apud privilegia civitatis.

### Ante novam portam.

Ecce hic tres aee, vid. foits, Jorge asts et schymmelwitzynne in fussatum civitatis sunt converse contra hereticos.

Gregor tincz, ecce de remanenciis diversis de novo locata est ista pecia et domus, dabit annatim 1 fl civitati exactionem, et ecclesie s. Marie 6 gr pro omni iure suo, W 6 gr, M 6 gr. — Henlynynne 3 $\frac{1}{2}$  gr, vid. W 21 ♂, M 21 ♂ — Matis gerberynne 3 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas czymmerman 10 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Mertin sedorff 7 gr u. s. — Gregor Tincz 7 gr u. s. — Domus et ortus sagittariorum 14 gr.<sup>27)</sup> — Paul schichteysen 7 gr u. s. — Niclas doryng 7 gr u. s. — Niclas kopatsch 7 gr u. s. — Vorbagke 7 gr u. s. — Lorencz boltcze 7 gr u. s. — Lorencz seber 7 gr u. s. — Jorge hirszberg 7 gr u. s. — Jorge franko 7 gr u. s. — Petir kemmer 7 gr u. s. — Hans heydenrich 7 gr u. s. — Hannus senger 7 gr u. s. — Jorge lilgensteyn 7 u. s.

### Aliud latius.

Hannus Rudel de domo et hereditate illis 21 gr u. s. — Brasiatorium sanctimonialium<sup>28)</sup> 21 gr u. s. — Niclas kemmer de domo et piscinis illis dat census et non exactionem. Respice in registro perceptorum. Idem de hereditatibus aliis vicinis 3 $\frac{1}{2}$  fl u. s. — Mikolassch; idem de domo secunda: 35 gr a. t. u. s. — Bartussch herman 21 gr. — Opetczynne 7 gr u. s. — Hannus grossche 7 gr u. s. — Meister Burghard — Pawl bantsch 7 gr, vid. W 3 $\frac{1}{2}$  gr, M 3 $\frac{1}{2}$  gr. — Gregor tinczman 7 gr u. s. — Meigenheim 7 gr; item de secunda domo 7 gr u. s. — Girhard 7 gr u. s. — Niclas sparndinst 7 gr u. s. — Area Jorge lydeners u. s. 7 gr — Area blumenerynne 7 gr u. s. — Hans wirbes 7 gr u. s. — Langenickil de hereditate 1 mr 8 gr u. s. — Hannus schreyer 7 gr u. s. — Hannus kobir; idem de secunda: 21 gr u. s. — Jacob kunewalt 7 gr u. s. — Horreum swerczynne 7 gr u. s. — Paul worpis 7 gr u. s. — Petir kromke alias virley 7 gr u. s. — Swarczenickel 7 gr, vid. W 3 $\frac{1}{2}$  gr, M 3 $\frac{1}{2}$  gr. — Mertin lyndener in acie 14 gr u. s.

### Platea Jaworensis.

Niclas ditman 3 $\frac{1}{2}$  gr — Hannus korber 3 $\frac{1}{2}$  gr — Langeorythey 3 $\frac{1}{2}$  gr — Polanyne 3 $\frac{1}{2}$  gr — Rodeler d. d. 7 gr u. s. — Wilde de hereditatibus 21 gr u. s. — Weissenickel 7 gr — Hannus eckard 7 gr u. s. — Matis krawsse 7 gr u. s.; idem de secunda domo 7 gr u. s. — Paul lodwig. — vicus —

Crawspenickel d. d. orto 7 gr u. s. — Knebelynne d. d. et orto etc. 21 gr u. s. — Hans Rudel de pecia agri 7 gr u. s.

### In acie.

Jacob keypper 10 $\frac{1}{2}$  gr, W 5 gr 3 ♂, M 5 gr 3 ♂ — Petsche Crawse — Horspitcze. — Idem; fuerunt orti plures ortulanorum, dat 1 sexag. 3 gr u. s.

### Aliud latius platee Jaworensis.

Tomas Rodeler 7 gr u. s. — Ffrancze furer 7 gr u. s. — Mertin wyndisch 7 gr u. s. — Mertin dorrebarth 7 gr u. s. — Hilgehannus 7 gr u. s. — Jacobus Vngar 7 gr u. s. — Domus horspitcze 7 gr u. s. — Jacob Beheim 7 gr u. s. — Jacob mitman 7 gr u. s. — Hannus grafe 7 gr u. s. — Petir czymmerman 7 gr, vid. W 3 $\frac{1}{2}$  gr, M 3 $\frac{1}{2}$  gr — Horreum kirchhofi 7 gr u. s. — Horreum Michilman 7 gr u. s. — Domus et ortus eiusdem 7 gr u. s. — Horreum Jorge schulcz 7 gr u. s. — Petir wilde 10 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Niclas clement 7 gr u. s. — Domus et ortus Ambrosii Bitschen, dat census hereditarium Bonifacio bonifacii.

## Horrea.

Horreum Cromschreibers (dat censum u. s., non dat exactionem) — Cleyn-Nickel d. d. et orto 7 gr u. s. — Newman 7 gr u. s. — Domus et ortus H. rudels 10 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Domus pastoris civitatis dat censum Bonifacio bonifacii — Pawil fischer de domo et hereditate 21 gr u. s. — Petsche Vluch 7 gr u. s. — Nitsche beym borne 21 gr.

Alhir sol seyn eyne stegil und ein ewig fussteig czu dem qwegborne, der ist dohin gekauft und gestiftet. —

Marcus newmargkt 5 g 9  $\text{ſ}$  — Horreum landegken — Eckard 3 $\frac{1}{2}$  gr; aliud solvit ecclesie — Horreum N(icolai) clerici 5 gr 3  $\text{ſ}$  — Domus et ortus Wenzlaw menlyn — Hereditas Caspar Roten 21 gr, W 10 $\frac{1}{2}$  gr, M 10 $\frac{1}{2}$  gr — Niclas horspitzte de hereditate 9 ruten 6 fl 8 $\frac{1}{2}$  gr. — Brasiatorium Matern 21 gr u. s. — Ortus Niclas Jermer — Ortus Petir de heide, fuit H(annus) hezellers, dat 21 gr. — Ortus Petir lyndener. —

Ante valvam Goltbergensem: Ortus Hannus bantsch 14 gr, fuit geisellers. Ortus Hans walters.

Nota: Hic sunt plures domus, horrea et orti succise et propter metum hereticorum et per eosdem combuste, ut in registris antiquis liquet; quibus reedificatis obligantur ad pristinam solutionem.

### Ante valvam Goltbergensem.

Area brasiatorii Cristoffori gutirley — Area horrei H(annus) girdans. — Paul mitman d. d. et orto 21 gr, W 10 $\frac{1}{2}$  gr, M 10 $\frac{1}{2}$  gr. —

### Aliud latus.

Niclas horspitzte duos mansos agri; respice in Dornpussch.

Hii quondam fuerunt pro canonia legati et incorporati. Nichilominus tunc sicut et nunc fuerunt et sunt sub dominio et iurisdiccione civitatis et ad omnia obligantur onera cum civitate comportanda sicut alii mansi ibidem. Respice in Dornpussch et invenies.

Weishewbt d. d. et hereditate; fuerunt quondam plures domus et brasiatorium; dat annatim 1 sexag. 3 gr pro exactione, vid. W  $\frac{1}{2}$  sch 1 $\frac{1}{2}$  gr, M  $\frac{1}{2}$  sch 1 $\frac{1}{2}$  gr. — Domus secunda eiusdem sibi vicina non dat exactionem sed censum annuum 1 fl, ut in registro perceptorum de conducctionibus continetur. — Nunc sequitur domus Cruciferorum una cum hospitali ad sanctum Nicolaum. Noveritis has domus et hospitale cum suis fundo et pertinentiis per dominum terre et fundatorem eius ab omnibus oneribus fore absoluta, ut in privilegio sequenti clarius continetur.<sup>29)</sup> Is ist czuwissen: wol das hospital des irsten von des stifters wegin den Crewczigern entpfolin was, sindmalis abir ist is vorwandelt, also vornemlich, das sy alleyne habin dy sorge in spiritualibus, das ist mit den hilgen sacramentem etc; so had dy werltliche sorge der rad desir stad und weme sy is bevelin. Und umb ir alt recht ist en gnuge wedirfaren. Respice in privilegio concordie apud provisosos hospitalet eiusdem.

### Ante valvam Haynoviensem.

Lorenz barth 3 $\frac{1}{2}$  gr, vid. W 21  $\text{ſ}$ , M 21  $\text{ſ}$  — Hans welssch 3 $\frac{1}{2}$  gr vid. u. s. — Niclas czobkaw 7 gr u. s. — Mertin wyndissch, Mertin gruczener 31 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Allodium Nicolai schulcz; respice in Dornpussch — Lorenz krommel 7 gr u. s. — Michil stephan 14 gr u. s. — Caspar stellenmecher

14 gr u. s. — aree plures — Hannus füsscher 14 gr u. s. — Area Marci goldberg 7 gr u. s. — Stenczlaw weldel. — Aree plures.

### Platea rosarum.

Area dyslawynne 7 gr — Area Andres brewer 7 gr — Domus hasenschisser 10 $\frac{1}{2}$  gr — Horreum Niclas kuchelers 10 $\frac{1}{2}$  gr, W 5 gr 3  $\beta$ , M 5 gr 3  $\beta$  — Horreum Lorencz frederichs 10 $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Crumphas 7 gr u. s. — Petir thomas de hereditate  $\frac{1}{2}$  mr  $\frac{1}{2}$  gr u. s. — Schonewelderynne 7 gr — Niclas hubener 1 fl 3  $\beta$  u. s. — Matis schuwert 7 gr u. s. — Domus et ortus Matis kindelers u. s. — Niclas torse — Niclas pirner u. s. — Matis gruczenschriber de hereditate 1 mr 8 gr — Horreum Petir hennyng — Grymme u. s. — Lorencz zuwechter — Hans Jone 7 gr u. s. — Niclas clericus 7 gr u. s. — Crasehannus 7 gr u. s. — Horreum Michelsdorff u. s. — Petir hennyng 7 gr u. s. — Holczman 21  $\beta$ ; item de alia hereditate 14 gr; idem de pecia civitatis dat census u. s.

### Aliud latus platee rosarum.

Ecce istud latus in toto, versus murum civitatis situm, est succisum et in fussatum civitatis conversum. Fuerunt ibi domicule plures et amene valde cum ortulis suis et multitudo populi.

### Aliud latus ante valvam Haynoviensem.

Ecce hic prope valvam u. s. fuerunt quondam septem domus situate, ut sequitur: Domus vornaylynne, domus langenant, domus steynMan, domus Niclas wayner dederunt exactionem, ut in antiquis registris continetur — Domus Alberti smed, domus Niclas strowpicz, domus Niclas gobil dederunt census, ut in registris perceptorum continetur.

Hoc latus secundum et predictae domus omnes et singule sunt succise et in fussatum civitatis pro amplificacione eiusdem converse propter metum hereticorum, qui grando, horribili fortique exercitu suo per terras huiusmodi regnabant et atrociter plures civitates et opida circumvallarunt et, prohdolor, expugnabant a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXVIII<sup>o</sup>.

### Molendina.

In libris veterioribus exactionum civitatis et signanter a. d. M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>LXXIII<sup>o</sup> sic invenitur:

### Exaccio molendinorum ab antiquo.

Tunc temporis percipiebantur sex exactiones.

Jostmolh 1 fl, Blankenmolh 1 sexag., Brockenmolh 1 mr, Stathmolh 30 gr, Winkelmolh 1 mr, Scherffmolh  $\frac{1}{2}$  mr, Stynermolh  $\frac{1}{2}$  mr, Newmolh 8 scot, Molendinum Nigre aque 1 mr, Morthmolh 1 fl propter novitatem, Prymkendorffermolh 1 fl, Aliud molendinum ibidem 6 gr, Molendinum lanificum 1 fl. Tot et taliter continentur molendina et exactiones eorundem ab antiquo.

Doruff czuwissen: Dese vorgeschriebenen molhen und auch solich ir geschos ist sindmalis vorwandelt und eynsteils vorgangen. Wy das eygentlich czukomen ist, ist so alt und lang, das man der register nicht gehabin mag und vorgangen sind, das man is so eygentlich nicht mag gewissen.

### Jostmolh.

Y doch czuwissen: Czum ersten von der Jostmolh, das dy vor langen jaren, und nemlich vor 80 jaren vorgangen, keyn geschos hat gegeben und

offgehorth hat czuschossen; und ruret iczunt czulehen von deme archidiacono dicz collegii; wy das czukombt, mus ymmer in des archidiaconatis gerech-  
tikeith werden irfunden.

### Blankenmolh.

Czum andirn von der Blankenmolh; dy hat czuzeiten das allirsweriste und græste geschos gegeben, nemlich 6 schog. Dy sache ist gewest, das czu ir gehorh habin das erbe und gud, das iczunt Hans Rudel hat, der teiche dobey gelegin, den dy Tschaslawer gebawit habin, der Blankenteich gnant, der bleichen bodem im hage doselbist, dy dovon komen sind a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXI<sup>o</sup>, der nonnen melczhaws situm ex opposito molendini eiusdem, Niclas kemmers erbe und bodeme dobey czuneste gelegin, dy sindmalis dovon genomen sind; auch so ist das malczmalen dovon genomen, das sy forderlich hatte vor andern und eyne sonderliche malczmole doczu. Dovon czu irkennen steet, das sy solich gros geschos alleyne ane alle soliche benomene czugehorungen und notcze nymmer mag irtragen, sondir is ist geachtet worden, das sy forbas gebe als dy andern, nemlich Spitalmolh, Stynermolh etc. Und das sy so lange nichts gegeben hat, dy sache ist, das sy der hirschafft ist, dy sy forbas vorpfant hat. Nichilominus cum dominio et iurisdiccione et collacione dependat a civitate.

### Brockenmolh.

Czum dritten dy Brockenmolh ist der hirschafft erblich und ist ir czugegeben tempore Wenceslai primi una cum molendino. Nigre aque prius contenti a. d. M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>LXI<sup>o</sup>. Quapropter non de iure sed ex favore ab omnibus exactionibus et solucionibus, qua ad civitatem, est exemptum. Si autem in posterum ad alienos divolvetur, ad pristinam et primevam obligatur solucionem, ut hec in privilegio quodam. desuper confecto in registro de privilegiis folio XVI<sup>to</sup> plenius sunt expressata.

### Statmolh.

Czum virden dy Statmolh; ist auch der burger gewesen und der hirschafft czugonst czugestatit, worumme sy also iczunder keyne geldunge tut; so sy abir von der hirschafft off andere qweme, so ist sy is schuldig noch alder awssaczung.

### Wynkelmolh.

Czum vumfften<sup>30)</sup> dy Wynkelmolh ist der herren Carthusier in und off irem gute gelegin et dependet a feudo una cum bonis eorundem a dominis terre, nec est sub dominio civitatis. Wy nu solich geschos formalis doruff komen und sindmalis abekomen ist, non est in memoria hominum et deficius in registris et munimentis desuper canentibus. Qua propter de illo diffinire non valeo.

### Scherffmolh.<sup>31)</sup>

Czum sechsten dy Spitalmolh; dedit antiquitus 3 mr per plures annos, bis so lange dy geschossere gemeynlich irhœet worden und das sebinde doruff gesaczt. Also gebit sy nu 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> mr und ist allenthalben under der stad gelegin.

### Steynermolh.

Andree kromschribers molhe, wol sy formalis und von alders ak 3 mr czugeschosse der stad hat gegeben dorch manche jahr, nu abir dy geschossere gemeynlich irhoet worden, warth das sebinde geschos ir czugesaczt, also das sy nu gebit jerlich 3 $\frac{1}{2}$  mr, vid. W 7 fl, M 7 fl.

### Newmolh.

Istud molendinum nunc sandmolh nomen accepit. De quo sciendum, quod hoc molendinum fuit quondam plebani et ecclesie sancti Petri in Legnicz, sibi loco alterius molendini, dicti leymlymolh, adiudicatum circa alodium dotis ecclesie prescripte siti, quod funditus occasione plurimorum defectuum iuxta sententiam consulum est deletum tanquam arbitri et arbitratorum concordie amicabile et favorose in causa eadem, ut in munimentis desuper confectis variis et multiplicibus plenius continetur; et occasione litium plurimorum ecclesie motorum et postea per anichilacionem ignis incendii, sicut famatur, mansit area plures annos deserta, vid. per 70 annos vel citra. Nunc vero per Ambrosium Bitschen, qui eandem aream una cum omni iure ecclesie iusto empconis interveniente titulo comparavit a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XLV<sup>to</sup>, est reedificatum. Verum quidem prius, antequam ad ecclesiam pertinuit, sicut scribitur, ab antiquo ipsum solvisse 2 marcas pro exactione; postea vero, tempore plebani et ecclesie invenio duntaxat dominum plebanum cum (viginti) quatuor scotis, hac summa valente 1 marcam et non amplius, exolvisse usque ad desolacionem. An in concordia talis exaccio sic est moderata vel non, ignoro. Relinquo ergo illud arbitrio consulatus.

Y doch czuwissen, das der selbin Newmolh, nunc Sandmolh nuncupate, vil enczogen ist: czum irsten am gebew; wenne des irsten, tempore ecclesie, hat sy gehabit czwey gebew genenander, nu abir nicht mere denn eyns; auch vir rade, nu abir ak drey; czum andern am bodeme, des ihr faste von der stad dorch sandes willen czu nemen abegegrabin ist; abir an der wesen obir deme wassere, do sy denn faste gehabit had, als dy alden sagen, abegestrichin ist; abir den moelgarten, den ich sindmalis doczu habe must kewilfin und beczalin; czum dritten am notcze, so als sy formalis dye malcze am meysten gemalen hat, als dy alden sagen, nu abir nymmer; czum virden, so sy nu czuczinse der kirchin verbunden ist sind deme bawe, und formalis nicht. Dovon man sy unmogelich mere beswerit, sonder billich irleichtet, so is eyn gemeyner dinst ist.

### Molendinum Nigre aque.

Molendinum Nigre aque est omnino deletum et desolutum, nec scitur situs neque locus. Quidam dicunt ipsum fuisse circa castrum, ubi nunc valva summi<sup>32</sup>) est edificata. Verum quidem vidi in fundamento edificiorum eiusdem, dum edificata fuerant, vestigia plura et locum, quo ibi olim fuit quoddam molendinum. Quale erat, an illud, vel aliud, nescitur. Quare in dubiis non est diffiniendum; sufficit, quod nunc non est in rerum natura. Cessat ergo solucio, cum istud sequitur illud et cessante causa cessat et effectus<sup>33</sup>).

### Morthmolh.

Ecce illud ab antiquo et prima sua locacione dedit 6 fl pro exactione; nunc autem propter augmentacionem exaccionis septime dat 7 fl, vid. W 3 $\frac{1}{2}$  fl, M 3 $\frac{1}{2}$  fl.

### Molendinum in Prymkendorff.

Molendinum istud, quamvis dicitur ab antiquo dedisse 6 fl, nunc tamen et in pluribus peractis annis non invenitur alicubi aliquibus solvisse. Est enim satis notorium, quod dependet a feudo ab herede ville Prymkendorff, cui solvere consuevit quandam censum hereditarium usque in hodiernum diem. Per quam autem viam exaccio talis, si fuit, ab eo sublata sit, non scio.

### Molendinum aliud.

Molendinum, quod scribitur aliud molendinum ibidem, credo fore molendinum nunc Hasskonis lyndener. Non memoror hoc unquam aliquam singularem solvisse civitati exactionem, sed bona eiusdem, ad que istud legitime dinoscitur pertinere, solvere 3 mr pro omni iure civitati consuerunt. Si autem esset molendinum leymmolh, quod situm fuit circa allodium dotis curie ecclesie parochialis sancti Petri ad eandem pertinens, hoc per concordiam memoratam funditus est deletum.

Is ist auch gewest, das iglich molner, des wagin heryn ging, von alders gegeben habin allis von y dem wagen 1 lot civitati, ut in registris antiquis continetur, usque ad annum d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XCV<sup>um</sup> et non ultra nec amplius.

### Molendinum lanificum.

Estimo illud esse deletum et succisum; causam non invenio. Sed de novo respice ante valvam Glogoviensem etc.

### Dornpussch.

Czuwissen, das der Dornpussch von alders gnant ist dy 100 hufen; und her sol auch habin 100 hufen. Alle dy selbin synd und sollin seyn dinsthafft, also das alle und igliche, dy soliche huben und erbe besitzin, sy weren in adir awssen der stad wonende, sollin mit en gelden, leyden und alle borden, beyde mit wachen, bethin, ungelde und allin andern beswerungen tragen, als von awssaczunge sy also czu der stad voreigend sind; und sol auch sich nyemand dokegin mogen behelffin mit keynen fryheiten, briven adir begnadungen. Also ist auch Prymkendorff czu der stad vorschrebin mit allin den sinen, ut in privilegio sequenti clarius continetur.<sup>34)</sup>

Czuwissen, das von alders y dy hube im Dornpussche gelegin, keyne awsgenomen, eyne glich als dy andere habin gegeben rechtis erblichin geschossis 7 $\frac{1}{2}$  fl. Abir donoch, vid. a. d. M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXV<sup>to</sup> worth off igliche hufe czugesaczt 4 gr.; und als denn von alders igliche hufe czu monczegelde czugebin 2 gr schuldig ist, also gebit igliche hufe geschos und monczegelt 2 mr., und das pflegit man czu nemen off czwene tage, nemlich off Walpurgis halb, off Michaelis halb; und so man also von yglicher huben 2 mr hat empfangen, so soll man suste keyn ander monczegelt mer fordern.

Wes abir suste dy stad anlanget czugelden und czugebin: betin, stewern, auflege, auch wachin und alle andere borden czutragen sind dy im Dornpussche glich den in der stad mete verbunden ex privilegio priori.

Weysgerwer hat 2 hufen, dy gebin mit geschosse und monczegelde igliche 2 mr off zwene tage; W 2 mr, M 2 mr. — Jost schultcz hat 4 hufen, dy gebin 8 mr, nemlich W 4 mr, M 4 mr. — Anthonius wyнкeler hat 3 $\frac{1}{2}$  hufe, dy gebin vor geschos und monczegeld 7 mr, nemlich W 3 $\frac{1}{2}$  mr,

M  $3\frac{1}{2}$  mr. — Hannus morgenrod 4 hufen minus 3 ruten; dant  $7\frac{1}{2}$  mr u. s. — Matern 2 huben, 4 mr, W 2 mr, M 2 mr. — Otto 2 hufen, 4 mr u. s. — Stenczlaw gobil  $3\frac{1}{2}$  hube, 7 mr u. s. — Urban gobil  $3\frac{1}{2}$  hube, 7 mr u. s. — Hinrich slewppener 5 hufen 3 ruten, dat annatim  $10\frac{1}{2}$  mr u. s. — Dominus plebanus ecclesie sancti Petri 4 hufen iuxta privilegium precedens non esset exemptus. — Hantsch gobil  $4\frac{1}{2}$  hufe 3 ruten, dat annatim  $9\frac{1}{2}$  mr a. t. u. s. — Smochewitz de certis virgis ad Dornpussch pertinentibus dat annatim pro exaccione  $\frac{1}{2}$  schog a. t. e. — Clericus et bantsch 6 hufen, 12 mr u. s. — Hasschko lyndener de bonis suis dat annatim 3 mr a. t. u. s. — Niclas schultcz iunior 2 huffen, dat 4 mr exaccionis et pecunie monetalis a. t. u. s., vid. W 2 mr, M 2 mr. — Uxor sculteti de Prymkendorff habet 1 mansum circa Mortmolh, dat 2 mr, W 1 mr, M 1 mr. — Pawil Rymberg  $\frac{1}{2}$  mansum, dat 1 mr u. s. — Niclas Rymberg 3 mansos, dat 6 mr u. s. — Hannus Rymberg  $2\frac{1}{2}$  mansos, dat 5 mr u. s. — Sydenfadem  $2\frac{1}{2}$  mansos, dat 5 mr u. s. — Morgenrod habet  $2\frac{1}{2}$  mansos, dat 5 mr u. s. — Caspar hewseler 4 hufen  $4\frac{1}{2}$  rute, dat 8 mr 3 fl u. s. — Matern circa viam pecorum 3 mansos, dat 6 mr u. s. — Allodium Ottonis iuvenis dependet a feudo a domino abbate<sup>35</sup>) Lubensi et suo conventu ibidem; longis transactis annis nullam dedit exaccionem, sed iuxta privilegium antea insertum utique sicut et alia omnia allodia ad solucionem legitimam iuxta primevam locacionem obligaretur.

Istud eciam allodium pro cappella sancti Laurentii originaliter est locatum, sed qua auctoritate nunc alienatur, nescio; videant hii, quorum interest. —

Hir sol seyn eyner freyer fussteig und gang czu dem qwegborne, der sol unvormacht und unvorczewnet offensteen y dem noddorfftin menschin von eyns stifftes und selegeritis wegin czu ewigen czeiten, als von anders gewest ist. — Niclas von der heidynne vorwerg hat 4 hufen, und wol is etliche jar nichts gegeben hat, y doch noch des fordirn privilegii lawte ist is schuldig. Abir als is denn der hirschafft formals hat dinen mussen, so offte is nod hat, solich recht hat dy hirschafft der stad obirgeben und ir nichts denn alleyne dy reichunge doran behalden, als das nochgeschriebene privilegium besagit. Sequitur littera.<sup>36</sup>)

Niclas horspitzener forwerg hat von irsten 4 hufen erbes; item an der awen und gertin doselbist  $\frac{1}{2}$  hufe 3 ruten; item an semansdorffs erbe  $\frac{1}{2}$  hufe und 3 ruten; item 2 guldynne hufen, dy der thumerey gewesen sind. Summa 7 huben 6 ruten. So ist noch dy obirschar, dy czinset 1 mr. — Nickel schulzen erbe und gud heldet  $4\frac{1}{2}$  hufe erbes und gebit 9 mr czugeschosse und monczegelde, vid. W  $4\frac{1}{2}$  mr, M  $4\frac{1}{2}$  mr. Abir so gebit is czuczinsse der stad 1 mr von viwege.

Doruff czuwissen, das czuczeiten dy fywege vor den selbin thoren haynowissch und goltbergissch czumole breyt und weit gewesen sind und gelegin habin, also das man der stad vye doselbisten hat gefuret und geweydet. Nochmalis abir, als dy stad dye hege und andere mere newe vyweyden<sup>37</sup>) gekauft hat von der hirschafft, der alle soliche bodeme gewest sind, als man das in den briven dorobir gegeben wol eigentlich mag finden, do ist man desir nymmer so noddorfft gewest als formalis und davon so habin dy alden von den selbin wegin adir fyweyden awsgesaczt und verkaufft czu solichin forwergken faste bodems, und alleyne davon behalden so vil czu gemeyner strassen noddorfft ist. Und von solichem bodeme der irstin und alden viwegen adir fyweyden so gebit noch das gud desen czins. Dorumme so steet in den percepten der stad registern: dat de via pecorum



das ist: von deme viwege, der der stad formalis von<sup>88)</sup> erster awssaczungē gewest und sindmalis czu desē gute kōmen ist, und nicht von sinen viwegen, so is y dy selben billichen hat und habin mus glich eynem andern. Sequitur littera super eodem.<sup>89)</sup>

Et habentur eciam alia privilegia. Respice in registro privilegiorum per me confecto foliis LXIV, LXV, LXVI, LXVII etc. et invenies ibidem.

### Sequitur villa Prymkendorff.

Das dicz dorffelin der stad czugehorit mit allin dinsten, stewern und borden glich dem Dornpussche und glich andern inwonern der stad Legnicz, das beweiset der vorige briff hiryn ingesaczt off den Dornpussch. Respice ibidem.

Also ist is gestalt um der Prymkendorffer geschos:

Der schultcz hat 1 hufe, dy gebit 3 fl der stad czugeschosse; item abir 1 hufe, dy gebit 7 fl der stad czugeschosse; item 3 ruten, dy gebin 21 gr. — Lyndener doselbist hat 1 hufe, dy gebit 7 fl der stad czugeschosse; item  $\frac{1}{2}$  hufe, dy gebit  $3\frac{1}{2}$  fl. — Mertin Jungehannus doselbist hat 1 hufe, dy gebit 7 fl. — Jungenickil hat 1 hufe, dy gebit auch 7 fl; item 3 ruten, dy gebin 21 gr. — Wenczlaw hat 1 hufe, dye gebit  $7\frac{1}{2}$  fl czugeschosse; item 1 hufe, dy gebit 3 fl; item  $\frac{1}{2}$  hufe, dy gebit  $3\frac{1}{2}$  fl. — Czelder doselbist  $\frac{1}{2}$  hufe, dy gebit  $3\frac{1}{2}$  fl der stad czugeschosse.

Summa 9 hufen. Summa des geldes  $13\frac{1}{2}$  mr  $17\frac{1}{2}$  gr. —

Nota: Der schulcz czu Prymkendorff ist schuldig, alle jar dy geschossere obengeschrieben ynczumanen und deme rate czuantwertin, und doromme so leset man en der 21 gr ledig, dy her suste von den 3 ruten czugebin schuldig ist. Und das ist von alders herkommen.

Korczer: Dy Prymkendorffer habin 6 hufen in eyner summen sam gesamt und ungescheiden; dy gebin eyne der andern czuhelffe czu 7 fl.

Summa  $10\frac{1}{2}$  mr.

Dy obgeschriebenen  $10\frac{1}{2}$  mr steen yn der stad geschosbuchern geschreiben also nemlich: Prymkendorffer  $10\frac{1}{2}$  mr, W 5 mr 1 fl, M 5 M 1 fl.

Dasselbe geschos sol der schulcz irmanen als dorinnene geschrebin steet.

So hat der schulcz 1 hufe, dy ist kōmen von Brockindorfs erbe tempore Conradi brockindorffs, dy gebit 3 fl czugeschosse. — So hat Wenczlaw 1 hufe derselbin, dy gebit 6 fl; item so hat her noch eyne, dy gebit  $7\frac{1}{2}$  fl.

Summa des allin 14 mr minus 6 gr, als forne geschrebin steet.

Monczegelt ist auch eyn rechter ierlicher und ewiger erbczins, der der erbhirschafft behorit von awssaczungē wegin der bodeme. Solicher jerlicher czins ist geczelit und benant, wes und wye yil man des der hirschafft czugebin ierlichin von desir stad schuldig ist; nemlich 30 mr monczegeld, also mit dem erbgeschoss, das do ist dryhundert marg, solichin erbczins 330 mr, beide an erbgeschosse und monczegelde ist dese stad schuldig von irster awssaczungē der erbhirschafft und nichts meer von geldungen von rechte. So ist dy gonst und gnade auch obirgebin. Respice in registro de privilegijs per me confecto foliis CXXIII, CXXV, CXXVI, CXXVII; de libertate autem CLXXI, CLXXII, CLXXIII.

### De tempore colligendi pecuniam monetalem.

Est sciendum, quod pecunia monetalis colligenda est ante Walpurgis et Michaelis proxima septimana precedente, quia bis colligitur in anno et tum super uno termino sicut super alio.

### De modo colligendi pecuniam monetalem.

Hiroff czuwissen, das ich nicht fule noch irfinde keyn recht gesaczt czell eigentlich wy fil man fordern und von rechte empfaën sol; sonder ich finde wol eyne weise und albar schlechte gewonheith, als man is noch gedunken und weychlich und auch vorsewmlich ingenomen hat; also auch, das man der 30 margke, dy man der hirschafft ierlichin gebin mus adir den jenen, den sy dy vorsaczt habin, nicht irreichen mag, dovon dy stad alle jar czuschaden kombt, als das in registern obir soliche sachin saginde eigentlich steet czufinden; und ist nicht czweyfel, so is dy hirschafft selbir ofczunemen hette, als ir denn iczunt nicht behorith von sotans pacts wegin, sy worde und mochte noch eym mol so vil irmanen.

### In civitate.

Und dy weize ist gewest also:

Von eynem ganczen hofe am Ringe gelegin hat man genomen 4 gr off iglichin tag; von eynem ganczen hofe in den gassen gelegin 2 gr off iglichin tag. Walpurgis-Michaelis; von eynem halbin hofe am Ringe 2 gr, von eynem halbin hofe in der gassen 1 gr; von eynem firteil am Ringe gelegin 1 gr, von eynem firteil in der gassen gelegin  $\frac{1}{2}$  gr — und also ymmer dar under sich noch ye des erbe grøese und gelegenheith.

### Extra civitatem.

Von iglichem hawse vor der stad gelegin 6 ⸏, von iglicher hufen 6 gr, von iglicher molhen 3 gr.

Von iglicher kauffkammer 1 fl; und wer eyne kauffkammer hat und dovon solich monczegelt gebit, der darff suste keyn monczegelt mer gebin.

Iglicher wirth awswenig und ynnenwendig der stad 6 ⸏; iglicher hawsgenoß ynnewenig und awswenig der stad 3 ⸏.

---

## Anmerkungen.

- 1) quaterna Vierbogen- (Achtblatt-) Heft; tabula Wachstafel, in die mit Griffel eingetragen wurde. Solche Tafeln sind noch im Stadtarchiv vorhanden.
- 2) Hugwicio ist gleichbedeutend mit dem Pisaner Hugutio oder Ugutio, Bischof von Ferrara, † 1212.
- 3) Aristoteles' Physik war dem Stadtschreiber sicherlich nur in der Form bekannt, wie sie durch Averrhoës vermittelt war. Die 4 Prinzipien finden sich wiederholt dargelegt, u. a. Aristoteles, *Physica* II 7,3.
- 4) spr. z wie s, cz wie z, tcz wie tz; ezu wird oft mit dem folgenden Wort verbunden. Was die Schreibung des Spätlatein betrifft, so wird ae stets zu e, ti vor Vokal zu ci.
- 5) Bitschen: W 11 gr, M 11 gr.
- 6) ingenium hier Mittel, Verfahren.
- 7) registrum perceptorum de conduccionibus Pachtzinsregister.
- 8) Die folgenden leoninischen Verse sind in senkrechter Richtung geschrieben. Bitschen schreibt: die 2a mensis Junii, abweichend vom Text der Verse (bis X die).
- 9) Vergl. das Regest dieser Urkunde bei Schirmmacher, *Urkundenbuch der Stadt Liegnitz*, Nr. 599.
- 10) Abgedruckt bei Schirmmacher a. a. O. Nr. 94.
- 11) Von anderer Hand eingefügt.
- 12) Abgedruckt bei Schirm. Nr. 725.
- 13) vorgniget = entschädigt.
- 14) Katzbach bedeutet hier Mühlgraben; vgl. „Mitteilungen“ II S. 7.
- 15) Bitschen nennt diesen Juristen metristam. Die ganze Stelle verrät in den Unregelmäßigkeiten der Schreibung des Stadtschreibers Entrüstung.
- 16) lapis sepi fusi = ein Stein Unschlitt = 24 Pfund Talg.
- 17) von späterer Hand eingefügt.
- 18) Über dies jetzt verschwundene Gäßchen vgl. *Mitteilungen* II S. 12, Anm. 4.
- 19) Abgedruckt bei Schirmmacher Nr. 231.
- 20) Bitschen hat Zehner und Einer ausgelassen.
- 21) Statt ripam dürfte rivum (Mühlgraben) zu setzen sein.
- 22) Abgedruckt bei Schirmmacher Nr. 33.
- 23) reynmawern-Grenzmauern.
- 24) Abgedruckt bei Schirmmacher Nr. 333.
- 25) Bitschen: iuri.
- 26) Abgedruckt bei Schirmmacher 564.
- 27) Schützenhaus und Schützengarten; vgl. *Mitteilungen* II S. 76.
- 28) Sanctimoniales sind die Benediktinerinnen zum hl. Leichnam, deren Kloster an der heutigen Gartenstraße lag.
- 29) Abgedruckt bei Schirmmacher Nr. 16.
- 30) Bitschen: virden.
- 31) Die Scherfmühle wird in späteren Akten auch Schleifmühle genannt, war also keine Schneidemühle.
- 32) Valva summi = Domtor. Es stand dicht neben dem Glogauer Tor, von ihm getrennt durch den Mühlgraben.
- 33) Bitschen: censante und cessit.
- 34) Abgedruckt bei Schirmmacher Nr. 95.
- 35) Bitschen: abbati.
- 36) Regest bei Schirmmacher Nr. 576.
- 37) Bitschen: wyweyden.
- 38) Bitschen: und
- 39) Abgedruckt bei Schirmmacher Nr. 77.

# Vereinsbericht.

## Die Tätigkeit des Geschichts- und Altertums- Vereins zu Liegnitz

seit dem 1. Oktober 1917.

Von Arnold Zum Winkel.

Die beiden Berichtsjahre umfassen die furchtbarste Zeit, die das deutsche Volk erlebte. Das erste der Jahre eine Zeit aufreibender Spannung, das zweite — der Zusammenbruch. — —

Da galt es, fest und klar als erste Aufgabe des Vereins die Rettung vaterländischer, künstlerischer, kulturgeschichtlicher Werte ins Auge zu fassen.

Die Gefährdung der gemischtsprachigen Teile Schlesiens veranlaßte den Vorstand schon Anfang November 1918, an den Reichskanzler Prinz Max die dringende Bitte zu richten, unter keinen Umständen Teile Schlesiens preiszugeben, und in der Hauptversammlung vom 21. Dezember erörterte der Vortragende in längerer Rede die Haltlosigkeit der slawischen Ansprüche. Dann trat der Verein frühzeitig in die Reihe der Körperschaften, die der Auslieferung deutscher Männer entgegenarbeiteten. Vergebens freilich bemühte sich der Vorstand, die Posener Bibliothek, zu der einst aus Liegnitzer Bücherschätzen reiche Beiträge gegeben waren, für Schlesien zu retten.

Als der Verlust unserer ruhmvollen Besatzungstruppe, des Grenadier-Regiments König Wilhelm I. Nr. 7, drohte, erbat der Verein vom Kriegsministerium und Generalkommando die Erhaltung der alten Garnison; er hatte die Freude, eine wohlwollende Erwidernng und später die Rückkehr des Stammes der alten Truppe unter der Führung des Herrn Majors v. Amann zu verzeichnen, der die letzten Siege des Regiments geleitet hatte. Das ernste, schöne Löwendenkmal soll uns stets an unser altes Königsgrenadier-Regiment erinnern, mit dem wir fast 60 Jahre hindurch Freud und Leid geteilt haben.

Das alte Offizierkorps löste sich auf; seine sorglich gepflegte Bibliothek war in Gefahr, der alten Garnisonstadt verloren zu gehen. Da war es dem Verein vergönnt, in den Herren Kommissionsrat Max Langner, Kommerzienrat Karl Elsner, ehemaligen Offizieren des Regiments, und Herrn Hermann Elsner hochherzige Stifter zu finden, die diese 4000 Bände umfassende vielseitige Bücherei erwarben und als Gedächtnisstiftung für Söhne der Familien Elsner und Langner, die in den Diensten des Regiments gestorben waren, der Stadtbibliothek überwiesen, wo sie nun der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht werden soll, nachdem sie in den ersten Dezembertagen 1919 aus dem Bibliothekzimmer des Kasinos in die Räume der Stadtbibliothek überführt worden ist.

Ferner war es die Pflicht des Vereins, die alten Festräume des Schlosses, die den Feierlichkeiten Niederschlesiens so oft ihre Türen geöffnet hatten, vor der Verwüstung durch den Umbau in Ruhräume zu retten. Besonders der „Goldene Saal“ mit seinen gepreßten, goldigen Tapeten und seiner ganzen vornehm-schlichten Ausstattung im Geschmack des späteren Wiedermeier, nächst ihm der „Nizzaaal“ forderten die Erhaltung zu edleren Zwecken. So entstanden im Schoße des Vereins Pläne, an deren Verwirklichung gearbeitet wird.

Die schwierigste Arbeit des Vereins war die Rettung des Niederschlesischen Museums, das in seiner jetzigen Gestalt als eine Schöpfung des Vereins zu betrachten ist. Die außerordentliche Wohnungsnot hatte schon früh den unseligen Gedanken angeregt, diese vornehmste Bildungsstätte für niederschlesische Kultur, ein unerfetzliches Unterrichtsmittel für vaterländische, kulturgeschichtliche, gewerbliche und naturwissenschaftliche Belehrungen, die bedeutendste Sehenswürdigkeit der Stadt, ehrwürdig allein schon als eine Sammlung der Arbeit unserer Väter, dadurch zu zerstören, daß man die Räume zu Wohnzwecken umbaute. Da der Plan, die ganze Sammlung auf das Schloß zu verlegen, an der Unzulänglichkeit der Schloßräume scheiterte, bestand die Gefahr, alle die zahllosen Erinnerungsstücke, zum Teil von hohem Werte, zerbrechlich und der Vermoderung ausgesetzt, in Kisten verpackt auf den Böden verschwinden zu sehen. Der Verein bemühte sich unausgesetzt in Wort und Schrift, diese kulturwidrige Maßregel zu verhindern, und manches Mitglied hat seinerseits durch Aufnahme Zuziehender zur Vinderung der Wohnungsnot beigetragen.

Endlich war es Pflicht des Vereins, das Arnimdenkmal, das während des Krieges von Betrunknen umgestürzt war, wiederherzustellen. Eine Eingabe an die Stadtbehörden zur Wiedererrichtung dieses schönen Erzbildes fand die Zustimmung aller Parteien, und mit herzlichem Dank gegen die städtischen Behörden, besonders das Stadtbauamt, sieht der Geschichtsfreund wieder die von

Cauer so trefflich modellierte Gestalt des siegreichen Freundes der Schlesier auf sein Schlachtfeld hinweisen.

Eine zweite, nicht minder wichtige Aufgabe des Vereins war die Förderung der wissenschaftlichen, besonders der ortsgeschichtlichen Forschung. Die Stadtbibliothek, am 10. November 1913 eröffnet, hatte sich in den wenigen Jahren ihres Bestehens immer mehr zu einer Zentrale wissenschaftlicher, namentlich geschichtlicher Studien entwickelt. Wie sie wesentlich dem Altertumsverein ihre Entstehung verdankte, so wurde sie auch in den Berichtsjahren unausgeseht, wie das Museum, durch Schenkungen bereichert, die der Verein vermittelte und für die er den freundlichen Gebern auch hier seinen verbindlichsten Dank ausspricht.

Von grundlegender Bedeutung für die ortsgeschichtlichen Studien wurde eine Maßregel der städtischen Behörden, die auf Grund einer Besprechung mit dem Herrn Oberbürgermeister Charbonnier vom 25. September 1918 im Laufe des Winters beschlossen wurde. Das Stadtarchiv war bisher auf dem Boden des Neuen Rathauses den Besuchern schwer zugänglich, so daß der dringende Wunsch bestand, es mit der Stadtbibliothek zu vereinigen. Da nun zu Ostern 1920 im Städtischen Gymnasium ein Zimmer frei wurde, das für Unterrichtszwecke wenig geeignet war, so beschloß der Magistrat am 17. Dezember, das Stadtarchiv in diesen an die Stadtbibliothek grenzenden Raum zu verlegen, und die Stadtverordneten-Versammlung trat am 8. Januar 1920 diesem dankenswerten Beschluß bei, der neue Verhältnisse schafft. Von nun ab werden die Akten und Urkunden des Archivs und die Nachschlagewerke der Stadtbibliothek gleichzeitig in dem schönen Lesezimmer dieser Bibliothek denen zur Verfügung stehen, welche die Geschichte der Stadt, ihrer Familien, ihrer Gewerbe, ihrer sozialen Verhältnisse kennen lernen und fördern wollen.

Die ortsgeschichtlichen Studien zu veröffentlichen, war angesichts der steigenden Preise für Papier, Druck und Abbildungen schwierig geworden. Und doch wagte es der Verein, das 7. Heft seiner Mitteilungen rechtzeitig herauszugeben. Zu den Ersparnissen früherer Jahre traten die Mitgliederbeiträge, die für 1918 wie 1919 in gleichem Betrage eingingen. Es zahlten 1 Mitglied 30 M, 3 je 10, je eines 6 und 4 M, 11 je 5 M, 168 je 3 M, eines 2 M und 39 je 1 M.

Einen erheblichen Zuschuß leistete die Stadtgemeinde, die 1918 und 1919 je 400 M, außerdem für 1918 noch 66,75 M zu Ausgrabungen und für 1919 300 M zur Herausgabe von Archivalien für die Wirtschaftsgeschichte der Stadt bewilligte. Der Kreisauschuß des Landkreises fügte 200 M hinzu, und der Provinzialauschuß bewilligte wie in früheren Jahren 400 M. Diese höchst dankenswerten Zuschüsse der Behörden haben die Herausgabe des Vereinsheftes erst ermöglicht.

Zu diesen Bewilligungen traten erhebliche Spenden einzelner Freunde der uneigennütigen Bestrebungen des Vereins, für dessen Zwecke die Herren Kommerzienrat Elsner und Kommissionsrat Langner je 1000 M., Herr Hermann Elsner 666 M., Herr Kommerzienrat Dr. Krumbhaar, dessen Firma wieder die Herstellung des Vereinsheftes zu mäßigem Satze übernahm, außerdem 300 M. schenkten. Im Andenken an seine Vorfahren, die dem Liegnitzer Patriziat angehörten, stiftete Herr Regierungsassessor a. D. von Hendebrand 200 M., die Herren Bankdirektor Selle und Fabrikbesitzer Teichert je 100 M., die Herren Geheimrat Pfeiffer und Fabrikbesitzer Gubisch je 50 M. Dank diesen bedeutenden Schenkungen und dem Verzicht mehrerer Verfasser auf ihre Honorare konnte das 7. Heft der „Mitteilungen“ in alter, vornehmer Ausstattung herausgegeben werden. Erleichtert wurde endlich diese Ausstattung durch die freundliche Unterstützung seitens des Herrn Landschafts-Bankkontrolleurs Schumm, dessen photographische Kunst dem Verein schon so manche Zierde seiner Hefte verschafft hatte.

Die wissenschaftliche Vereinstätigkeit ruhte trotz der ungeheuren Erregungen des letzten Kriegsjahres nicht. Herr Geh. Baurat Pfeiffer, dem der Verein in jener schweren Zeit die Leitung seiner Arbeiten zu danken hatte, stellte u. a. eingehende Untersuchungen an Teilen des Schlosses und der Peter-Paul-Kirche an, die er voraussichtlich im nächsten Heft darstellen wird. Dazu traten gut besuchte Vorträge. Es erörterte am

23. April 1918 Museumsdirektor Prof. Dr. Seger-Breslau „Neue Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung in Schlesien“ unter Vorführung von Lichtbildern.

Es folgten nach Kriegsschluß weitere Vorträge:

21. Dezember 1918 Prof. Zum Winkel, „Deutsche und Slawen in Schlesien“.

25. Februar 1919: Studienassessor Dr. Selke, „Schlesiens Bedeutung für die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert“.

25. März 1919: Rektor Clemenz, „Aus Biographie und Kriegtagebuch des Generalfeldmarschalls v. Woyrsch“.

In der Hauptversammlung vom 22. Dezember 1919 konnte mitgeteilt werden, daß die durch die Verluste und die Teuerung des Krieges naturgemäß stark verminderte Zahl der Mitglieder sich seit dessen Ende auf gleicher Höhe gehalten hatte, und schon setzte eine bemerkenswert aufsteigende Bewegung ein, sodaß wir hoffen, die Verluste allmählich ersetzen zu können. Unter diesen Verlusten beklagte der Verein besonders den Tod des Studienrats Prof. Dr. Wilh. Merle. Als vorzüglicher Kenner der Grenzgebiete zwischen Naturwissenschaft und Geschichte leistete er durch umfassendes Wissen, gründliche und gewissenhafte Forschertätigkeit den

Bestrebungen des Vereins wertvolle Dienste und gehörte dem Gesamtauschuß des Vereins als Mitglied an. Sein am 25. September 1919 zu Breslau erfolgter Tod raubte uns einen der sachverständigsten Mitarbeiter.

Unvergänglichem Dank denen, die mit ihrem Blute die alte Kultur unserer Ostmarken vor der Verwüstung schützten! Nun ist es die Pflicht der Überlebenden, ihr Werk fortzusetzen. Viel hat Deutschland verloren, und doch ist noch viel an vaterländischen Werten, an Zeugen des schlesischen Volkstums, an heimischen Kunstdenkmälern, Volksüberlieferungen, Volksbräuchen in Stadt und Land, an Überresten der schlichten, gediegenen Arbeit unserer Väter, ihres Lebens in den engen Mauern der Altstadt, den Gutshäusern und ländlichen Wirtschaften vorhanden, und unsere niederschlesische Landschaft ist trotz aller Eingriffe der vordringenden Industrie, der vordringlichen Handelsreklame noch so wunderschön, daß es sich wahrlich lohnt, alles daran zu setzen, um solche Werte zu retten. Jede Generation, die auf ihre Kultur stolz ist, soll die Alten ehren, denn auch sie wird einmal zu den Alten gehören. Einst werden sich zu den Denkmälern der Arbeit unserer Väter die Reste unserer eigenen Arbeit gesellen. Müssen wir nicht dafür sorgen, daß diese Reste ein würdiges Bild unseres Schaffens darstellen? Müssen wir nicht planmäßig sammeln, was wir an Werten durch unsere methodisch durchgebildete Friedensarbeit schaffen konnten? Nur die Errichtung einer großzügigen gewerblichen Sammlung kann ein vollständiges Bild unserer heutigen niederschlesischen Arbeit geben, eine Veranschaulichung des Werdeganges vom Rohstoff zur Ware, die als ständige Ausstellung die gewerbliche Arbeit fördern, den Unterricht in den Fachschulen und Volkshochschulen unterstützen und für die neueste Geschichte des niederschlesischen Gewerbes unschätzbare Dienste leisten wird.

Neben dieser gewerblichen muß eine kulturgeschichtliche Sammlung entstehen, die unser Leben in den Jahren des Weltkriegs schildert. Die Zeugen unseres Lebens im Felde, unserer Kriegswirtschaft daheim mit ihrer Rationierung, ihren Ersatzstoffen, dem Kriegsgelde, der Kriegsindustrie, der Kriegsfürsorge und all den Mitteln jahrelangen Widerstandes gegen den Verband der Weltmächte sollen unseren Enkeln beweisen, daß wir wie unsere Ahnen gekämpft und gelitten haben. Museumsverwaltung und Stadtbibliothek werden, wie der Geschichts- und Altertumsverein, diese Zeugen der jüngsten Vergangenheit gern entgegennehmen.

Der Verein wird weiterhin seine Pflicht tun und sein wärmster Dank gilt allen, die geholfen haben, die helfen wollen.







695-87









BIBLIOTEKA GŁÓWNA

257 101 | 1

BI-12 17/2